



# Wehlauer Heimatbrief

Sonderausgabe 2005



## 60 Jahre Vertreibung

1945 ✚ 2005



Allenburg



Tapiau



Wehlau

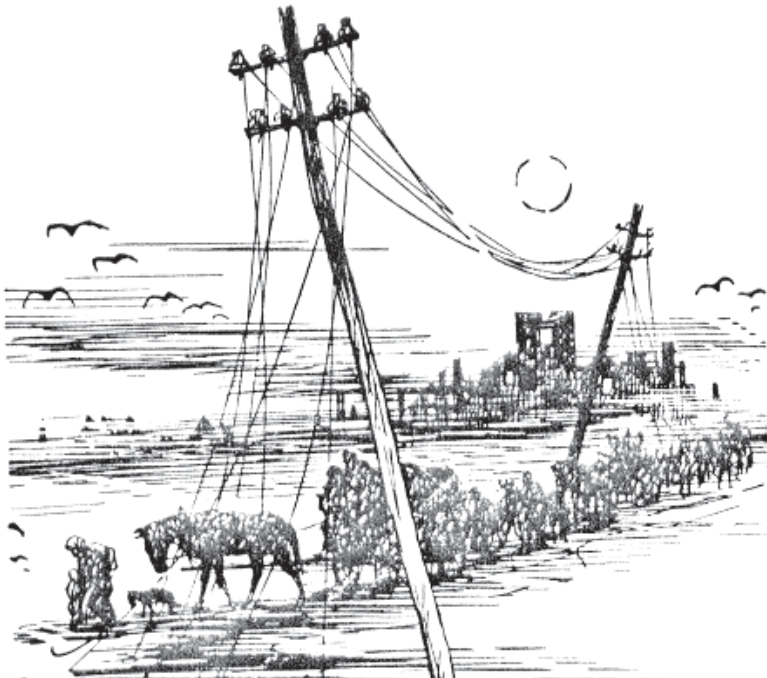


Diepholz



# Wehlauer Heimatbrief

Sonderausgabe 2005



## 60 Jahre Vertreibung

1945 † 2005



Allenburg



Tapiau



Wehlau



Diepholz

## In diesem Heimatbrief lesen Sie:

Krabbel, ein Märchen von Agnes Miegel .....	4
Liebe Landsleute .....	15
Wagen an Wagen, Agnes Miegel .....	21
Die ostpreußische Tragödie .....	23
Flucht aus der geliebten Heimat .....	35
Vertrieben, verfolgt und nur geduldet .....	36
1945-48 von Ostpreußen nach Moorrege .....	41
Die bewegte Lebensgeschichte der Ursula Peters .....	47
Rettung über See nach Dänemark .....	49
Oksboel in Dänemark .....	56
Großadmiral Karl Dönitz .....	57
Vision vom Kriegsende .....	59
Auszüge aus Briefen an seine Familie .....	60
Auf zerwühlter Straße, Frieda Jung .....	64
Mit Pferd und Wagen von Warnien nach Wismar .....	65
Ein Brief an meinen Pappi! .....	75
Heimweh, Frieda Jung .....	80
Kiesdorf und Löbegallen 1945 - 1948 .....	81
Goldbach im Sommer 1944 .....	90
Vor 60 Jahren begann der große Treck .....	104
Es war ein Land, Agnes Miegel .....	105
Wir gedenken .....	106
Das Recht auf Heimat .....	107
Wir waren Wolskinder .....	108
Von Ostpreußen nach Kyritz .....	117
Grundgesetz vom 23.05.1949, Präambel .....	130
Satzung der Landsmannschaft Ostpreußen, Präambel .....	130
Vor 40 Jahren - Flucht und Vertreibung .....	131
Die Vertreibung hat kein neues Recht geschaffen .....	132
Die Ausgewiesenen, ein Kinderlied .....	134

Rechtsverwahrung .....	136
Aus der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ .....	137
Militärische Operationen in Ostpreußen seit Januar 1945 .....	138
Die Flucht der ostdeutschen Bevölkerung vor der Roten Armee .....	139
Übergriffe und Gewalttaten der sowjetrussischen Truppen .....	153
Das Schicksal der Deutschen im sowjetischen Teil Ostpreußens .....	162
Nemmersdorf .....	170
Flucht von Königsberg weiter über See .....	174
Die Flucht aus Grünlinde .....	180
In Groß Udertal nach 1945 .....	183
Arbeits- und Lebensverhältnisse im Kreis Wehlau bis Ende 1947 .....	188
In Karwerningken von März 1946 bis September 1948 .....	194
Das Ende des Dorfes Köthen .....	199
40 Jahre danach - Trauer und Besinnung .....	203
Charta der deutschen Heimatvertriebenen .....	205
Heimat, von Siegfried Lenz .....	207
Impressum .....	208



***Ihre Spende baut diese Brücke***

# Krabbel

Ein Märchen von  
Agnes Miegel



Es war einmal ein lieber kleiner Maikäfer, der lebte fröhlich mit seiner Mutti und seinem Schwesterchen auf einer großen Eiche in einem wunderschönen Wald, wo viele tausend grüne Bäume standen, und alle Käferchen und alle Mückchen und die kleinen niedlichen Frösche und die blanken Blind-schleichen und oben in den Bäumen die bunten Finken und die Meisen, die kleinen verspielten Goldhähnchen und die keckernden Elstern und Meister Hämmerlein, der Specht, in Frieden beieinander lebten, und der Wald trug Moos und Farne und gab Vögeln und Tieren, was sie brauchten an Erdbeeren und Himbeeren, an wilden Johannisbeeren, an rotem und schwarzem Holunder, an Ebereschen und Haselnüssen und hunderterlei Pilzen, und die kleinen Rehe, die stolzen Hirsche, die stummen Elche und die kleinen gestreiften Frischlinge mit ihren schwarzen Eltern gingen durch den Wald in der Dämmerung, und wenn die Käferchen und die Vogelkinder schon am Einschlafen waren, dann erzählten ihre Mütter ihnen von diesen großen Wesen, und die Amsel am Bach sang dazu ein Abendlied. Ja, es war ein herrliches Leben in dem großen Wald, und der kleine Maikäfer und seine kleine Schwester und alle Vögel, Würmer, Frösche dachten gar nicht, wie schön es war und wie gut sie es hatten.



Aber auf einmal, gerade als es so recht schön warm war, und die Spinnen im Wacholder ihre Nester woben, und die Brombeeren sich schon ein bisschen dunkel färbten, und Frau Eichhorn täglich nachsah, ob die Haselnüsse reif würden, und die Stare schon die Holundertrauben aufpickten, denn ihre Jungen, die Sprehen, sind ganz wild auf Holundermus —

da kam ein großer Sturm! Erst wehte er von Westen, und dann wehte er von Osten, von überall, und es kam ein Gewitter, so schrecklich, wie der Wald es noch nie erlebt hatte — und ihr könnt mir's glauben, er hatte schon viel erlebt, denn er war uralt.

Da stürzten die Stämme wie ausgedreht vom Wirbel, die Vogelnester wehten zerrissen zu Boden, ihre Fetzen hakten im Gesträuch, die Eier zerbrachen, und wo schon Junge waren, starben sie oder klagten zu den Eltern, die schreiend oben kreisten. Unten waren die Pilze zerquetscht, ein Baum über den andern gefallen, der Holunder verlor seine Beerendolden, und Geröll war in den Bach gerutscht, so dass die Rehe nicht trinken und die Amseln gar nicht mehr darin baden konnten. Aber alle andern, deren Bäume noch standen, hielten mutig aus, und des kleinen Maikäfers Mutti nahm ihre Kinder unter ihre Flügeldecken und tröstete sie und sagte: „Wartet ab! Es geht bald vorüber! Dann kommt auch Vati wieder. Der ist mit den andern Maikäfern und mit allen andern Vatis draußen im Sturm, um zu sehen, wen sie in den Höhlen und Nestern warnen könnten, und wo sie den Vögeln und Käfern helfen könnten, und ob irgendwo die Wolken sich verziehen.“

Und weil die Maikäfer so gut fliegen und so feste Flügeldecken haben, waren sie so weit draußen in dem Unwetter, dass auch die Mutti, so klug sie war, und so sehr der Vati sonst auf sie hörte, ihn nicht mehr herbeirufen konnte. Das Gewitter kam immer näher, das Getöse wurde immer schrecklicher, und zuletzt traf der Blitz die große Eiche. Der kleine Maikäfer war ganz betäubt vor Lärm und Schrecken, und als er erwachte, lag er zappelnd auf dem Rücken.

Es war kalt, und er fror schrecklich, denn es war ein eisiger Morgen, und er lag auf schnee-weißen Hagelkörnern. Die schmolzen, denn die Eiche brannte noch, und das sah so schrecklich aus, dass der kleine Maikäfer die Augen mit den Flügeldecken bedeckte und bitterlich weinte.



Als er wieder aufsaß, war es merkwürdig hell, wenn der Eichstumpf auch bloß noch qualmte - aber fast alle Bäume lagen wie abgeschlagen auf dem Boden, und es sah alles ganz fremd aus. Aber das Schlimmste war, dass der kleine Maikäfer ganz allein war - und dass das Gewitter, das immer noch tobte, dicht über ihm stand. Erst kroch er unter eine dicke Kiefernwurzel, aber die Kiefer wurde auch umgebrochen, und der arme kleine Maikäfer saß auf einmal mit der Wurzel in der Luft und wurde vom Wirbelsturm gepackt und weitergetrieben. Er flog ein Endchen, und dann blieb er auf einem Wacholderzweig hängen, denn der kleine

Kadickbusch war noch heil und ganz, und aus seinen Nadeln kroch eine Nebelkrähe, die da Unterschlupf gesucht hatte, als ihr Nest mit der Kiefer abstürzte.

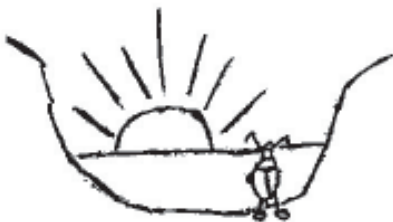
„Kleiner Krabbel“, sagte sie mitleidig, „komm mit mir. Meine drei Jungen sind mit dem Nest zu Grund gegangen. Ich bin froh, wenn ich was zu betreuen habe. - Kriech auf meinen Rücken, ich trage dich, bis du alleine fliegen kannst. Aber halt dich fest, dass du nicht runterfällst. Die Hauptsache ist jetzt, dass wir heil fortkommen.“



Der kleine Maikäfer tat, wie sie gesagt hatte, und sie flogen davon, und der kleine Maikäfer hörte den Donner immer ferner und sah die Blitze nur noch ganz von Weitem, - aber viel sah er nicht, denn ihm war recht schwindlig. So hoch flog die Nebelkrähe, und er hörte trotz des Sturms Flügelschlagen und Summen, und wie es heller Tag war und er sich getraute, die Augen zu öffnen, da bemerkte er, dass er in einem großen, großen Schwarm von Vögeln war, schwarze und graue Krähen und Elstern und Finken, Möwen und Gänse, und alle trugen wie seine Krähe noch anderes Getier mit sich, und aus den Federn seiner guten Krähe sah noch ganz verängstigt ein kleiner Grashüpfer und zuletzt gar noch ein winziges Marienkäferchen. Da freute sich der kleine Maikäfer, das schien ihm ein gutes Zeichen. „Ach, bitte,“ sagte er, wie die Vögel nun ganz ruhig flogen, „hast du vielleicht meine Mutti gesehen?“

Da antwortete der Grashüpfer und zirpte: „Sie kann nicht antworten, sie ist luftkrank, das zarte Wesen! Und ich kann’s auch kaum, ich vertrage die Seeluft so schlecht.“ - „Seeluft?“ fragte der kleine Maikäfer, „wieso Seeluft?“ und bekam’s mit der Angst.

„Ja, wissen Sie denn nicht, dass wir über die Ostsee fliegen?“ zirpte der Grashüpfer, „ich bin schon ganz heiser!“ „Stille!“ rief die Nebelkrähe, „ihr stört mich, und ich will mit euch weiter!“ Da seufzten die Drei und klammerten sich fest in die grauen Federn und schliefen ein bisschen.



Als sie erwachten, da war es ganz still, und sie hörten nur einen sanften Wind, und kleine Wellchen klatschten, und es roch ein bisschen nach Fischen und Gras. Als die Sonne aufging und durch den Nebel sah, da sahen sie die Vögel, wie sie sich am Strand ausruhten, und

ein paar waren schon wach und sangen ganz leise. Endlich erwachte auch die Nebelkrähe, schüttelte sich und sagte: „Krabbelchen, nun muss ich dich hierlassen, auch dich, Grünbein! Bloß das Marienkäferchen nehme ich noch mit, erstens, weil’s so klein ist, und zweitens, weil es Glück bringt.

Ich habe von einer andern Krähe erfahren, dass hier in einer Ulme ein Rabe wohnen soll, das ist doch immerhin noch so ein Stück Verwandtschaft. Zu dem werde ich ziehn.“

„Ach bitte,“ sagte der kleine Maikäfer, „können Sie nicht bei ihm anfragen, ob er was von meiner Mutti und meinem Schwesterchen weiß? Sie ist so braun wie ich und heißt Maihilde!“ „Na, denn komm man mit, und warte unten am Baum!“ sagte die Krähe mitleidig. Sie fand auch die Ulme und den Raben.

Zuerst knarrte er sehr und sagte, die Verwandtschaft wäre ein bisschen sehr entfernt, und das wäre noch schöner, wenn man jede verwitwete Cousine aufnehmen müsste - aber seine Frau war ganz freundlich und nahm sie doch; aber das Grashüpferchen und das Marienkäferchen mussten fort, „denn“, sagte Frau Rabe, „mein Mann kann so was Kleines nicht ausstehen, und gegen Gezirpe ist er nervös, - und ich kann nicht dafür einstehen, dass er Sie mal in Gedanken auffrisst!“



Von einer Familie Maikäfer hatte sie nie gehört, obgleich in diesen Tagen alles mögliche Volk durchgeflogen war! Da krabbelte der arme kleine Maikäfer traurig weiter. Das Marienkäferchen ließ er in der Obhut eines großen Wildrosenbusches, dessen Blätter so recht süß dufteten, und der Grashüpfer fand einen ihm bekannten Maulwurf, den er wiedererkannte, - der Maulwurf mit seinen schlechten Augen hatte unterwegs die Brille verloren und wollte zuerst von nichts wissen, bis der kleine Maikäfer ihn an die nahe Tannenschonung und den großen Ameisenberg erinnerte - aber dann wurde er ganz gemütlich und sagte:

„Weetst wett, Kleenerke? Goah man bi di olle Heigster\* von dem Buer sine Heck, dä woahnt dabowe inne Tann, vleicht dat de wat von din Modersch weet“.

Und so flog der kleine Maikäfer denn, so gut er’s vor Müdigkeit vermochte, hinauf in die Tanne. Da keckerte die Alte mit zwei hübschen andern Elstern.



Und als sie endlich mal Atem holen musste, da fasste sich der kleine Maikäfer ein Herz und sagte ganz bescheiden: „Du, Tantche, hör doch mal, ich wollt' dich bloß mal fragen“ - und sagte es noch mal.

„Wie? Wat?“ sagte die Alte und drehte den Kopf, - „ich hör da immer was von „Tantche“ und gleich per du. Du Schnoddernäs! Haben wir zusammen Schwein gehüt? - Haben wir beide vleicht -“, aber da räusperte sie sich und besann sich, weil die beiden andern Elstern zuhörten. Sie machte ihren Schnabel ganz spitz und flötete so recht: „Reinnehmen kann ich dich leider nicht, mein Keberchen, ich bün hier bei so feine Leute in Privatquartier - aber das will ich dir sagen, nach Maikäfers und so was brauchst hier gar nicht erst anzufragen. Sieh dich man um, wo so kleine Leute wohnen, da hinter jenem Buchenwald haben die Krähen aus der Forst noch mehrere hingebracht“ . - Und denn mit eins flog sie fort.



Da flog der kleine Maikäfer zurück und verruhte sich ein bisschen und wartete, bis ein netter brauner Jagdhund kam und, wenn er ihn auch nicht verstand, auf seinem Rücken durch den Buchenwald trug. Dann lief der große Jagdhund nach dem Forsthaus und blaffte zum Abschied ganz freundlich, und der kleine Maikäfer sagte „forell!“ zum Dank, weil das so ähnlich klang und flog weiter.

Er fand auch wirklich unter viel hohem Gras und Skabiosen und Löwenmaul eine ganze Kolonie von Käfern und Würmern und Grashopfern, sogar einige kleine Fröschchen waren dabei, die sich da schon ganz heimisch fühlten -



auch eine große Familie Maikäfer. Aber sie sagten, sie bedauerten unendlich, doch sie wären leider gar keine Verwandten! Sie hätten ja wohl mal gehört, dass es noch Namensvettern in dem großen Wald geben sollte - aber ihre Sippe wäre schon seit Jahrhunderten in dem Gutspark ansässig gewesen, und

sie könnten ihm ganz und gar nichts von den Seinigen sagen! - Da ging der arme kleine Maikäfer betrübt weiter; mal flog er auch ein Endchen, aber er war so traurig, dass seine Flügel ihm nicht gehorchten. Überall fragte er nach seiner Mutti und nach Maihildchen - aber keiner wusste was von ihnen. Einmal meinte eine dicke Raupe, die mit dem Bruder der Nebelkrähe hergeflogen war und sich soeben auf einem Haselstrauch verpuppen wollte, ganz schläfrig: „Sie hätte mal gehört, dass ihre Schwippschwägerin, die geborene Schmetterling, mit einer alten Frau Maikäfer zusammengetroffen wäre, aber das war noch vor dem großen Gewitter gewesen.“ Und dann schlief sie ganz ein.

Wie der kleine Maikäfer nun so ratlos dasaß, - es war auch gar nicht mehr warm, der Wind blies - da sagte jemand zu ihm: „Krabbelchen, wat grienst\*?“ Und siehe da, es war die alte Wildente, die daheim in der Bachbucht wohnte. Die hatte es hier bei einer Krickentenfamilie ganz behaglich und spielte gerade mit ihnen Taucherspiel abwechselnd mit Entenflottlotterie.

„Ach Duckche, liebes Gutes“, sagte der kleine Maikäfer, „ich such Mutterche und Maihildche! Sie müssen leben und da sein, dat wes öck“, - er sprach vor Kummer und Heimweh wieder Platt - „dat seggt mi wat“.

„Joa“, seggt de Duck, „sunst had se sich gemeldt“. - „Joa“, seggt he und nickt, „dabar nei, öck dröm ömmer, dat öck se wedder sah, - de wachte ob mi,un öck weet nich wo!“



„Weetst wat“, sagte die Ente, - „goah man doa runner, doa groadut kämmt anne See. So önne Schummerstund kämmt doa son Stöck Wief, dä kämmt söck möt'm Klatterkamm. De weet allens, de froag man.“ - „Is se jung?“ De Ent putzt sich an'n Hintern und ölt ihre Federn. „Na,jung, - dat ös sone Sach, dat

kannst nie nich recht weete bi sone noble Doams! Oaber öck taxeer, so bi tweedusend Joahr ward se voll sin!“

„Erbarmst’ger“, seggt de kleen Maikäber, - da doah öck garnich hengoahne!“

„Goah man, Krabbelke!“ seggt de Duck, „för son hübschen jongen Kerdel mit blanken Koller hebben de Wiewerslüd ömmer wat ieburig, - na, loat die joa goahne, - öck mot forts möt mine Wörtslied speele schwömme“ - und duck - wär se weg.

„Ach“, sagte der kleine Maikäfer, „dat wär doch noachmal wat fort Gemiet! Wat ös so seet wie Moddersproak? Na, aber nu anavang!“ Und er stiefelte los, immer durch’n Sand und denn über Steinerchen. Es roch ein bisschen salzig und ein bisschen nach Fisch und recht feucht und ihn schubberte\*, und er hopste immer von zwei auf zwei Beinen und wedelte mit den Flügeldecken. Es war auch grad Seenebel und nichts zu sehen. Bloß ein Horn tutete, und ihm war recht graulich. Mit eins verzog sich der Nebel, und da war ein bisschen Abendsonne - aber nicht überm Wasser, sondern überm Land, und er hörte singen, so schön, wie er’s noch nie gehört hatte. „Zauberlied der Nacht“, sang es, und dem kleinen Maikäfer bubberte das Herzchen. Und da schwamm auf den Wellen auf einem braunen dicken Seehund eine Frau, die kämmte ihr langes Haar; das war so hell und glänzend wie Bernstein und war das Einzige, was sie anhatte. Es war aber gar nicht schlimm, denn vom Gürtel ab hatte sie silbrige Schuppen, und statt der Beine zwei schöne, lange, blanke Fischschwänze; mit denen schlug sie immer lustig gegen den dicken Seehund.



„Bitte!“ sagte der kleine Maikäfer. „Bitte, Fräulein, - sind Sie nicht die kleine Seejungfer?“

Da hielt sie inne im Kämmen und lachte. Es klang genau wie ein Wellchen. Sie musste sich erst recht umkucken, bis sie den kleinen Maikäfer gewahrte.

„Ach!“ sagte sie, und dann lachte sie wieder und sagte: „Ich hieß mal so, denn ich bin eine geborene Andersen. Aber jetzt bin ich die Hafffrau und bin schon lange mit dem Store Belt verheiratet!“

„So?“, sagte der kleine Maikäfer, „bei uns riecht das Haff nicht nach Salz“, - aber da erschreckte er sich. Er hatte gewiss was Dummes gesagt, und aus Angst, dass er sie beleidigt hatte, fing er an zu weinen. Da bekam die Hafffrau Mitleid und sagte: „Männlein, flieg mal auf meine Schulter, und sag mir ins Ohr, was dich bedrückt!“ Das tat er und klagte sein Leiden in ihr Ohr, das ganz wie eine rosige Muschel war. Sie steckte den goldenen Kamm in die Tasche ihrer Schuppenhose und sagte: „Allright! Nun krall dich recht fest in die Rollocke auf dem Scheitel, und ich werde dich zu meinem guten Alten tragen, der weiß alles, - so weit ich es für gut halte!“

Damit schwamm sie los, die ganze Nacht lang, und der kleine Maikäfer schlief ganz ruhig wie in einem Bett in der dicken goldenen Locke auf dem Scheitel der Hafffrau. Er wachte erst auf, als die Morgensonne funkelte und der Seehund sich schnaubend ausruhte und dann laut tutete, so laut, dass der kleine Maikäfer beinahe ins Wasser fiel vor Schreck.

Und mit eins tauchte es aus dem funkelnden Wasser, und das war ein riesengroßer alter Seemann mit schneeweißem Bart und einer qualmenden Pfeife, der lachte und sagte: „Was fürn kleinen Gnoss hast du da aufgeangelt?“ Das heißt, er sprach ganz anders, aber dem kleinen Maikäfer klang es so vertraut, als ob die alte Eiche rauschte, und er verstand jedes Wort und hörte, wie die schöne Hafffrau von ihm erzählte und fragte, ob der Alte nicht was von seiner Mutti und Maihildchen wüsste.

Der schüttelte den Kopf, dass beinahe seine Mütze davonflog. „Kann sein, kann auch nicht sein!“ meinte er, „ich habe zu viele gesehen! Aber komm man mit mir, Kleiner; wenn du deine Mutter finden willst, dann kann's nur dort sein“, und er zeigte mit dem Daumen über die Schulter, „ich nehme dich unter meinen Bart!“ Da kroch der kleine Maikäfer aus der goldenen Locke und streichelte mit den Flügeln ganz zart das rosige Muschelohr der schönen Hafffrau und sagte: „Vielen herzlichen Dank, meine Dame!“ und flog ein bisschen zittrig zu dem Bart des Store Belt. Da war es auch ganz behaglich, und er sah, dass der Alte einen silbernen Ring im Ohr trug; das war recht heimatisch, und am liebsten hätte der kleine Maikäfer ihn gefragt, ob er auch Fludern fischte und zu räuchern verstand. Aber er traute sich nicht.

Es dauerte eine ganze Weile, und dann watete der Alte an Land und setzte den kleinen Maikäfer auf eine Mole. Aber da blies es zu sehr, und so nahm er ihn noch einmal auf und legte ihn ans Land und rauschte ab. Der Riese

war ganz gerührt und schnaubte sich so laut die Nase, dass es den kleinen Maikäfer ordentlich durchfuhr. Und er weinte auch ein bisschen und dachte an die schöne Haffrau und seufzte. Und dann marschierte er los.

So wanderte er viele, viele Wochen, und es wurde immer kälter, und der Westwind blies ihm den Nebel ins Gesicht. Er fragte die Krähen, - er konnte nun schon ganz gut verstehen, was sie sagten, - er fragte die Elstern, er fragte die Feldmäuse und alle Käfer. Einmal traf er auch Bekannte aus dem Wald, eine Familie Fink. Das heißt, Frau Fink, die kannte er gleich wieder. Sie hatte zum zweiten Mal geheiratet, einen Vetter ihres Mannes, der im Gewitter umgekommen war. Sie hatte ihn auf dem Rücken des Kolkkraben kennengelernt und sich schon über Arkona in ihn verliebt. Dann waren sie in ein leeres Nest gezogen, und sie hatten schon viele kleine Finken.



„Ach, der Krabbel!“ sagte sie, „sieh eins an! So klein und immer auf den Beinen! Na, marschier man weiter, ich hab für gewiss gehört, dass deine Mutter da irgendwo im Westen ist. Die Blaumeise war mal zwei Tage hier. Sie hat mit einem Grasmück angebändelt, diese leichtsinnige Person, wo sie doch gar nicht weiß, wo ihr liebes süßes Männchen abgeblieben ist, - und sie wollte sehen, wo und wie der Grasmück wohnt, und ob er wirklich unverheiratet wäre, - aber ich denke, es stimmte gar nicht, und sie machte sich nichts aus ihm, und es war bloß, weil er ihr immer Ameiseneier schenkte.“ - „Ach, bitte!“ sagte der kleine Maikäfer, „und was wusste die Blaumeise von meiner Mutti?“ „Ach so, ja,“ sagte Frau Fink, „ich vergaß ganz, - sie erzählte, dass in ihrem Baum eine Witwe Maikäfer wohnte.“ „Und wo, liebe Frau Fink, wenn ich fragen darf?“ fragte der kleine Maikäfer. Denn sie fing gerade an zu trillern, weil ihr bunter Gatte drüben an der Buche auftauchte. „Nach Westen, immer nach Westen!“, sagte die Finkin und flog mit verliebten Blicken auf die Buche.

Da seufzte der kleine Maikäfer und wanderte los. Manchmal flog er auch ein Endchen. Aber es wollte nicht mehr recht damit gehen, denn es war schon so kalt, und der Westwind wehte und eiskalter Nebel stand überm Land. Am schlimmsten war's in der Nacht. Und der kleine Maikäfer war so müde und so verzagt, dass er beinahe erfroren wäre. Aber dann dachte er an die Mutter und Maihildchen und raffte sich wieder auf.

Mit eins, da roch es schon wieder salzig, und der kleine Maikäfer bekam es mit der Angst, dass er falsch gegangen wäre und immer im Kreis rum, und dass die schöne Haffrau ihn auslachen würde. Es rauschte auch so sacht

in der Luft wie daheim im Wald. Aber es war Abend und neblig, und er konnte nichts sehen, denn der Mond war noch nicht aufgegangen.

Mit einmal scheckerte was über ihm, und zwei Elstern zankten sich, und die eine kreischte grad: „Dat oll damlich Wiew hädd mine Quitschen abgefräte.“ - Da rief der kleine Maikäfer ganz rasch vor Freude: „Nawersche, sön se etwa hier ön Privatquartier!“

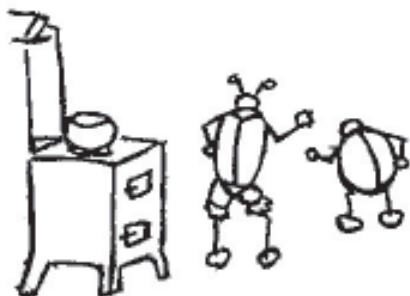
Da rauschte was auf und davon, und eine alte Dohle krächzte: „Hier ös nuscht von Privatquartier, Kleener! Wir wohnen hier alltosammt ön de Ficht Nummer söss. Un doa ös goar keen Platz mehr!“

„Ich will ja gar nicht stören“, sagte der Kleine ganz bescheiden, „ich will ja bloß zu meiner Mutti!“ Da sagte die alte Dohle: „Na, ich weiß zwar nuscht von die, - aber möglich ist alles! Goah man groadut und froag andere!“

Da ging der kleine Maikäfer traurig weiter. Er war schon so müde. Mit eins hörte er eine Stimme, oh so süß, wie die der Hafffrau, aber noch viel, viel heller und schöner. Die sang mitten im Wald, - denn es war ein Wald, ein Kiefernwald, durch den er ging, und die Wipfel wiegten sich im Nachtwind und waren deutlich zu sehen vor dem Himmel, an dem nun der Wintermond stand. Und die Stimme war so silbern wie der Mond, und sie sang: „Zauberlied der Nacht“.



Da wusste der kleine Maikäfer, dass er nun am Ziel war, und richtig. Aus einem Astloch an einer Kiefer, so ziemlich nach unten, kam Licht. Er klopfte an den Rindenladen davor und rief so laut er bloß konnte: „Mutti!“ Aber es war gar nicht laut, weil er so weinen musste vor Angst, dass sie ihn nicht hören konnte, oder dass vielleicht eine andere Mutti drin wohnte. Aber da tat sich eine Tür im Stamm auf, die er nicht gesehen hatte, eine ganz kleine Tür, gerade groß genug, dass er durchschlüpfen konnte. Und da stand seine Mutti, ganz wie immer, nur viel dünner und breitete die Flügel weit aus und sagte bloß: „O Krabbel!“ Und dann hielten sie sich fest, ganz fest, und sie zog ihn in das Astloch. Das war die behaglichste kleine Stube, mit einem Glühwürmchen an der Decke, das ging immer an und aus und einem Pilz als Tisch, und da saßen lauter Maikäferfrauchen rum und strickten mit Fichtennadeln aus aufgeräufelten Spinnnetzen Söckchen. Und ol Noahwer Hirschkäfer war da (aber ohne Geweih), und die Großtante stand am Ofen.



Den heizte sie mit Tannennadeln und Binsenmark und wärmte in einem Eichelnäpfchen ihre Abendsuppe und klatschte ein bisschen mit der Mistkäfersche von nebenan und schimpfte auf den alten Opa Maikäfer, der in der Ecke Korken aus Schischkenschuppen\* schnitzte und dabei gedörrten Zittergrassamen qualmte, - es war alles wie zu Haus, und der kleine Maikäfer weinte vor Freude und sagte bloß: „Ei,

Maihildche?“ Und da sah er, auf einem Farnkrautmatratzchen hing sie über dem Bett der Mutter und war blank und braun und kugelrund und hatte den rechten Hinterfuß im rechten Vorderfuß und schlief ganz fest. Aber dann sagte der kleine Maikäfer: „Und wem gehört das Kleinerche?“ Denn da lag in einem Gitterbettchen aus vier durchbrochenen Fichtensplitterchen mit einer Moosdecke zugedeckt, der schönste kleine Maikäfer, den er je erblickt hatte. Da sagte seine Mutti: „Nu, rat mal, Krabbel!“ Und er sagte: „Vleicht uns?“ Da nickte seine Mutti und sagte: „Du solltest ihn erst zu Weihnachten bekommen, - aber nun bekommst ihn schon zum Wiedersehen!“ „Wie heißt er denn?“, fragte der kleine Maikäfer und stand ganz still und bewunderte Klein-Brüderchen. „Na, wie wird er heißen?“, fragte die Ollsche und gab ihm von ihrer Abendsuppe ab, „Oksböllerche“ heißt er!“

Und dann aß der kleine Maikäfer Oma Hirschkäfers Grütze, und Opa schnitzte ihm ein Paar Kiefernshlorren, und die Frauchen strickten ihm Spinnwebsocken. Und am nächsten Morgen kam er mit Maihildchen vorübergelaufen und hat mir alles erzählt. Und dann fassten wir uns bei den Händen und sangen alle:

**„Maikäfer flieg!“**



\* Heigster = Elster; grienst = weinen; schubberte = fröstelte; Schischken = Tannenzapfen

**Dieses Märchen für die Kleinen und die Großen schrieb Agnes Miegel 1946 im Flüchtlingslager Oksboel in Dänemark, das dort in schlichter Form vervielfältigt und verteilt wurde.**



## ***Liebe Landsleute und Schicksalsgefährten!***

Es sind 60 Jahre vergangen, seitdem die Volksgruppe der Ostpreußen und auch wir aus dem Kreis Wehlau aus unserer Heimat vertrieben wurden. Das ist der Anlass, in dieser Schrift an die damalige Katastrophe zu erinnern und darüber auch aus der heutigen Sicht zu berichten.

Wir, die wir damals noch Kinder waren, sind die letzten lebenden Zeitzeugen. In wenigen Jahren wird es niemand mehr geben, der bewusst über die Schrecken und das große Sterben unserer Schicksalsgefährten aus eigenem Erleben berichten kann. Den vielen Generationen, die vor uns waren, unseren Toten, aber besonders denen, die nach uns kommen, unseren Kindern und Kindeskindern sind wir es schuldig, wieder und wieder Zeugnis abzugeben von dem, was damals geschah. Auch wenn viele unserer Mitbürger es nicht hören wollen, weil es bequem ist die Ohren zu verstopfen, weil sie glauben irgendwelche Schuldgefühle verdrängen zu müssen, weil sie als „moderne Menschen“ nur eine glückliche friedliche Zukunft sehen wollen. Niemand kann sich auf Dauer der Vergangenheit entziehen, er wird irgendwann von ihr eingeholt.

Und was ist unsere Vergangenheit? Nach dem Verstreichen von 60 Jahren, einem Menschenalter, wissen viele unserer Mitbürger kaum noch, dass es Ostpreußen gab und wo man es auf der Landkarte suchen muss. Über die Geschichte wissen häufig nicht einmal deutsche Akademiker und Politiker Bescheid, die sich im Fernsehen zu „Ostmitteleuropa“ sehr gelehrt und engagiert äußern. Da faselt man vom slawischen Stamm der Prussen und den deutschen Kreuzrittern, die diese grausam ausgerottet hätten. Da wäre es doch nur gerecht und im Zeichen der Entkolonialisierung auch für jedermann zu begreifen, dass Polen und Russen diese urslawischen Gebiete wiedergewonnen haben.

Die Wahrheit sieht jedoch ganz anders aus. Die baltischen Völker der Letten, Litauer und Prussen sind eng miteinander verwandt. Sie siedelten seit Urzeiten auf ihrer ureigenen Scholle und haben an keiner Völkerwanderung teilgenommen. Ihre Stammessprachen wiesen viele Gemeinsamkeiten auf. Vom Germanischen und vom Slawischen waren sie gleichweit entfernt. Die Geschichtswissenschaftler



sagen, dass die Prussen fleißigere Bauern und Pferdezüchter waren, als die Germanen. Diese baltischen Völker verehrten ihre Götter in der Natur. Alle christlichen Missionsversuche schlugen fehl. Das christliche Sendungsbewusstsein verband sich beim slawischen Herzog Konrad von Masowien mit seinem Eroberungswillen. Das führte dazu, dass die sonst friedliebenden Prussen zurückschlugen und in Masowien einfielen. In seiner Not wandte sich dieser Fürst an den Papst in Rom. Da gerade der Deutsche Ritterorden in Palästina „arbeitslos“ geworden war, die Sarazenen hatten auch seinen letzten Stützpunkt Akkon erobert, nahm der Hochmeister Hermann von Salza das Angebot des Papstes an, die Prussen so oder so mit seinen Rittern zum Christentum zu bekehren. Als Lohn wurde dem Orden alles eroberte Land vertraglich zugesichert, was auch der damalige Kaiser Friedrich II. in der „Goldenen Bulle von Rimini 1226“ bestätigte. Es dauerte mehr als 50 Jahre bis das Bauernvolk der Prussen nach vielen Aufständen vom Orden befriedet und dem Christentum weitgehend zugeführt werden konnte.

Aus den alt eingesessenen Prussen, den Zuwanderern aus Deutschland, Holland, den Hugenotten aus Frankreich, den Salzburgern, auch Litauern und Masowiern und anderen bildete sich über die Jahrhunderte die Volksgruppe der Preußen mit verschiedenen Mundarten der deutschen Sprache. Königsberg war die Hauptstadt des späteren Herzogtums Preußen, und nur in dieser Stadt konnte sich der Herzog von Preußen und gleichzeitig Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III., zum König Friedrich I. in Preußen krönen. Ohne dieses Kernland, das Herzogtum Preußen, hätte der spätere preußische Staat nicht entstehen können.

Wir heute lebenden Ostpreußen haben wenigstens 50 % prussisches Blut in unseren Adern und sind nun einmal die legitimen Nachfahren. Wir sind daher mit vollem Recht Eigentümer der preußischen Erde, der Erde unseres Heimatlandes.

Die Vertreibung der gesamten preußisch-deutschen Volksgruppe 1945 aus ihrer Heimat ist Völkermord, eines der schwersten Kriegsverbrechen und kann nicht verjähren. Auch in 60 Jahren oder beliebig mehr kann man kein Eigentum an dem Land der „prussischen Erde“ ersitzen. Das wissen auch die, die heute auf unserer Heimat Erde leben, und es lässt sie sofort hellhörig und aufgeregt werden, wenn auch nur einer unserer Landsleute sein völkerrechtlich gesichertes Eigentum zurück fordern will.

Die Bundesregierung hat sich bisher niemals für das Eigentum der Vertriebenen eingesetzt. Bei Anfragen an die Bundesregierung erhielt man bis vor nicht zu langer Zeit die stereotype Antwort, dass die Eigentumsfrage nicht geregelt sei und einer späteren Lösung bedürfe. Hierhin gehörte dann auch die Frage, wann könnte eine spätere Lösung kommen? Sicher am „Sankt Nimmerleinstag“, wenn einzelne Anspruchsberechtigte kaum mehr aufzutreiben sind.

Sechs Jahrzehnte haben die 15 Millionen Vertriebenen bereits gewartet. Sie haben schon 1950 in Stuttgart, erst 5 Jahre nach der Vertreibung, in der berühmten „Charta der Vertriebenen“ auf Rache und Vergeltung verzichtet, der Verzicht auf die Heimat wurde darin jedoch nicht ausgesprochen.

Inzwischen ist diese Charta der Vertriebenen ein halbes Jahrhundert alt geworden. In dieser langen Zeit haben sie ihr Versprechen gehalten, ja mehr als das. Man denke nur an die Breite der Friedensarbeit, der humanitären Hilfen, die vorwiegend von den Vertriebenen, den Beraubten, in ihren Heimatgebieten geleistet wurden und immer noch werden. Sie sind die größte Bürgerinitiative für Frieden, für eine Verständigung, für einen Dialog. Mehr als vielen anderen gebührte ihnen dafür der Friedensnobelpreis.

Doch wie wird diese großartige Leistung von unserer derzeitigen Regierung unter Beifall einer breiten Öffentlichkeit bewertet? Der Bundeskanzler bezeichnet die 15 Millionen Vertriebenen als eine „ewiggestrige Randgruppe“, die die „wundersame Aussöhnung“ mit Polen nicht beeinträchtigen dürfe. Er erklärt, dass er gemeinsam mit der polnischen Regierung eine mit Juristen besetzte Kommission bilden wird, die allen Ansprüchen auf Rückgabe oder Entschädigung vor Gericht entgegentreten soll. Wessen Interessen vertritt unser Bundeskanzler eigentlich? Hat er nicht geschworen, für das Recht des deutschen Volkes einzutreten? Gehören wir Vertriebenen etwa nicht mehr zum deutschen Volk?

Bereits seit einigen Jahren ist das Märchen von der Alleinschuld Deutschlands am Zweiten Weltkrieg vom Tisch. Nur der Staat Bundesrepublik Deutschland hat sich im 2 plus 4-Vertrag im Jahre 1990 verpflichtet, die von den Siegern im Nürnberger Tribunal festgelegte Alleinschuld Deutschlands, die im Deutschlandvertrag-Überleitungsvertrag 1954, Artikel 7(1), bis zu einem Friedensvertrag gelten sollte, als unabänderlich anzuerkennen und auf unabsehbare Zeit in allen vom Staat abhängigen Organen, Parlamenten, Gerichten, Presse, Fernsehen, auch von den Kultusministerien der Länder, die für die Aussagen in den Schulbüchern verantwortlich sind, zu vertreten. Das ist leider wahrscheinlich der schrecklichste der Preise, die wir, vertreten durch Helmut Kohl für die Wiedervereinigung gezahlt haben.

Es ist eine nicht nur geistige Versklavung des deutschen Volkes auf unabsehbare Zeit. Die Vertragsunterlagen liegen vor und können eingesehen werden. Um die Bürger nicht aufzuregen, wurde versucht, diese Tatsachen möglichst nicht öffentlich zu machen. Gott sei Dank gibt es inzwischen eine ganze Reihe von unabhängigen deutschen und schon länger ausländischen Historikern, die die Fragen der Kriegsschuld eingehend untersucht haben und zu dem Ergebnis gekommen sind, dass an dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges viele einen gehörigen Anteil haben, sicher auch die damalige deutsche Regierung, aber bei weitem nicht allein. Diese Historiker haben sich sehr intensiv mit der

Auswertung der zugänglichen Archive und Dokumente, auch der inzwischen geöffneten russischen beschäftigt und sind zu dem Urteil gekommen, dass das deutsche Volk zwar nicht von der Schuld aber von der Alleinschuld befreit.

Durch die jahrzehntelange intensive Berieselung in den Schulen, in Presse Funk und Fernsehen, die mit immer verfeineren Techniken trotz der neuen Erkenntnisse unverändert fort dauert, hat sich bei unseren Bürgern eingebrannt, dass nicht sein kann, was nicht sein darf. Das gesamte Leben in unserem Lande, nicht nur das öffentliche Leben, wird durch den uns beigebrachten Schuldkomplex belastet. Wer sich erst einmal diesen Komplex zu eigen machte, wird es sehr schwer haben sich von ihm zu lösen, auch wenn ihm die Wahrheit deutlich gemacht wird.

Das Ergebnis dieser „volkspädagogisch erwünschten Bewusstmachung“ unserer Schuld wirkt sich natürlich auch besonders auf das uns betreffende Problem der Vertreibung und in der Behandlung der Vertriebenen aus. Die Ablehnung des geplanten Mahnmals gegen Vertreibung durch weite Teile der Politik einschließlich des Bundeskanzlers zeigt beispielhaft die verfestigte Auswirkung des Schuldkomplexes.

Liebe Landsleute und Schicksalsgefährten, ich denke es ist nötig, neben dem Rückblick auf das Jahr 1945 auch zu zeigen, wo wir heute stehen. Rein wirtschaftlich gesehen, haben die meisten von uns durch harte Arbeit, Sparsamkeit und Entbehrungen, nachdem die hier Angekommenen fast alle nur das nackte Leben gerettet hatten, auch durch den Fortschritt der Zeit, ein annehmbares Auskommen gefunden und sind hier heimisch geworden. Durch den Zerfall der Sowjetunion ist auch unsere alte Heimat für Touristen zugänglich geworden und viele Tausend von uns besuchen sie jährlich, oft auch mit Kindern und Enkeln. Damit wird deutlich, dass unsere Heimat auch nach sechzig Jahren nicht vergessen ist. Es ist nun einmal unsere Heimat, in deren Erde, in den verwüsteten Friedhöfen, die ungezählten Generationen unserer Toten ruhen. Das gibt uns das Recht an dieser Erde festzuhalten. Das verstehen auch diejenigen, die heute dort leben. Wir wollen sie nicht vertreiben und sie wissen inzwischen, dass nur die Rückkehr von zahlreichen Altbürgern den Neubürgern ein besseres Leben bescheren könnte.

Dafür muss die dort herrschende Administration die nötigen politischen und rechtlichen Voraussetzungen schaffen und wir dürfen sicher sein, dass sie das eines Tages tun wird. Es kann noch viele Jahre dauern und wir Alten werden das wohl kaum noch erleben. Die Zeit jedoch arbeitet für uns. Deshalb ist es unsere Aufgabe den Jüngeren klarzumachen, dass sie unser Werk fortsetzen müssen.

Ihr Joachim Rudat

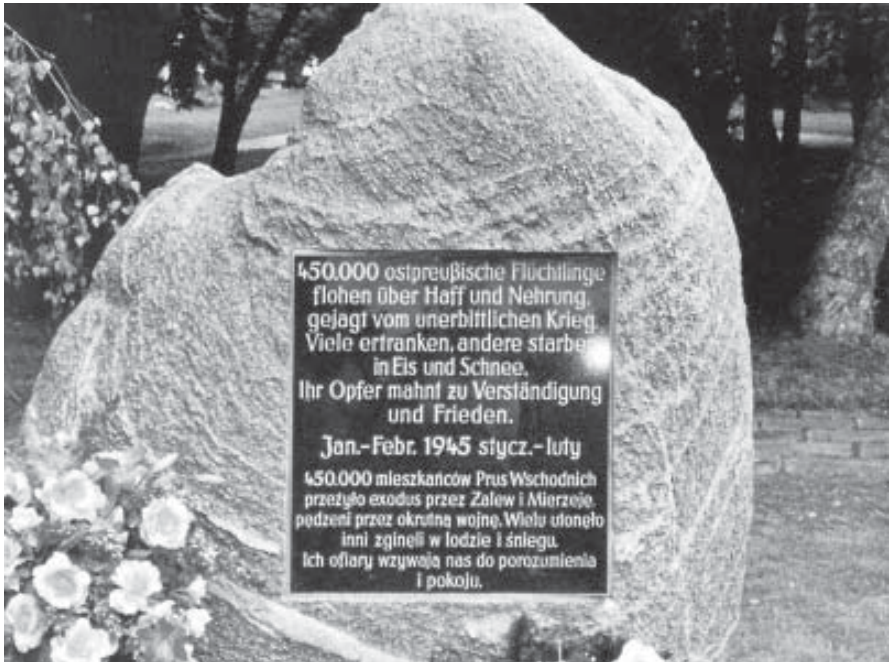
## ***Gedenkstein am Frischen Haff***

Dieser Gedenkstein am Frischen Haff in Frauenburg erinnert an die 450 000 deutschen Flüchtlinge, die 1945 vor den anstürmenden sowjetischen Truppen nur noch den Ausweg über das Eis des Frischen Haffes hatten.

Die Tafel trägt in deutscher und polnischer Sprache die Inschrift:

***450 000 ostpreußische Flüchtlinge  
flohen über Haff und Nehrung,  
gejagt vom unerbittlichen Krieg.  
Viele ertranken, andere starben  
in Eis und Schnee.  
Ihr Opfer mahnt zu Verständigung  
und Frieden.***

***Jan.-Febr. 1945***



# Gedenksteine des Kreises Wehlau



**Gedenkstein der Stadt  
Allenburg in der Paten-  
stadt Hoya.**



**Gedenkstein der Stadt  
Tapiaw in der Patenstadt  
Bassum.**



**Gedenkstein der Gemeinde Goldbach in  
Tauberbischofsheim-Dittigheim** →



**Gedenkstein der Stadt  
Wehlau in der  
Patenstadt Syke.**

**Agnes Miegel**

## ***Wagen an Wagen***

Um Allerseelen  
in der dunklen Nacht,  
wenn vor uns stehen,  
die immer neu unserem Herzen fehlen, -  
Erinnerung erwacht  
an die alten Kirchen, die Hügel im Feld,  
wo sie schlafen, Vätern und Nachbarn gesellt,  
in verlorener Heimat über der See, -  
und an Alle, die hilflos und einsam starben,  
an Alle, die sinkend im Eis verdarben,  
die keiner begrub, nur Wasser und Schnee,  
auf dem Weg unserer Flucht, - dem Weg ohne Gnade!  
Und wir ziehen im Traum verwehte Pfade .....

Wagen an Wagen,

endloser Zug,  
der ein Volk von der Heimat trug!  
Von Norden, von Osten kamen wir,  
über Heide und Ströme zogen wir,  
nach Westen wandernd, Greis, Frau und Kind.  
Wir kamen gegangen, wir kamen gefahren,  
mit Schlitten und Bündel, mit Hund und Karren,  
gepeitscht vom Wind, vom Schneelicht blind, -  
und .....

Wagen an Wagen.

Zuckend wie Nordlicht am Himmel stand  
verlassener Dörfer und Städte Brand  
und um uns heulte und piff der Tod  
auf glühendem Ball durch die Luft getragen  
und der Schnee wurde rot  
und es sanken wie Garben die hilflos starben  
und wir zogen weiter, .....

Wagen an Wagen, —

Und kamen noch einmal, trügerisches Hoffen  
durch friedliches Land.  
Tür stand uns offen  
bei jenen, die nicht unser Leiden gekannt.  
sie kamen, sie winkten, sie reichten uns Brot,  
sie luden die Not  
an warmen Herde zu sich als Gast.  
Scheune und Stroh rief müde zur Rast.  
Doch wir konnten nicht bleiben.  
Wir zogen vorüber .....

Wagen an Wagen.

Und hörten durch Sturm und Flockentreiben  
das Glockenlied ihrer Türme noch  
und hörten doch  
das Dröhnen des Krieges, der hinter uns zog.  
Und vom Wegkreuz bog,  
blutend, mit ausgebreiteten Armen,  
sich dorngekrönter Liebe Erbarmen.  
Wir konnten nicht halten, wir konnten nicht knien.  
Sie kamen hinter uns, .....

Wagen an Wagen, -

unsre Herzen nur schrien:  
O blick nach uns hin!  
Wir wandern, wir wandern, endloser Zug,  
Volk, das die Geißel des Krieges schlug,  
entwurzelter Wald, von der Flut getragen, -

Wohin? Wohin? —



# **Die ostpreußische Tragödie**

## **Flucht und Vertreibung der Ostpreußen 1944 - 1948**

Von der Ostsee bis zu den Karpaten flüchten seit Oktober 1944 millionen Deutsche vor den Gräueltaten der Roten Armee nach Westen. - Die Ostpreußen sind die Ersten die es trifft. Was sie zu erwarten haben, davon erhalten sie bereits am 20. und 21.10.44 einen ersten Eindruck. - Die Gräueltaten, die die



**90-0318**

Ein Grab ermordeter deutscher Zivilisten in Nemmersdorf.

Russen in Nemmersdorf verübten, hätten eigentlich auch den letzten Zweifler davon überzeugen müssen, dass die Bevölkerung schleunigst in Sicherheit gebracht werden muss, nach Westen, raus aus dem Zugriff dieser hasserfüllten Soldateska. Auch die Führung der deutschen Armee empfiehlt dieses dringend.

Doch Erich Koch, Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar für Ostpreußen, lässt stattdessen den Volkssturm aus noch halben Kindern und alten Männern aufstellen und weitere Schützen- und Panzergräben ausheben. Die von der Verwaltung vorbereiteten Evakuierungspläne werden verworfen. - Selbst Trakehnen wird die rechtzeitige Räumung verwehrt, und so jagt im Oktober 44 eine Herde von

800 edelsten Pferden in wilder Flucht durch das brennende Gumbinnen, vorbei an dem Denkmal König Friedrich Wilhelms I., dem Gründer des weltberühmten Gestüts, während das letzte ostpreußische Reiterregiment mit ihren Trakehnern die Russen an der Verfolgung hindert. Ein wahrhaft dramatisches Geschehen und eine letzte Ehrung für den Begründer. In Mecklenburg wird die Herde dann später fast vollständig in russische Hände fallen und der russische Landstallmeister wird dann sagen, dass dieser Schatz gar nicht mit Gold aufgewogen werden kann.

Als die Russen Mitte Januar mit überwältigender Übermacht ihre Großoffensive starten, ist an eine geordnete Evakuierung nicht mehr zu denken. Am Tage des großen Aufbruchs, dem 21. Januar, fährt aus Ostpreußen kein Zug mehr Richtung Westen. Hals über Kopf begeben sich Hunderttausende in wenigen Tagen auf die Flucht und das Chaos ist vollständig, wenn sie auf den tiefverschneiten und



viel zu schmalen Straßen und Wegen der dem Feind entgegenziehenden deutschen Truppen begegnen.



**90-0321**

Für die kämpfende Truppe bedeuteten die Trecks eine starke Behinderung der Bewegungsfreiheit auf den Straßen.

Nach dem Kriege sind wiederholt Vorwürfe erhoben worden, die Deutsche Wehrmacht hätte die Räumung des Landes nicht genügend unterstützt und trüge damit Mitschuld an der hohen Zahl der Opfer. Dieser Vorwurf muss zumindest aus Sicht der kämpfenden Truppe energisch zurückgewiesen werden. Wahr ist dass die deutschen Verbände abgekämpft und selber unter hundert Mängeln leidend, taktisch ihre ganze noch verbliebene Kampfkraft vornehmlich dafür eingesetzt haben, die geschundene Bevölkerung vor dem Zugriff der Russen zu retten und dabei keinerlei Rücksicht auf sich selbst nahm. Dafür gibt es tausend Beispiele! Wahr ist allerdings auch, dass die Forderungen der obersten Führung an die Truppe nicht unbedingt die Sicherung der Evakuierung der ostpreußischen Bevölkerung erkennen ließen. So wurden Pläne für eine bessere Verteidigung Ostpreußens mit den noch vorhandenen Kräften „oben“ glattweg abgelehnt und unangenehme Truppenführer wiederholt ausgetauscht. Das alles entsprach dem Willen der Naziführung, die in ihrem Abgesang nun überhaupt keine Rücksicht auf die eigenen Menschen mehr nahm. Umso anerkennenswerter sind die unzähligen Beispiele des todesmutigen Einsatzes unserer Soldaten, die ja in den meisten Fällen selber Söhne unserer ostpreußischen Heimat waren, zum Schutze der Flüchtenden.



90-0320

Kein Ausweg für die Flüchtlinge. Die sowjetische Offensive und die deutschen Gegenangriffe im Januar 1945.

So ist Ende Januar von ganz Ostpreußen nur noch der Großraum Königsberg/Samland, der sogenannte Heilsberger Kessel und die Frische Nehrung bis in den Danziger Raum in deutscher Hand. Hier stauen sich Hunderttausende, der größte Teil der ostpreußischen Bevölkerung, hungernd und frierend und doch froh, bis dahin den Schrecken und Entsetzen verbreitenden Sowjets entkommen zu sein. Was die weniger Glücklichen zu erwarten hatten, geht aus einem Tagesbefehl Marschall Tschernjakowskis hervor in dem es heißt:

„Zweitausend Kilometer sind wir marschiert und haben die Vernichtung all dessen gesehen, was wir in zwanzig Jahren aufgebaut haben. Nun stehen wir vor der Hölle, aus der heraus die faschistischen Angreifer uns überfallen haben. Wir bleiben erst stehen, nachdem wir sie gesäubert haben. Gnade gibt es nicht - für niemanden, wie es auch keine Gnade für uns gegeben hat. Es ist unnötig von Soldaten der Roten Armee zu fordern, dass Gnade geübt wird. Sie lodern vor Hass und Rachsucht. Das Land der Faschisten muss zur Wüste werden...“

Und die russischen Soldaten trugen vielfach einen Handzettel des russischen Schriftstellers Ilja Ehrenburg, des obersten Hasspredigers der Sowjets mit sich mit folgendem Text:

„Tötet, tötet! Es gibt nichts, was an den Deutschen unschuldig ist, die Lebenden nicht und die Ungeborenen nicht! Folgt den Weisungen des Genossen Stalin und zerstampft für immer das faschistische Tier in seiner

Höhle. Brecht mit Gewalt den Rassenhochmut der germanischen Frauen. Nehmt sie als rechtmäßige Beute. Tötet, ihr tapferen vorwärtsstürmenden Rotarmisten!“

Mit diesen Aufrufen wurde klar, dass Nemmersdorf nicht die unkontrollierte Tat entfesselter Unmenschen war, sondern einer vorbedachten, allgemein gültigen Richtlinie entsprach.



**90-0324**

Sowjetische Tiefflieger stürzten auf die Flüchtlingskarawanen herab. Menschen und Pferde starben im tödlichen Hagel ihrer Bordwaffen.

So stürzten sich die sowjetischen Tiefflieger auf die bei minus 22 Grad im heftigen Schneesturm über die vereisten Straßen holpernden Trecks aus Bordwaffen Tod und Verderben verbreitend, während andere von den russischen Panzern überrollt und gnadenlos zermalmt wurden.

Unzählige Einzelschicksale erfüllen sich hier auf tragische Weise, und die aus dieser Hölle herausstrebenden begegnen hier den Wagen der Zurückkehrenden, die, bereits zu alt oder zu schwach, alle Hoffnung fahren gelassen haben und nur noch „nach Hause“ wollen. „Vielleicht ist es besser so, wir haben doch auch keinem was getan und hier ist doch unsere Heimat.“

In zahlreichen Fällen beschützten französische und belgische Kriegsgefangene die Flüchtenden unter Einsatz ihres Lebens vor den Übergriffen der Sowjets. Sicherlich nicht das Ergebnis schlechter Behandlung!

Den Eingeschlossenen bleibt nun nur noch der Weg über das Eis des Frischen Haffs oder per Schiff über die Ostsee.

Und so teilt sich der Strom der Flüchtlingswagen, und während ein Teil dem näher gelegenen Fluchtpunkt Pillau zustrebt, zu dem bereits die Trecks über das Kurische Haff und dem Samland unterwegs sind, zieht der größere Teil nach Westen; hunderttausend Wagen, gezogen von des ostpreußischen Bauern bestem Helfer, dem ostpreußischen Pferd, dessen Einsatz, handelte es sich denn um ein menschliches Wesen, man nur als heldenhaft bezeichnen könnte! Widerstandsfähig gegen alle Strapazen und Entbehrungen, bewältigten diese braven Geschöpfe mit eiserner Härte alle Anforderungen des langen Marsches und wurden so für Unzählige zum Retter in höchster Not.



**90-0089**

Ostpreußische Bauern fliehen über das zugefrorene Haff.  
Das Ziel der Trecks ist der Hafen von Pillau.

Den ganzen Februar hindurch zogen die Trecks auf sechs abgesteckten Eisstraßen hinüber zur Nehrung. Das aber war für viele, allzu viele, noch nicht die Rettung. Mehr als 20 Kilometer sind dann noch zurückzulegen, und bald werden die Markierungen der abgesteckten Fahrwege durch Erfrorene, die einfach liegen bleiben, tote Tiere und zerstörte, halbversunkene Wagen reichlich ersetzt. Die Karawane macht kleine Kurven um Stellen, wo ganze Wagenreihen eingebrochen und mit Menschen und Tieren im schwarzen Wasser einfach verschwunden sind.

Sobald die Wetterlage es zulässt, machen die russischen Tiefflieger auch hier mit Bomben und Bordwaffen Jagd auf die Wehrlosen, deren dunkle Gestalten

sich im Schnee wie Schießbudenfiguren ausmachen lassen. Und dennoch gelingt es 450 000 Ostpreußen ihre Heimat auf diesem Wege zu verlassen. Nicht alle sind damit schon in Sicherheit, ganz im Gegenteil.



**90-0057**

Das Gemälde von Erich Fritz „Die letzte Rettung - Der Treck über das Frische Haff“ ist im ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg ausgestellt.



**90-0013**

Die Todesstraße auf dem Frischen Haff.  
Ganze Trecks verschwinden unter dem Eis des Frischen Haffs.

Während also der lange Treck der über das Eis des Haffs nach Westen Strebenden seines leidvollen Weges zieht, bis Anfang März die Sowjets den Weg in den Danziger Raum versperren, stauen sich in Pillau die Wagen derjenigen, die ihr Heil in der Flucht über See sehen oder gar keine andere Alternative mehr haben, sowie Flüchtlinge aus Königsberg zu Zehntausenden. Am Hafenkai steht eine unübersehbare Menschenmenge und wenn Boote anlegen, um die Menschen zu den draußen wartenden großen Schiffen zu bringen, ist das Gedränge lebensgefährlich. Kleinkinder fallen ins Wasser, ertrinken vor den Augen ihrer schreienden Mütter und ebenso geht es vielen Alten und Geschwächten.

Unter den aus Königsberg Flüchtenden richten die Sowjets außerdem bei Metgethen ein Blutbad an, ein kleiner Vorgeschmack auf das, was die in Königsberg verbliebenen Einhunderttausend später erwartet.



**90-0330**

Einschiffung von Flüchtlingen auf die „Wedel“ im Hafen von Pillau im Januar 1945.

Todesmutig und buchstäblich bis zur letzten Patrone verteidigen die Reste einer einstmals kampfstarken deutschen Truppe das winzige Gebiet um Pillau und ermöglichen den Männern der Marine in einem beispiellosen und nicht weniger aufopferungsvollen Einsatz, von hier aus in den 100 Tagen bis zum 25. April, ca. 650 000 Flüchtlinge über See zu retten. Hier leisten auch die Landungspioniere unter ihrem Führer Generalmajor Henke, der später dann den Freitod suchen wird, Übermenschliches.

Bereits Ende Februar erreicht der sowjetische Angriff von Neustettin aus die Ostseeküste. Damit wird der Fluchtweg nach Westen unterbrochen und der Flüchtlingsstrom nach Osten in den Raum Danzig zurückgedrängt. In Danzig, Gotenhafen und Hela ist in diesen Märzwochen rund eine halbe Million Menschen zusammengedrängt. Man nennt nun Hela das „Düнкirchen der Deutschen“, nachdem am 27. Gotenhafen und wenig später am 30. März auch Danzig fallen.



**90-0329**

So sah es in den Januar-Tagen im Hafen von Pillau aus. Lange Reihen von Menschen standen mit ihrem Gepäck vor den im Hafen liegenden Schiffen.

Auch hier verteidigen deutsche Soldaten diese Insel der Hoffnung gegen jeden Angriff, und im Hagel der sowjetischen Granaten und Bomben bringen die Marinefährrahme, Pionierfähren und Sicherungsfahrzeuge von Pillau, Kolberg und der Weichselniederung noch Hunderttausende nach Hela, wo sich auf Reede die Geleite für die Fahrt über die Ostsee formieren und am 8. Mai verlässt der nur 130 to große Danziger Binnenkahn „Hoffnung“ hoffnungslos überladen Hela. Für den letzten Geleitzug zu langsam, macht er sich allein auf den unsicheren Weg über die Ostsee.

Rund 1 000 Handels- und Kriegsschiffe waren an diesem Rettungswerk beteiligt, vom Fischkutter bis zum großen Passagierdampfer und vom Marinefährrahm bis zum schweren Kreuzer, von denen ca. ein Viertel von den Sowjets versenkt wurden.

Mehr als 2,5 Millionen Menschen werden in den dreieinhalb Monaten zwischen Mitte Januar und Anfang Mai von den großen Umschlagplätzen Pillau, Danzig,

Hela, Gotenhafen, Kolberg und zahlreichen kleineren Häfen auf die gefährliche Reise über die Ostsee geschickt. „Nur“ ca. 30 000 werden dabei ihr Leben lassen; in der Mehrzahl mit dem Untergang der großen Schiffe „Wilhelm Gustloff“, „Goya“, „Steuben“ und „Karlsruhe“.

Diese größte Rettungsaktion über See in der Geschichte der Menschheit, die hunderttausenden von Ostpreußen das Leben rettete, ist eine unvergängliche Ruhmestat unserer Marine, in allerbesten soldatischer Tradition Leben zu retten, wo die militärischen Ziele sinnlos geworden sind.

Am 8. Mai kapituliert die Wehrmacht an allen Fronten.

Mit dem Ende der Kampfhandlungen werden diejenigen unserer Landsleute, die trotz aller Evakuierungsanstrengungen im Danziger Raum geblieben sind, von den Russen nach Ostpreußen zurückgetrieben, so dass im Sommer 45 ca. 500 000 Ostpreußen noch oder wieder in ihrer alten Heimat sind.

Dort hört das Leiden nicht auf. - Während man auf dem Lande an Seuchen stirbt, zu Tode vergewaltigt, erschlagen oder erschossen wird oder sich freiwillig umbringt, wenn man tatsächlich der Verschleppung nach Sibirien entgeht, wird in Königsberg neben all dem „vorzugsweise“ verhungert.



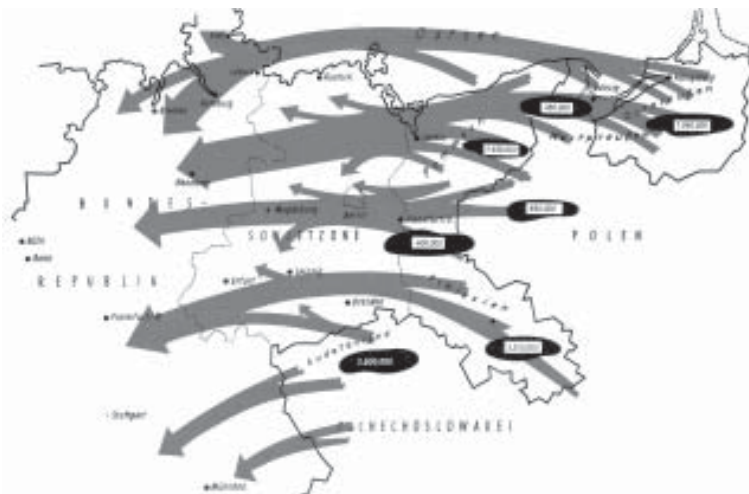
**90-0334**

Blick vom Schlossteich auf die Ruine des Schlosses.



Als 1947 die letzten Deutschen Königsberg verlassen, sind das ca. 20 000 von ehemals ca. 100 000, die im April 1945 den Russen in die Hände fallen. - Insgesamt bezahlen ca. 600 000 Ostpreußen den grausamsten Krieg der neueren Geschichte mit dem Leben.

Schon während im März 1945 die ersten Trecks mit unseren Landsleuten in Norddeutschland eintreffen, wo viele erstaunt darüber sind, wie gut diese Menschen aus der fernen „russischen“ Provinz Deutsch sprechen, beginnt im Osten die Zeit der „wilden Vertreibung“. Über die Nachkriegsgrenzen Polens und Deutschlands war bereits auf der Konferenz von Teheran 1943 die Entscheidung gefallen. Hiernach erhielten die Polen als Ersatz für die an die Russen abzutretenden Gebiete Schlesien, Pommern bis zur Oder und einen Teil Ostpreußens. Das war die größte territoriale und ethnische Verschiebung in der Geschichte Europas. Die Rote Armee hatte ja schon Millionen Menschen vor sich hergetrieben und damit tausend Jahre deutscher Geschichte unter sich begraben. Jetzt folgten den Geflüchteten, noch bevor in Potsdam die Modalitäten für die „Umsiedlung“ der Restbevölkerung festgelegt wurden, die polnischen Siedler und bereiteten diesen ein neues Martyrium. Die Deutschen sollten freiwillig zum Verlassen des Landes gebracht werden. Und so was gelingt, wenn die Alternative dazu der Verlust von Leib und Leben ist. Ein Bericht des emigrierten Schriftstellers und Journalisten Robert Jungk in der Zürcher „Weltwoche“ über dieses Geschehen im Herbst 45 trägt den Titel: „Aus einem Totenland“. Er löste weltweit Entsetzen aus und führte mit zu einer Verbesserung der Lage ab 1946.



90-0337

Die Flüchtlingsströme in Richtung Westen.

Auf die Ankunft von Millionen Menschen war man im Westen nicht vorbereitet. Die Unterbringung erfolgte deshalb zunächst hauptsächlich in Massenquartieren. Dutzende von Menschen lebten hier oft über Jahre auf engstem Raum, und der Zustrom hörte nicht auf, wollte nicht aufhören.



**90-0338**

Die Unterbringung der Flüchtlinge erfolgte in Massenunterkünften. Dutzende von Menschen lebten hier, oft über Jahre, auf engstem Raum.

Im Norden und Westen der späteren Bundesrepublik stauten sich die Flüchtlinge und Vertriebenen aus dem Osten in wenigen Ballungsgebieten. Das wurde durch die später folgenden innerdeutschen Umsiedlungsmaßnahmen auch nicht viel anders. In der damaligen sowjetischen Besatzungszone war der Anteil der Flüchtlinge und Umsiedler, wie man sie hier nannte, an der Bevölkerung sogar noch größer (24 %).

Am 11. Oktober 1947, rund 2 Jahre nach dem Treffen von Potsdam, vollzieht sich der letzte Akt der furchtbaren Geschichte von Flucht und Vertreibung. Stalin unterzeichnet den Befehl zur Deportation der Deutschen - der übrig gebliebenen - aus dem russisch verwalteten Ostpreußen. Der Plan: binnen weniger Monate sollen die Deutschen davongejagt werden. Genau so geschieht es, als wäre der Krieg noch nicht zu Ende.

Heute, 60 Jahre nach dem Verlust der Heimat, können wir rückblickend sagen: Wir waren erfolgreich. Persönlich erfolgreich, doch auch darüber hinaus haben wir maßgeblich dazu beigetragen, dieser Republik auf die Beine zu helfen. Darauf können wir sehr stolz sein, auch wenn der Zeitgeist dieses Verdienst gerne anderen aufs Konto schreiben möchte.

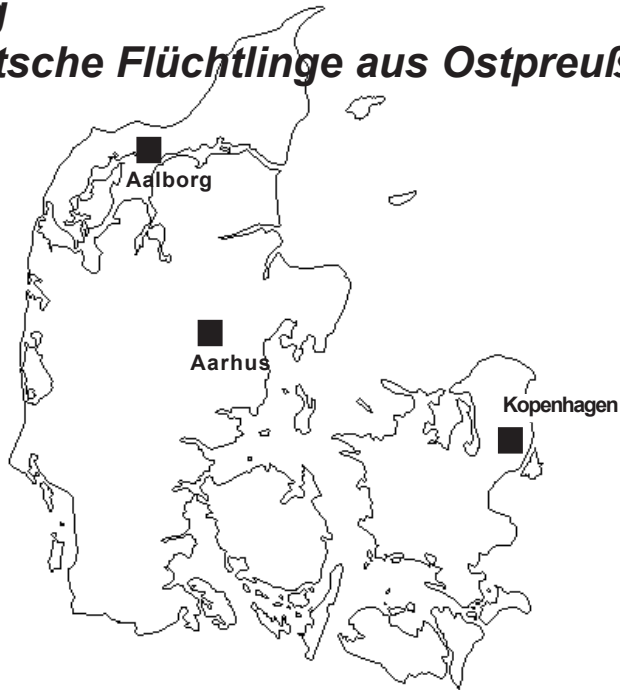
Emotional und erzieherisch haben wir dagegen versagt, denn es ist uns nicht gelungen, unsere Nachkommen auf die Geschichte unserer Heimat zu verpflichten. Schwer wiegt, dass wir es noch nicht einmal ernsthaft versucht haben. Allzuviele von uns waren und sind noch der Ansicht, dass ein Hiergeborener mit der Herkunft seiner Vorfahren nichts zu tun hat. Damit tragen wir unsere eigene, viele Jahrhunderte alte so großartige Geschichte zu Grabe! So bekommen wir natürlich auch keine der Größe des Opfers ostpreußischer Menschen in diesem barbarischen Krieg angemessene Gedenkstätte zustande. Mögen Gott und unsere Toten uns das verzeihen.

Siegfried Lenz lässt in seinem Roman „Heimatmuseum“ den Teppichwirker Zygmund Rogalla sagen: „Im Heimatgefühl liegt auch der Anspruch, unverwechselbar zu bleiben. Da möchte ich gern fragen: Sollten wir denn zu unserem Ziel machen, namenlos und auswechselbar zu werden? Ist es das, was wir wünschen sollten, was uns zusteht: Verwechselbarkeit? Glaubst Du wirklich, dass unser Glück dauerhafter wird, wenn wir freiwillig in Anonymität ertrinken?“

Denken auch Sie bitte (wieder) einmal darüber nach!

**Klaus Schröter**

# ***Dänemark, Rettung für deutsche Flüchtlinge aus Ostpreußen?***



## ***Flucht aus der geliebten Heimat.***

Am 13. Januar 1945 wurde die russische Offensive eingeleitet. Der Zweite Weltkrieg bewegte sich in seine letzte Phase. Der Angriff hatte das Ziel, die endgültige Niederlage Deutschlands einzuleiten. Die Furcht vor den schnell vorrückenden Russen war so groß, dass die Bevölkerung Haus und Hof verlassen musste und nur mit wenigen Habseligkeiten die Heimat verließen.

Unaufhörlich ergoss sich der Flüchtlingsstrom in den Kreis Wehlau, so auch Familien aus dem Kreis Schlossberg nach Pregelswalde. Nur wenige Tage fanden sie hier etwas Erholung; von Entspannung und Ruhe konnte keine Rede sein.

Der Aufbruch zur Flucht begann erst, als man die russischen Kanonen hörte und die deutschen Soldaten auf dem Rückzug waren. Unverantwortlich die Tatsache, dass die politische Führung, auch die örtliche, einen zeitgerechten Fluchttermin nicht zuließen. Schließlich wurde die Lage immer bedrohlicher.

Zu Fuß oder mit Pferd und Wagen musste das Dorf verlassen werden, immer noch mit der Hoffnung auf eine Rückkehr. Wer Glück hatte, wurde von Wehrmachtsfahrzeugen mitgenommen. Nicht wenige wurden von den Russen eingeholt und mussten entsetzliche Grausamkeiten erdulden. Bis heute blieben viele Schicksale unseres Dorfes ungeklärt.

Der Strom der meisten Flüchtlinge bewegte sich über Friedland und Preußisch Eylau in den Heiligenbeiler Kessel, weiter über das Eis des Frischen Haffs und die Nehrung bis Danzig und Pommern. Auch hier wurden noch einige vom Feind überrollt, andere erreichten entkräftet Schleswig-Holstein. Wer von einem Ostseehafen ein Schiff nach Dänemark erreichen konnte, hatte Glück oder wurde Opfer der russischen U-Boote und ertrank in den eisigen Fluten der Ostsee.

Immerhin waren am Ende des Zweiten Weltkrieges ungefähr 250 000 Deutsche als Flüchtlinge in Dänemark, unter ihnen auch die aus Pregelwalde mit ihren Angehörigen vertriebene Elfriede Hemke (jetzt Kollhoff).

Ihr Bericht ist nur ein Beispiel von vielen ähnlichen Schicksalen:

**Vertrieben, verfolgt und nur geduldet.  
Der Fluchtweg nach Dänemark.  
Von Elfriede Kollhoff, geb. Hemke**

Noch heute, besonders beim Schreiben dieses Fluchtberichts, muss ich an den schrecklichen 22. Januar 1945 denken. Es war ein Ereignis, das mich damals als dreizehnjähriges Mädchen bis jetzt noch tief bewegt.

Meine Mutti erzählte mir und meinem jüngeren Bruder Reinhard, dass zunächst Frauen und Kinder kurzfristig Pregelwalde zu verlassen haben. Es sei alles nicht so schlimm - wir kommen ja wieder - sagte man uns. Welch ein großer Irrtum!

Also wurde gepackt. Meine Mutti verstaute alles in Koffern und Kisten. Die Federbetten wurden als Wärmeschutz auf den Wagen gebracht. Unser Fuhrwerk stellte Bauer Müller. Als Lenker stellte sich Herr Heimann zur Verfügung. Mitfahren sollten: Frau Heimann, Frau Witt mit ihren Kindern Lotte, Franz und Christa. Außerdem meine Mutti, Bruder Reinhard und ich.

Eisig und kalt war es an diesem Montag. Unser vorgegebener Weg führte über Langhöfel - Grünbaum - Abschwangen - Althof - Zinten - Heiligenbeil. Die Flucht bis hierher war schrecklich! Die Straßen aufgeweicht und fast unbefahrbar. Nicht selten wurden die erschöpften Menschen in die Straßengräben gedrückt, wenn das zurückweichende Militär vorbei wollte. So überschlug sich unser Fuhrwerk und landete im Straßengraben. Dabei brach sich Frau Witt das

Schlüsselbein und Frau Heimann den Fuß. Mein Bruder und Christa Witt zogen sich Prellungen im Gesicht zu.

Schrecklich die Schikanen einiger deutscher Bauern, die wir um Hilfe baten. Wenn wir nach erschöpfter Fahrt um Unterkunft im Haus oder Scheune baten, wurde uns dies oft verweigert. Einmal, wir waren todmüde, hungrig und durstig, baten wir um Wasser. Aus Schikane hatte der Bauer die Pumpe abgeschlossen. Er hetzte die Hunde auf uns und schrie hinterher: „Ihr Gesindel, macht dass ihr weiter kommt“. In meiner Sorge um meinen kranken Bruder rief ich dem Bauer zu: „Ich komme wieder und stecke alles an!“ Meine Wut war unbeschreiblich; getan hätte ich es nicht.

Damals stellte ich mir die Frage: Sind wir alle Schuld am Krieg oder nur wir Ostpreußen alleine? (Sehr viel später musste ich mich mit dieser Frage in Mecklenburg auseinandersetzen.)

Weiter ging unsere Flucht in Richtung Heiligenbeil. Zuvor wurde unser Treck von Tieffliegern beschossen. Bei diesem Angriff wurden Frau Müller und ihre Tochter Ruth verwundet und mit einem Sanitätsauto ins Krankenhaus gebracht. Herr Müller wollte uns später mit seinem Fuhrwerk folgen; wir haben ihn nie wieder gesehen.

### **Fast wären wir im Haff versunken.**

Nur der gefährliche Weg über das Eis des zugefrorenen Frischen Haffs ermöglichte ein Weiterkommen auf der Flucht vor dem Feind. Es war vielleicht ein Weg ohne Wiederkehr, größer noch die Hoffnung, das andere Ufer zu erreichen. Nur nachts durfte alle dreißig Minuten ein Fuhrwerk die vorgezeichnete Spur bis zur Nehrung überqueren. Die Menschen waren total erschöpft. Unser Wagen wäre fast mit uns untergegangen. Dunkelheit und aufkommender Nebel machte den Weg unüberschaubar. Wir kamen von der markierten Fahrstrecke ab. Glatteis ließ die Pferde stürzen. In unmittelbarer Nähe hörten wir schon das nächste Fuhrwerk. Uns überkam eine panische Angst. Was sollen wir tun? Da ergriff meine Mutter die Initiative, opferte die Federbetten, damit die Pferde wieder auf die Beine kamen. Wir waren wieder einer Gefahr entronnen. Viele, viele Trecks waren schon im Eis versunken. Schließlich fanden wir den richtigen Weg und näherten uns bei Tagesanbruch der Nehrung.

Da kam der nächste Schreck: Russische Tiefflieger griffen den Treck an. Sie warfen Bomben und schossen mit Maschinengewehren auf wehrlose Flüchtlinge. Meine Mutter nahm uns bei der Hand und lief mit uns in den naheliegenden Wald, auch auf die Gefahr, das letzte Hab und Gut auch noch zu verlieren. Leider wurde bei diesem Angriff mein Cousin Alfred Klatt angeschossen, der später seinen Verletzungen erlag.

## **Rettung und Hoffnung**

Eine deutsche Militärkolonne war unsere Rettung. Die Soldaten rieten uns, den Treck zu verlassen und nur mit Handgepäck bis Pillau - Neutief zu fahren. Sie wollten uns abends mit dem Lkw dorthin bringen. So holten wir unser Gepäck vom Wagen. Wir, das waren meine Tante Trude mit ihren Kindern Gerda, Edith und Gretel, dazu Frau Witt mit ihren Kindern Lotte, Franz und Christa, schließlich meine Mutti, Reinhard und ich. Der Treck mit Herrn Heimann fuhr eine andere Richtung, auch meine Tante Lene Klatt mit ihren Kindern. Für uns war das Warten auf die Soldaten mehr als aufregend. Es war bitterkalt, also wurde ein Feuer angezündet. Wir behielten nur ein Handgepäck, alles andere verbrannten wir. Werden die Soldaten kommen? Wir wurden auf eine harte Probe gestellt.

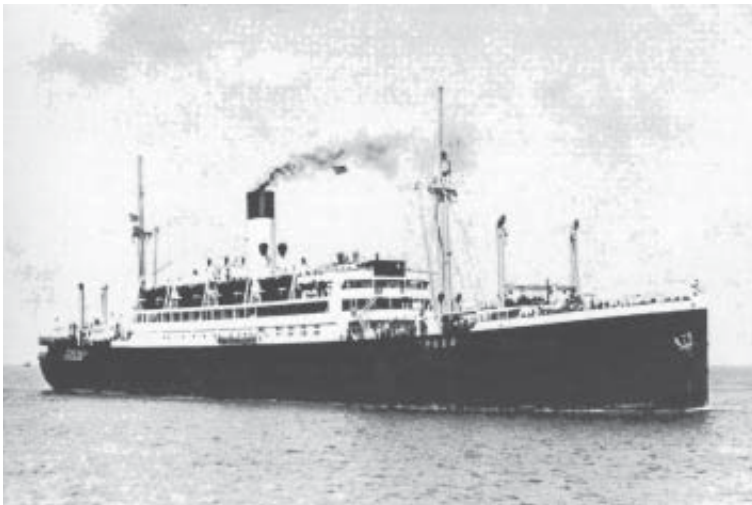
## **Auf See nach Gotenhafen**

Gegen 22.00 Uhr kamen endlich die Soldaten. Sie fuhren uns bis Pillau - Neutief, von hier aus erst viele Stunden später mit der Fähre nach Pillau. Erst am anderen Tag brachte uns bei starkem Seegang das Schiff „Reiher“ bis Gotenhafen, wo wir als ungebetene Gäste zwangseinquartiert wurden. Wir hatten mit Familie Witt nur einen Raum zur Verfügung, in dem nur Matratzen lagen, und in der Ecke stand ein abgeschlossener Schrank. Dagegen hatte Tante Trude mit ihren Kindern eine größere Wohnung, wohin Familie Witt und wir dann gezogen sind. Welch eine erholsame Ruhepause nach der bis hier überstandenen Flucht. Das Essen war knapp. Franz Witt und ich gingen jeden Tag zur Verpflegungsstelle, um die zugeteilten Portionen abzuholen. Ungefähr 14 Tage lebten wir hier, immer mit der Angst, beim nächsten Bombenangriff getroffen zu werden. Bei einem Angriff sprang durch die Wucht der Detonation der verschlossene Schrank auf. Welch eine angenehme Überraschung: wir erblickten herrliche, brauchbare Delikatessen. Von jetzt ab sind Franz und ich nicht mehr zur Verpflegungsstelle gelaufen, zumal der Weg inzwischen sehr gefährlich geworden war. Frau Witt, die durch ihren Sturz noch sehr unter Schmerzen litt, warnte uns vor dem Verzehr. Wenig bedenken hatte meine Mutti. Sie schrieb einen Zettel mit den Worten: „Wir hatten Hunger. Nach dem Krieg bezahlen wir die verbrauchten Lebensmittel. Danke!“ Darunter die Heimatanschrift.

## **Vater und das Glück mit der Schiffskarte**

Die Lage in Gotenhafen wurde für die Bevölkerung zunehmend dramatisch. Für uns wurde nur der Schifffahrtsweg als Fluchtmöglichkeit angeboten. Eine Schiffskarte erhielten wir nur deshalb, weil mein Vater bei der Marine war. Leider gab es ein Problem: Die Karte war für fünf Personen ausgestellt, und fünf Personen mussten es sein. Wir waren zu dritt. Woher aber die fehlenden zwei Personen nehmen? Die Familien Hemke und Witt waren jeweils vier Personen. Eine Trennung kam nicht in Frage. Da kam uns ein trauriger Zufall

zur Hilfe. Zwei Schwestern und eine Cousine lebten im selben Haus. Durch Tiefflieger wurde die Cousine tödlich getroffen. Die beiden Schwestern baten Mutti um ihre Mitnahme. Noch am Nachmittag begaben wir uns zum Hafen, immer mit der Angst beschossen zu werden. Grauenhafte Szenen spielten sich hier ab. Am Kai mussten wir dann erfahren, dass an diesem Tag kein Schiff fährt. Unterschlupf fanden wir zunächst in der Schiffshalle. Den nächtlichen Bombenangriff haben wir nicht gehört, dazu waren wir zu müde. Morgens lagen wir im Freien. Ein weiteres Problem kam auf uns zu: Der Hafenkai war voller Menschen, die alle auf das Schiff wollten, viele davon mit großem Gepäck. Der Lotse rief immer wieder: „Frauen und Kinder zuerst, aber nur mit Handgepäck“. Da kamen uns die beiden Schwestern zur Hilfe. Ich weiß nicht, aber irgendwie waren sie vorne beim Lotsen. Dieser bat sie dringend auf das Schiff zu kommen. Darauf ihre Antwort: „Wir wollen ja, aber unsere Mutti mit den kleinen Geschwistern kommt nicht durch“. Der Lotse half wo er konnte. Durch das Geschiebe und Gedränge holte sich mein Bruder eine blaue Nase. Der Lotse versuchte die Menschen zu überzeugen, sich von ihrem Gepäck zu trennen. Plötzlich gab es Fliegeralarm, was kurzfristig schon vorher angekündigt wurde. Schnell die Leinen los und somit vielleicht aus dem Angriffspunkt zu kommen. Auf Reede lag ein Passagierschiff, das uns übernehmen sollte. Der Versuch scheiterte, weil der Dampfer bis auf den letzten Platz besetzt war. Die nächste Möglichkeit war das mit Verwundeten besetzte Schiff „Antonio Delfino“. Wir wurden aufgenommen, obwohl das Platzangebot nicht groß war. Aber das war uns egal! Abermals wurden wir von Tieffliegern beschossen. Ein Schuss traf



**90-0304** Dampfer „Antonio Delfino“ rettete als Hilfsschiff der Kriegsmarine bei 5 Einsätzen 20 552 Flüchtlinge.



den Rucksack meiner Mutti, ohne sie zu verletzen. Nur die Kleider im Rucksack waren durchlöchert, welch ein Glück. Wir waren gesund und erleichtert zugleich. Des Weiteren erfuhren wir über den Lotsen, dass fast alle Menschen am Kai in Gotenhafen dem Bombenangriff zum Opfer gefallen sind. Auch hier hatten wir großes Glück gehabt.

Viele Erfahrungen und Eindrücke haben später mein Leben geprägt. Wir wurden den Sanitätern als Hilfskräfte zugeteilt. Wir sahen jüngere und ältere Soldaten sterben, die in der letzten Stunde ihres Lebens nach ihren Frauen und Kindern riefen.

### **Notgedrungen nach Dänemark**

Der Kurs war zunächst der Hafen von Stettin. Auf hoher See stoppte plötzlich unser Schiff. Angst verbreitete sich, weil wir kein Motorengeräusch mehr hörten. Wie sollte diese Fahrt nun weitergehen? Erst viel später hörten wir, dass unser Schiff in eine Minensperre geraten war. Der Kapitän änderte den Kurs in Richtung Dänemark. Einmal mehr sind wir mit dem Leben davon gekommen.

In Kopenhagen wurden wir Ende März in Güterwagen zur Insel Jütland ins Flüchtlingslager Aalborg gebracht. Die örtliche Leitung übernahm hier das deutsche Militär, die eine Gesundheitskontrolle und eine Entlausungsaktion veranlasste. Das Lagerleben in vollbelegten Räumen war nicht immer befriedigend. Wir waren in Sicherheit, und alles andere nahmen wir in Kauf. Das Essen war eintönig und manchmal nicht ausreichend, jedoch gehungert haben wir nicht. Allmählich wich die Angst von uns. Die Zeit verbrachten wir mit Beschäftigungen, so z.B. aus Militärkleidung unsere Garderobe zu ergänzen. Wir lernten sehr schnell das Zuschneiden und neue Kleidung zu nähen.

Anfang Mai hörten wir über den Lautsprecher, dass der Krieg vorbei sei. Von jetzt ab änderte sich für uns die Lage: Wir wurden nach Vestré Allé verlegt, der Ausgang gesperrt und die Wache übernahmen die Dänen. Obwohl das Essen hier schlechter wurde, normalisierte sich das Leben. Die Schulpflicht wurde eingeführt. Die Jugendlichen mussten kleine gemeinnützige Arbeiten verrichten, wie Straßen säubern, Blumenrabatten pflegen und vieles mehr. Eine gute Abwechslung waren die Kinoveranstaltungen.

Der Winter 1947 war sehr kalt. Die zugeteilte Torfmenge reichte natürlich nicht. So waren wir notgedrungen gezwungen, brennbare Gegenstände zu verheizen. Den Dänen hat das nicht gefallen, aber die Not macht eben erfinderisch.

Am 19. Mai 1946 hatte ich im Lager Aalborg/Vestré Allé meine Konfirmation. Zuvor habe ich vom 4. Juni 1945 bis 16. April 1946 die Schule mit Abschluss 8. Klasse und die Berufsschule vom 1. Mai bis 1. Juli 1946 besucht. Anschließend habe ich als Arzthelferin in einer Praxis gearbeitet.

## **Wir sind wieder eine Familie**

Ende 1947 erfuhren wir über das Rote Kreuz, dass meine Schwester Hildegard in Hamburg lebt und mein Vater in Klein - Trebbow bei Schwerin. Erst im Februar 1948 wurden wir aus Dänemark nach Friedland gebracht, von hier weiter nach Schwerin. Unsere Familie hat den Krieg heil überstanden. Das Leben ist uns oft neu geschenkt worden. Nun galt es, ein neues zu beginnen.

An viele Einzelheiten kann ich mich noch erinnern. Nach über 50 Jahren jedoch nicht mehr an genaue Daten oder Wochentage. Ich wollte die Tatsachen noch einmal darstellen, und das war für mich sehr wichtig!

## **Und noch zum Schluss:**

Ich kann nur sagen, dass wir in jener schweren Zeit in Dänemark menschenwürdig behandelt worden sind.

Soweit der Bericht von Elfriede.

Ein Däne hat 1981 ein Buch geschrieben, das in der überarbeiteten Neuauflage als deutsche Ausgabe mit dem Titel: „Ungeladene Gäste - Ostdeutsche Flüchtlinge in Dänemark 1945 - 1949“ erschienen ist.

Die Erlebnisberichte sind lesenswert. Dabei ist auffällig, dass die Flüchtlinge in Dänemark sehr unterschiedlich behandelt worden sind. Das reichte von mangelnder, schlechter Versorgung und Pöbeleien bis verhaltene Duldung. Da macht der Bericht von Elfriede eine erfreuliche Ausnahme.

## ***1945-48 von Ostpreußen nach Moorrege***

**Ilse Rudat**

Der Weg von Ostpreußen nach Moorrege war mit vielen schrecklichen und gefährvollen Zwischenstationen verbunden. Für mich war es auch gleichzeitig der Weg des Erwachsenwerdens in einer gewaltsamen Weise, die verbunden war mit dem schmerzlichen Herausgerissenwerden aus einer behüteten, unbeschwerten Kindheit und einer plötzlich aufgebürdeten, fast zu schweren Verantwortung für eine damals Vierzehnjährige.

Als mein Vater, der Soldat war, mir vor Weihnachten 1944 bei einem Kurzurlaub eindringlich klar machte, dass ich jetzt an seiner statt für meine 40 Jahre alte hochschwängere Mutter einen möglichst großen Teil seiner Fürsorge mit übernehmen müsste, ahnte ich noch nicht, wie sehr diese Bürde mich noch belasten würde.

Das Licht der Welt erblickte ich 1930 in Lyck, der schmucken Hauptstadt Masurens. Mein Vater war selbstständiger Tischlermeister. Meine Mutter hatte ständig 10-12 Lehrlinge und Gesellen zu Tisch und immer alle Hände voll zu tun. So verbrachte ich vor meiner Einschulung häufiger Zeiten auf dem Bauernhof bei meiner Großmutter, die ich sehr gern hatte, in einem kleinen Dorf im Kreis Lötzen. Diese Aufenthalte gehören mit zu meinen schönsten und prägendsten Kindheitserlebnissen. Der Radius eines kleinen Mädchens in einem Dorf war nämlich viel größer als in der Stadt; denn ich war dort auch auf allen benachbarten Höfen irgendwie zu Hause. Ich spielte nach Herzenslust mit Tieren und Pflanzen und lernte dabei für mein ganzes Leben wichtige Dinge.

Im Herbst 1944 wurden wir nach Braunsberg ins Ermland evakuiert, wo mein Vater uns kurz vor Weihnachten aufsuchte. Anfang Februar wurde die Stadt, die vollgestopft war mit Flüchtlingstrecks, schrecklich bombardiert. Danach klebten an vielen Häuserfassaden Teile von Menschen oder Pferden. Da es kein Wasser gab, brannte die Stadt drei Tage lang. Kurz danach musste sie innerhalb weniger Stunden geräumt werden. Da begann es dann gleich mit meiner Verantwortung. Bepackt mit einem Rucksack und einem Koffer, meine Mutter im Schlepptau, suchte und fand ich freundliche Soldaten, die uns per Auto und Wagentreck über das Eis des Frischen Haffs auf die Frische Nehrung mitnahmen. Nie werde ich die trostlosen Bilder von eingebrochenen Trecks und ihre kilometerlangen Schlangen vergessen. Endlich gelangten wir nach Neuhäuser, einem Ostseebad im Samland. In einem kleinen provisorischen Entbindungsheim kam am 4. April 1945 meine Schwester zur Welt. Drei Tage später fiel Königsberg. Bereits nach einer Woche musste das ganze Entbindungsheim mit fünf Wöchnerinnen und den Pflegehelferinnen einen ganzen Tag lang im Erdunker zubringen, weil die Russen bereits in Fischhausen (9 km entfernt) eingebrochen waren. Sie beschossen Neuhäuser ständig mit Granaten, und gegen Abend musste dieser Ort geräumt werden. Da die Wöchnerinnen ihre weinenden Babies nur in ihre Kopfkissen gebettet hatten, mussten alle Jüngeren, darunter auch ich, trotz des ständigen Beschusses aus dem Bunker heraus, um Wäschekörbe aufzutreiben. Während ich geduckt die Straße entlang rannte, piff und zischte es über meinem Kopf. Ich hatte nur einen Gedanken, den Babykorb. Links und rechts schlugen Geschosse ein und vermischten sich mit erschütternden Aufschreien getroffener Menschen. Schließlich fand ich in einem halbzerstörten Sommerhaus den so notwendigen Wäschekorb.

Nach dieser Aktion fuhren wir - es war so um den 10. April 1945 herum, es lag noch Schnee und war recht kalt - mit einem riesigen Flak-Lkw in einen Kiefernwald des Pillauer Strandgebietes. Dort standen wir während der nächsten Nacht und dem darauf folgenden Tag bis zum Abend hin draußen in einer unübersehbaren, total verängstigten Menschenmenge. Allein dem Organisationstalent des älteren Onkels der Heimleiterin, eines ehemaligen Majors, war es zu verdanken,

dass ein kleiner Trupp von Soldaten mit ihren Gewehrkolben uns einen Weg ans Wasser bahnte, sodass wir mit einer kleineren Fähre wieder zur Frischen Nehrung zurückfahren konnten. Während der Zeit, die wir am Wasser noch warten mussten, drückte die Menschenmasse immer stärker nach vorn, sodass meine Mutter und ich, genauso wie die anderen, den Korb mit dem Baby krampfhaft hochhalten mussten, damit er trocken blieb, während wir allmählich bis zu den Knien im Wasser standen.



**90-0299**

**Foto: Otto Heurich**

Ende eines Trecks. So wie hier in Libau sah es überall aus, wo Trecks bei der Einschiffung alles zurücklassen mussten.

Was dann folgte, ist in meiner Erinnerung eine wahre Horror-Vision. Wir übernachteten draußen in der Kälte, in Baracken auf schmutzigem Stroh und kamen nur weiter durch die Hilfe von Soldaten. Hierbei fällt mir eine helle Mondnacht auf der Nehrung ein. Wir fuhren auf offenen Lkws in einem längeren Konvoi. Plötzlich kamen feindliche Flugzeuge und schütteten Phosphor. Sofort gingen einige Wagen in Flammen auf.

Am 20. April 1945 erreichten wir Stutthof in der Nähe der Weichselmündung. Wir fanden ein leeres Haus und konnten uns endlich einmal wieder waschen. Die Babies waren völlig apathisch und fast leblos. Fertignahrung konnte inzwischen für sie nur mit dem Kühlwasser von Lkws bereitet werden. Die Stadt bot einen schauerlichen Anblick, denn an diversen Straßenbäumen waren deutsche Soldaten aufgeknüpft mit Pappschildern um den Hals, dass sie geplündert hätten.

Von Stutthof gelangten wir schließlich Ende April mit einer Fähre auf die Halbinsel Hela. In der hellen Frühjahrs Sonne bot dieser verwüstete Ort mit herumliegenden Leichen - die Sowjets waren bereits in Danzig und schossen ständig herüber - ein grauenvolles Bild. Der letzte Geleitzug mit Flüchtlingen in Richtung Dänemark hatte den Hafen bereits verlassen. Und wieder schaffte es der gute „Onkel Paul“, bis zum Kommandanten vorzudringen und zu veranlassen, dass noch eine kleine, total verrostete Barkasse aufgetrieben wurde. Die war schnell mit etwa 50 Personen besetzt und fuhr dem Geleitzug hinterher. Da die großen Frachter - es waren sieben oder acht, noch sehr langsam fuhren, holten wir sie schließlich ein.

Der letzte Frachter, die „Matthias Stinnes“, mit 3000 Flüchtlingen und 1500 Verwundeten mit erstem Verband an Bord, hielt kurz an, Matrosen ließen ganz steil ein Fallreep herunter, über das sie die Mütter, Babies und älteren Leute an Bord holten. Alle Jüngeren, darunter auch ich, mussten an der steilen, hohen Bordwand auf einer Strickleiter hochklettern. Als ich unten an dieser Strickleiter hing, hatte ich eine so elementare Angst, dass ich vor lauter Verkrampfung mich erst wieder daran erinnern kann, wie man mich oben über die Reling zog.

Auf dem Schiff, auf dem Krankheiten herrschten und die Menschen wie die Fliegen starben, konnten wir zum Glück alle in einem Raum der Offiziersmesse auf Deck lagern. Meine Schwester, die meine Mutter nach längerer Zeit endlich wieder auspacken konnte, war übersät mit kleinen entzündeten Bläschen und schien fast tot zu sein. Ein junger Schiffsarzt, der geholt wurde, tröstete etwas unbeholfen meine Mutter über den wohl mit Sicherheit zu erwartenden Verlust, der gottlob nicht eintrat.

Schließlich gelangten wir nach Kopenhagen und fuhren dann mit einem Zug durch eine friedliche Landschaft voller Leben, mit schmucken Häusern und gepflegten Gärten. Das waren Bilder, bei denen ich meinen Augen nicht so recht traute und zu träumen glaubte. Das Kriegsende erlebten wir inmitten der Stadt Aarhus, wo wir nach unserer Ankunft bei einer Wehrmachtseinheit untergebracht waren. In der Nacht vor der Kapitulation waren plötzlich alle Soldaten verschwunden und ließen etwa 50 verängstigte Frauen und Kinder zurück, die sofort eingesperrt und von dänischen Freiheitskämpfern bewacht wurden. Es war schrecklich ansehen zu müssen, wie den ganzen Tag über heulende Jeeps durch die Straßen fuhren und schreiende Menschen aus den Häusern schleiften. Es handelte sich, wie wir später erfuhren, dabei um Dänen, die Kontakte mit deutschen Soldaten hatten und nun eingesperrt wurden. Erst gegen Abend sagte man uns, dass Deutschland kapituliert hätte.

Wir landeten nach diversen kürzeren Aufenthalten in kleineren Lagern schließlich in einem großen Internierungslager mit 10 000 Flüchtlingen in der Einöde Nord-Jütlands. Und nun begann trotz der gleich nach unserer Ankunft so erfreulichen

Eindrücke von einer heilen Welt in einem zivilisierten Nachbarland ein Lebensabschnitt für uns, der nicht weniger schrecklich war als das bisher Erlebte. Meist mit 28 oder 30 Menschen zusammengepfercht auf engstem Raum, und mit offenen Toiletten, meist 18 nebeneinander, litten wir in den strengen Wintern nach 1945 sehr unter der bitteren Kälte. Wir hausten in leicht gebauten Holzbaracken, und jeder Raum verfügte über eine kleine Brennhexe, die nur wärmte, wenn in ihr das Feuer prasselte. In dem sehr kalten Winter 1947 gab es pro Tag einen Marmeladeneimer mit nassem Torf.



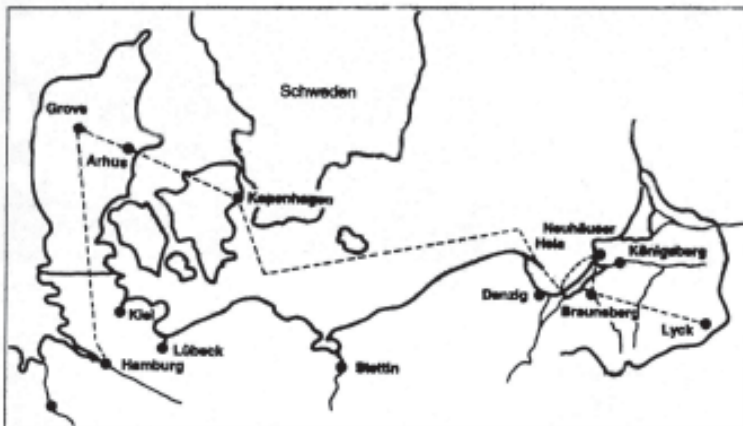
**90-0300**

Lagerleben in drangvoller Enge. So lebten tausende von Flüchtlingen in Dänemark in ehemaligen Wehrmachtsbaracken.

Wir trugen damals ständig alles an Kleidern, was wir besaßen. Zum Zudecken erhielten wir Papierdecken, außen Packpapier und innen Zellstoff. Die Verpflegung war miserabel und fiel manchmal ganz weg. Die Waschmöglichkeiten ließen sehr zu wünschen übrig, genauso die ärztliche Versorgung. In den Sommermonaten herrschte eine fast unerträgliche Wanzenplage. Ein echtes Horrorgeräusch, wenn sie sich nachts von den Deckenritzen auf die Papierdecken fallen ließen und die Menschen übel zurichteten. Manchmal polterten nachts auch dänische Posten mit grellen Stablampen in die Baracken, um bei den deutschen Frauen nach ihren Kameraden zu suchen. Viele Menschen, darunter auch eine große Anzahl von Kindern, sind dort gestorben. Die deutschen Friedhöfe wurden inzwischen weitgehend zerstört. Als meine Schwester in einem

kleineren Lager an Typhus erkrankte, war nur eine ältere frühere Gemeindegeschwester da, die mit einer alten Spritze Blutübertragungen von meiner Mutter auf das Kind vornehmen konnte. Es war damals alles sehr hoffnungslos. Wir hatten keine Nachricht von meinem Vater, meine Mutter war sehr verzweifelt, und ich hatte doch die Verantwortung.

War es nun ein Wunder oder die gute ererbte ostpreußische Konstitution, dass meine Schwester sich wieder erholte und heute selbst Mutter von drei erwachsenen Töchtern ist. In Alpträumen reinigte sich die geschundene Seele von den vielen schrecklichen Bildern und verdrängten Eindrücken. Die Bewältigung des Traumas „Über drei Jahre dänisches Internierungslager“ mit elektrisch geladenen Zäunen, grellen Scheinwerfern und bewaffneten Posten dauerte Jahre. Schleswig-Holstein, wo ich inzwischen länger lebe als in Ostpreußen, habe ich sehr lieb gewonnen. Dennoch hängt mein Herz fest an meiner Heimat Ostpreußen, die ich bereits mehrere Male nach dem Krieg wieder gesehen habe. Sie macht heute noch teilweise einen so geschundenen Eindruck wie ihre Menschen zum Zeitpunkt der Flucht und Vertreibung.



90-0301

Grobe Skizze unseres Fluchtweges

## **Die bewegte Lebensgeschichte der Ursula Peters**

Obwohl sie am 29.09.1923 in Blankenau / Kreis Preußisch Eylau und nicht in Wehlau geboren wurde, fühlte sich Ursula Krause, die spätere Ursula Peters, stets als „Kreis-Wehlauerin“. Dorthin, nach Paterswalde, waren ihre Eltern gezogen, zu einer Zeit, da Ursula noch sehr klein war. In Paterswalde wuchs sie auf, dort ging sie zur Schule. Das Pflichtjahr leistete sie in Trakehnen ab. Dem schloss sich eine Hauswirtschaftslehre an und danach wurde sie Schwester beim Deutschen Roten Kreuz. Die Grundausbildung erhielt sie zur Hälfte in Tapiau, zur anderen Hälfte in Lyck, der Hauptstadt Masurens und zwar im Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium, das damals in ein Feldlazarett verwandelt worden war.

1942 wurde Ursula Peters in ein Feldlazarett nach Russland geschickt. Im Verlauf des Krieges gelangte sie bis nach Nowgorod. Gearbeitet hat sie in Riga, Wilna und in der Krankensammelstelle Wirballen, das an der Grenze zwischen Litauen und Ostpreußen lag. Dort auch erlebte sie den ersten Angriff der Roten Armee auf Ostpreußen, konnte aber glücklicherweise im letzten Augenblick entkommen. Mit einem langen Lazarettzug kam sie wieder in Tapiau an, wo sie dann von jener Zeit

bis zum 20. Januar 1945, dem Tag der Flucht, ständig als OP-Schwester arbeitete. Als Flüchtling in Königsberg angekommen, arbeitete sie dort noch einige Zeit im Lazarett, doch dann hieß es auch hier wieder: weiter. Zu Fuß gelangte sie nach Pillau am 29. Januar 1945, einen Tag, bevor die „Wilhelm-Gustloff“ unterging. An den erfolglosen Rettungsversuchen der Schiffbrüchigen nahm auch sie in einem kleinen Boot teil. Nur noch Tote konnte man damals bergen, so ihre Schilderung, Erlebnisse, Bilder, die sie nie vergessen wird.

Anfang Februar 1945 kam Ursula Peters in ein Marinelazarett nach Gotenhafen, wo sie so lange Dienst tat, bis auch hier der Einmarsch der Sowjetarmee



**071-0080** Ursula Krause  
1943 als junge Schwesternschülerin



drohte. Das Elend der Verwundeten und Flüchtlinge in Hafen und Stadt wurde grauenvoll. Jahrelang konnte sie die Szenen, die sich beim Ablegen eines Schiffs abgespielt hatten, nicht vergessen. „Familien wurden auseinandergerissen, viele sprangen aus Verzweiflung ins Meer.“

Mit einem der letzten Schiffe, die noch auslaufen konnten, gelangte Frau Peters nach Kopenhagen und wurde von den Dänen mit vielen anderen Leidensgenossen sogleich interniert, und zwar in Glostrup. Ihre Arbeit als DRK-Schwester konnte sie hier gleich fortsetzen, d.h. sie hätte sie im bisherigen Rahmen fortsetzen können, denn auch hier gab es ein Lazarett mit 800 Patienten, Schwestern, zwei Ärzten und zwei Sanitätern, doch hatten die Dänen nach der Kapitulation Deutschlands als Erstes dem Lazarett die Operationsbestecke und Medikamente abgenommen. Operiert konnte nun nicht mehr werden. Die Folge davon war, dass es viele Tote gab, unnötig viele Tote. Diese menschenverachtende und sinnlose Aktion führte dazu, dass nur die Hälfte der Verwundeten überlebten. Die Toten wurden mit dem gleichen Wagen abtransportiert, mit dem morgens die Verpflegung für die Internierten herangebracht wurde. Nackt und mit einem kräftigen „Hauruck“ wurden die Verstorbenen auf den Wagen geworfen. Wie diese Menchen begraben wurden, blieb Ursula Peters unbekannt.

Bis September blieb sie in Dänemark, dann erfolgte ihre Rückführung nach Lübeck. Dank ihres Wehrmachtentlassungsscheins fand sie für die folgenden zwei Jahre Arbeit in einem Bremer Krankenhaus, nachdem sie zuvor noch bei einem Bauern in Kirchsalte bei Harpstedt hatte arbeiten müssen auf einem Kartoffelacker.

Sie lernte ihren späteren Mann kennen, einen gebürtigen Bremer, der gerade aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden war. Man blieb im Kontakt und zwei Jahre später, 1947, wurde geheiratet.

1951 wagte ihr Mann als Zimmermeister die Auswanderung nach Australien, und zwar mit einem bereits in Deutschland geschlossenen Arbeitskontrakt, der für zwei Jahre gültig war. 1952 folgte seine Frau mit den beiden kleinen Kindern im Alter von vier und zwei Jahren. Herr Peters war damals bei einem gewaltigen Staudamm-Projekt tätig. Die Familie wohnte 500 km westlich von Sydney. Die Ablehnung gegen Deutsche war in jener Zeit in Australien noch so stark und virulent, daß eine Integration ihnen, besonders auch den Kindern in der Schule, sehr schwer gemacht wurde. Ihre guten Englischkenntnisse halfen ihr allerdings beim Sich-Durchbeißen

Schon 1954 machte sich die Familie mit einer eigenen Hoch- und Tiefbaufirma selbständig, und dank ihrer australischen Mitarbeiter schuf man sich einen größeren Bekanntenkreis. - Ursula Peters hat von Beginn an in der Firma mitgearbeitet, als Leiterin des Büros und als „Zahlmeister“. Die Firma, die zu 99% staatliche Bauaufträge ausführte, etwa Krankenhäuser, Schulen, Kirchen

und Altenheime, beschäftigte etwa 50 Personen und entwickelte sich durch die Jahre hindurch sehr gut.



**071-1108** Ursula Peters, geb. Krause  
1996 auf dem Kreistreffen in Bassum.

Gewohnt und gelebt hat Familie Peters immer in Tumut, was in der Eingeborenensprache so viel wie „Der Platz des kleinen Wassers“ bedeutet. Beide Kinder sind längst erwachsen und haben ihrerseits Kinder, d.h. es gibt vier Enkel. Niemand jedoch wollte die elterliche Firma übernehmen, und so wurde sie verkauft. - Bereits 1963 hatte Familie Peters zusammen mit anderen deutschen Auswanderern an ihrem Wohnort eine kleine evangelisch-lutherische Kirche gebaut, um Religion und Kulturgut ihres Herkunftslandes zu wahren und zu pflegen. Zweimal im Monat gibt es dort Gottesdienst, zu dem der Pfarrer 120 km

weit anreist. In den letzten 10 bis 15 Jahren erlebte Australien einen gewaltigen Zustrom an Menschen aus den Ländern Asiens.

Inzwischen ist Familie Peters im 5. Kontinent voll integriert, doch kommt Frau Ursula in regelmäßigen Abständen immer wieder nach Deutschland und besucht auch die Hauptkreistreffen, so auch in diesem Herbst. Und auch in Ostpreußen ist sie nach dessen Öffnung für uns bereits zweimal gewesen. „Australien ist nur meine Wahlheimat. Meine wirkliche Heimat - die Heimat für immer - ist mein Ostpreußen“, so ihr Fazit. Kann man es schöner sagen?

Ilse Rudat

## ***Rettung über See nach Dänemark***

Die Flucht aus Wehlau hatte die Verfasserin dieses Berichts zusammen mit ihrer Tochter und der betagten Mutter in den Januartagen 1945 unter viel Mühsal und Strapazen bis nach Königsberg geführt. Nun musste es weitergehen, denn dort gab es keine Sicherheit mehr:

### **In Königsberg eingekesselt.**

Seit 8 Uhr früh stehen wir im überfüllten D-Zug, der uns von Königsberg nach Danzig bringen soll, und jetzt ist es 3 Uhr am Nachmittag. Noch lässt sich

keine Lokomotive sehen, und die wildesten Gerüchte lassen Panik aufkommen. Das Grollen und Donnern verstärkt die Angst, und plötzlich heißt es: „Die Russen sind bereits in Elbing. Wir sind eingekesselt. Der Weg in den Westen ist nicht mehr frei!“ Ich mache mir die heftigsten Vorwürfe. Warum nur bin ich nicht früher gefahren? Es bleibt keine Zeit zum Klagen, jetzt heißt es handeln.

Wir wandern nach Juditten zu Mutters Freundin. Ein schmaler Landstreifen zwischen Königsberg und Pillau soll noch frei sein, und in diesen Engpass ergießt sich jetzt der Strom der Flüchtenden. Unterwegs machen wir noch Rast in einem Auffanglager, damit wir „registriert“ werden. Warum eigentlich? Jede Ordnung hat aufgehört! Wir hören auch, dass man von dort zum Hafen Pillau gebracht werden soll. Wie schnell lerne ich doch, auf dieses „man soll“ nicht mehr zu achten! In Zukunft ergreife ich selbst die Initiative. Wir sind in Juditten, um uns auf dem Weg nach Pillau, dem rettenden Hafen, auszuruhen, als die Schreckensnachricht uns erreicht, dass die Russen Königsberg eingekesselt haben, und die ersten Panzer bereits in den östlichen Vororten stehen. Der Ring um Königsberg schließt sich immer enger...

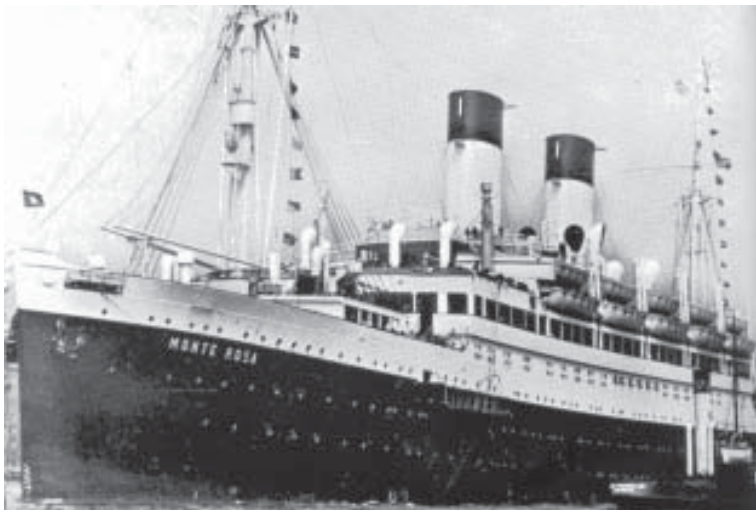
Eines Nachts beginnt das Inferno. Der Sturm auf Königsberg setzt ein mit einem Konzert der „Stalinorgeln“. Es dröhnt, es pfeift, das ganze Haus zittert, wenn Granaten in der Nähe einschlagen. Die Nacht ist erfüllt mit Tosen und Krachen - die Hölle ist los. Stundenlang liegen wir erstarrt, unfähig zu denken. Der Morgen bringt ein Abklingen, und wir fallen in einen starren Erschöpfungsschlaf. Jede Nacht nun, bald näher, bald ferner, dröhnt und orgelt es.

### **Rettung über Pillau?**

Eines Morgens ist unser Garten voll deutscher Soldaten mit ihren Munitionswagen. Sie haben den Weg nach Pillau freigekämpft. Ein Hoffnungsstrahl für uns Eingeschlossene! „Sagen Sie es niemand, aber halten Sie sich um 2 Uhr bereit. Unsere Panzer haben den Befehl, nach Pillau vorzustoßen. Ich nehme Sie mit. Ob wir durchkommen oder in der Hauptkampflinie landen, das weiß Gott allein!“ Ich bin dem Soldaten, der mir das sagt, von Herzen dankbar. - Russische Tiefflieger haben uns entdeckt, gerade als wir im Panzer sitzen. Sie laden ihre Last ab. Ein Panzer wird getroffen, der Fahrer fällt lautlos um. Unser Fahrzeug macht sich davon, Richtung Pillau. Es ist nicht sehr angenehm, ca. 10 Stunden im Panzer zu kauern und dabei zu wissen, dass rechts und links des schmalen Weges die Russen darauf warten, diesen Schlauch nach Westen abschnüren zu können. Sobald die Dunkelheit hereinbricht, kreisen Flugzeuge über uns, flammen Gebäude auf. Blutrot leuchtet der Himmel und wir fahren immer noch. Schritt für Schritt geht es vorwärts. Um Mitternacht sind wir in Pillau, dem Hafen, der für uns Rettung in den Westen bedeutet. Unser Panzer setzt uns irgendwo ab. Die Dunkelheit verschlingt ihn sofort.

Pillau! Eine Stadt des Untergangs, der Korruption, des Typhus, des Raubens, des Mordens. Die Lager sind überfüllt. In den Straßen schieben sich die Menschen. Panzer, Pferde, Soldaten, Kinder - ein Fahren, Rennen, Stoßen! Irgendwo soll es Wasser geben. Es ist verseucht. Kein Licht, kein Gas, nur Schneewasser. Es taut, und wir waten durch Wasserlachen. Eine schreckliche Verwirrung herrscht. Vor uns liegt das Frische Haff und jenseits des Pillauer Tiefs beginnt die Nehrung, die als Rettung winkt, weil sie sich bis Danzig hinzieht.

Die Ereignisse beginnen sich zu überstürzen. Man jagt uns ca. 4 km zu Fuß zu einem Hafenbecken. Auf weißer stürmischer See schwankt das Lazarett-schiff „Monte Rosa“. In der Frühe des nächsten Tages soll sie mit Verwundeten und Flüchtlingen auslaufen. Wir warten in einem kellerähnlichen Durchgang, bis wir vor Frost völlig erstarrt sind. So finden uns Soldaten. Sie nehmen uns mit in ihre Unterkunft. Ich sitze den Rest der Nacht auf einem Holz-schemel. Von meinem gefrorenen Hut, der Schnee und Nässe aufgesogen hat, tropft es. Stur zähle ich die Tropfen: „eins - zwei - drei...“ Zu meinen Füßen bildet sich eine kleine Wasserlache. Aus dem Lautsprecher schallt die Stimme der „Vorsehung“ - es muss der 30. Januar sein. Als der Morgen grau heraufdäm-mert, stehen wir wieder in langen Reihen und warten, dass wir mit auf ein Schiff verladen werden. Unentwegt schneit es in großen dicken Flocken. Wir stehen und warten. Und dann fährt die „Monte Rosa“ ohne uns. Auch die anderen Schiffe sind fort. Vor uns liegt drohend und schäumend das Meer. Wir schleppen uns nach Pillau zurück.



90-0310

Das Lazarett-schiff „Monte Rosa“ .

Durch die Hilfe einer Sanitätskompanie, die früher in der Wehlauer Mittelschule lag, verleben wir ein paar Stunden in Wärme und Ruhe, aber immer wieder hören wir den dringenden Rat, so schnell wie möglich weiterzukommen. Aber wie? Ich finde zufällig eine Flakabteilung, die darauf wartet, über den Seekanal auf die Frische Nehrung gesetzt zu werden. Allerdings ist jeder Platz schon besetzt. Überall weist man mich ab. Ich dringe bis zum Auto der Offiziere vor und habe nach kurzer Zeit für uns drei Plätze „wohlgeborgen“ auf einem LKW, inmitten von Granaten und Panzerfäusten. Eine wirklich angenehme Reisegesellschaft!

### **Über die Nehrung**

Wieder warten und warten! Sind es zwei Stunden oder mehr, bis sich die Autoschlange auf das Wasser zu bewegt? Auf jeder Fähre werden 4 LKW festgemacht zum Transport. Die Räder hängen z.T. halb im Wasser. „Nur schnell! Schnell!“ ist die Losung. Wir fahren. Das Wasser schäumt grau und dunkel um uns. Es ist unsere Rettung. Wieder müssen wir warten, bis es ganz dunkel geworden ist. Die Russen haben die Nehrungsstraße, die in ca. 100 km Länge bis Danzig führt und nur ein paar Kilometer breit ist, unter Beschuss. Dann beziehen wir wieder unser Reisequartier. Eine Plane wird über dem offenen LKW befestigt, und wir wickeln uns in Pferdedecken. Die unheimlichste Fahrt meines Lebens beginnt! In endloser Folge zieht Wagen auf Wagen über die unwegsame Nehrung. Tiefe Gräben säumen den Weg. In den niedrigen dichten Fichten haben Mensch und Tier Nachtbiwak bezogen. Lichter blitzen auf und verlöschen wieder. Vom Festland her dröhnt es. Zwei Tage und zwei Nächte fahren wir dem Westen entgegen und ersticken fast an dem Qualm, der dem Auspuff des durch Holzgas angetriebenen Motors entströmt. Unter der dichten Plane sind wir von der frischen Luft abgeschnitten. Irgendwann in einer Nacht sind wir dann in Danzig. Fremde Menschen nehmen uns auf, geben uns ihre Betten, versorgen uns, und wir hören hier kein dumpfes Rollen, keine Flieger und nichts von Kämpfen, und glauben, wir seien vor dem Zugriff der Russen gerettet. Wir glauben es - die Wirklichkeit sieht ganz anders aus! Wir sollen es bald erfahren. Wieder müssen wir weiter.

### **Weiter und immer weiter**

Die „Gustloff“ nimmt uns nicht mehr mit. Wir sehen sie auslaufen. Kaum jemand entkam dem Tod auf See. - Wir wandern vom Hafen zum Bahnhof, finden einen leeren Zug, „Lauenburg“ steht draufgeschrieben. Uns sagt der Name nichts, aber wir steigen ein, weil wir vor Müdigkeit und Nässe nicht mehr weitergehen können. Als ich aufwache, fahren wir. „Hoffentlich nach Westen“ ist mein erster Gedanke. In diesen Zeiten weiß man nie, wo man ankommt. Unser braver Zug fährt und fährt, niemand steigt ein, niemand steigt aus, denn er hält ja nirgends. Mitten in der Nacht ruckt unser Braver noch einmal an, dann steht er. Den

Umrissen nach halten wir an einem Bahnhof. Bahnbeamte geistern mit Laternen umher, schütteln den Kopf, als sie uns entdecken. Wir sind in Lauenburg in Pommern. Ein leerer Zug, eingesetzt für Soldatentransporte, hatte Schicksal gespielt und uns nach Westen befördert. Hier ist noch tiefer Friede in einer hübschen Stadt. Unser Schicksal: wieder ein Auffanglager, man wird versorgt, schläft auf Stroh. Allmählich ist man so müde und abgestumpft, dass man die Masse der anderen Menschen kaum noch wahrnimmt. Es gelingt mir nach viel Mühen, ein Einzelzimmer für uns drei zu finden. Hier wollen wir das Ende des Krieges abwarten, denn wir ahnen nicht oder besser wir wollen nicht die drohende Katastrophe ahnen. Wieder habe ich noch nichts dazugelernt und lasse mich durch die augenblickliche Sicherheit dazu verleiten, länger zu bleiben als wir es uns erlauben dürften. Wieder Einkesselung, und wieder beginnt die Jagd nach einem Ausweg, weil die Front auch hier näher kommt. Tagelang warten wir auf Abtransport, stundenlang stehen wir am Bahnhof. Nun ist es schon März. Das Grollen der Geschütze wird lauter. Da es mit einem Zug nichts wird, stellen wir uns an die Chaussee nach Stolp. Es schneit. In ununterbrochener Reihe fahren Militärwagen an uns vorbei. Wir stehen und stehen, niemand will uns mitnehmen. Am nächsten Morgen in aller Frühe stellen wir uns erneut dort auf. Ein gelber Postbus aus Danzig nimmt uns endlich mit. Abends sind wir in Stolp. Wir werden in ein Lager gelegt. Am nächsten Morgen weckt mich Musik aus einem großen Rundfunk. Im Anschluß daran Nachrichten, und ich höre die Stimme des Sprechers sagen, dass die Front vor Stolp läge und die Russen von Süden und Westen auf diese Stadt drückten. „Stolp?“ denke ich, „wo das wohl liegt?“ Und plötzlich wird mir siedendheiß: aber wir sind ja in Stolp! Mussten wir das alles durchmachen, um doch den Russen in die Hände zu fallen? In Eile klettert alles in den posteigenen Bus, der nach ein paar Runden durch Stolp seinen Weg findet, - nach Osten, zurück nach Danzig! Unterwegs werden wir noch aus dem Bus hinauskomplimentiert und stehen wieder da, zwischen Ostsee und drei Seiten Front, in einer Stadt, von der ich den Namen nie erfuhr. Nach Tagen der Trübsal und Hoffnungslosigkeit, immer in Nässe, ohne warme Getränke und in Hausfluren, die stets unser Nachtquartier darstellen, endlich im Wartesaal des Bahnhofs Gotenhafen. Wir sitzen wieder zwischen unbekanntem Leidensgenossen, und es ist kaum Platz, weil sich alles in der Hafenstadt zusammengedrängt. Das Meer liegt vor uns - unsere Rettung? Unser Untergang? Ich gehe zu einem Hafenbecken, in dem Schiffe liegen sollen, die Flüchtlinge mitnehmen dürfen. Große Schiffe liegen tatsächlich im Hafen, Lazarettschiffe, die nur gegen Einlasskarten Flüchtlinge mitnehmen. Wo gibt es die? Darauf muss man wochenlang warten, anstehen, auch ein Durchgangslager müsse man zuerst passieren, sonst habe man keinen Anspruch. Dieses und Ähnliches höre ich. Mein Mut sinkt vollständig. Tränen. Ich sehe mir die Schlange der Wartenden an - keine Chance! Hier sind wir dran, wenn die Russen bereits dagewesen sind! Im Fortgehen höre ich: „Wenn man

Verwandte hat, die Offiziere sind oder auf den Schiffen zur Besatzung gehören, dann bekommt man Karten!“ Nach Überwindung meiner Hemmungen spreche ich einen ganz jungen U-Boot Offizier an und bitte ihn, mir zu helfen. Und er tut es! Als „Schwester“ des Offiziers betrete ich das Gebäude und erhalte von ihm nach nur kurzer Wartezeit Schiffskarten für die „Potsdam“.

### **Ein Schiff nimmt uns auf**

Ich hole Mutter und Tochter und gemeinsam finden wir sie, ein großes weißes Schiff mit ca. 17 500 BRT. Wir dürfen schon abends an Bord, werden ganz tief nach unten verladen. Verwundete und andere Flüchtlinge liegen in den drei Decks. Wasser schlägt an die Bullaugen. Weit haben wir es nicht zum Meeresgrund. Ein unheimliches Gefühl beschleicht mich. Am nächsten Morgen sehe ich vom Deck aus auf eine dicht an dicht gedrängt stehende Menschenmenge auf dem Kai. Seit Stunden werden Verwundete eingeladen, und die „Potsdam“ schluckt und schluckt, bis auch das letzte Plätzchen besetzt ist. Als der letzte Verwundete geborgen ist, werden die Schranken für die unten wartenden erschöpften Flüchtlinge geöffnet. Nicht alle können mit, und verzweifelt schauen sie zu uns hinauf. Als es dunkelt, werden an diesem Verladetag die Brücken eingezogen. Die Fahrt beginnt um Mitternacht. Leise und gespensterhaft gleitet die „Potsdam“ aus dem Hafen ins freie Fahrwasser. Plötzlich der Ruf „Alarm“. Wir sind auf hoher See. Feindflieger kreisen über uns. Dicht vor unserem Schiff geht eine Bombe nieder, so dass sich der Bug wie zu einer Verbeugung senkt. Eine Panik droht in dem dunklen Schiff auszubrechen. Endlich entfernt sich das Brummen der Flieger, die Flak beruhigt sich, wir haben wieder Licht. - Am nächsten Morgen auf Deck. Jetzt erst sehe ich, dass wir im Geleitzug fahren. Kleine U-Boote kreisen um unsere drei Schiffe. Irgendwo liegt die Küste Pommerns. Wir fahren einem ungewissen Schicksal entgegen. Nach fast zwei Monaten des Umherirrens, der Angst und des Schreckens fährt unsere weiße „Potsdam“ am 15. März 1945 um Mitternacht in das dänische Kopenhagen ein. Die „Potsdam“ hat noch zweimal Verwundete und Flüchtlinge von Gotenhafen nach Dänemark gebracht. Auf ihrer dritten Fahrt ist sie gesunken.

### **In Dänemark**

Wir sind gerettet. 2 1/2 Jahre wird es dauern - hinter Stacheldraht im Internierungslager in Rontved in Nordjütland, - bis wir nach Deutschland kommen. Zuerst aber lässt es sich freundlicher an: Nach Verlassen des Schiffs in Kopenhagen fahren wir lange nach Norden. Deutsche Soldaten nahmen uns auf dem kleinen Bahnhof der Stadt Aars in Empfang und führten uns in ein Hotel. Ich war so erschöpft, dass ich nur noch den Wunsch hatte zu schlafen. Dennoch nahm ich wahr, dass weiße Betttücher auf den Betten waren, dass Blumen auf dem Tisch standen. Zucker und Weißbrot, so zart und weiß, wie ich es schon lange nicht mehr gesehen hatte, dazu die freundliche Betreuung durch unsere

Soldaten, alles ergab ein tröstliches Bild. Wir lebten uns bald in dieser idyllischen kleinen Stadt ein.

Die Dänen waren durchweg freundlich und verkauften uns gern Blätterteigkuchen und Schlagsahne für die dänischen Kronen, die wir von unserer Wehrmacht erhielten. Am 1. April eröffnete ich die „Deutsche Lagerschule“ in Aars mit Erlaubnis einer höheren Wehrmachtsstelle. Unter dem Dach des Schulgebäudes erhielt ich einen Raum, den ich mit Bänken, Tafeln etc. zu einer Klasse einrichtete. Die Flucht mit allen ihren Begleiterscheinen hatte die Kinder z. T. zu einer richtigen „Landplage“ werden lassen. Nach der Registrierung hatte ich eine Liste mit rd. 80 Namen zusammen. Hefte und sonstiges Schreibmaterial kaufte ich von dem Geld, das die Wehrmacht zur Verfügung gestellt hatte. - Mit der Kapitulation änderte sich unsere Lage. Die deutschen Soldaten wurden abgezogen, dänische Wachmannschaften umstellten unser Hotel, und wir mussten in den Gartenpavillon des Stadtparks umziehen. Zwei düstere Säle mit dreistöckigen Holzpritschen und Strohsäcken nahmen uns, 85 Männer, Frauen und Kinder, auf. Es war sehr eng, und unbarmherzig brannte die Sonne auf das Dach. Im parkähnlichen Garten durften wir spazierengehen, das Eingangstor bewachten dänische Mannschaften.

Im August 1945 löste man dieses Lager auf. In Viehwaggons wurden wir in das ca. 7 km von Frederikshavn entfernte Rontved, einen ehemaligen deutschen Fliegerhorst, transportiert. Er war weitläufig auf einer leichten Anhöhe zwischen Föhren und Fichten angelegt. Wir drei teilten den Raum einer Baracke mit 18 anderen Personen. Das Mobiliar bestand aus einem Tisch, Schränken, Holzchemeln und einem uralten Ofen, daneben noch die dreistöckigen Holzpritschen. Das Essen war knapp, aber sehr ordentlich. Verglichen mit den damals in Deutschland herrschenden Zuständen und unter Beiseitelassung aller Sorgen um unsere Angehörigen und die Zukunft, konnten wir mit dieser Geborgenheit sehr zufrieden und den Dänen dafür dankbar sein. Auch hier errichtete ich, diesmal mit Genehmigung dänischer Behörden, wieder eine Lagerschule, zu der Papier und Bleistifte von den Dänen gespendet wurden. - Ganz allmählich kam Ordnung in unsere ca. 4.800 Seelen zählende Flüchtlingsstadt, an deren Spitze ein dänischer Lagerleiter stand, der einen deutschen zur Seite hatte. Auch jede Baracke hatte ihren Barackenleiter. - Die Zimmer bekamen ein freundlicheres Aussehen durch Papiervorhänge an den Fenstern und Papierdecken auf den Tischen. Es entstand eine Werkstatt, in der Schneiderinnen Kleider veränderten und aus Decken neue anfertigten, Schuhmacher stellten Holzschuhe her, auf denen wir durch das Lager klapperten. In der Töpferei formten geschickte Hände Schüsseln und Teller, wöchentlich einmal erschien die Lagerzeitung. Für Unterhaltung (Kabarett, Filmvorführungen und Klavierabende) sorgten professionelle Kräfte unter den Deutschen, die sich in den verschiedenen Lagern zusammenfanden. - Der kalte Winter 45/46 erwies sich



als sehr bitter für unser Lager. Die Holzbaracken ließen Wind und Kälte durch, der Schnee reichte bis zu den Fenstern. Stürme jagten über das Lager, und der Schnee fiel und fiel immer weiter. In den Zimmern sank das Thermometer auf minus 6 Grad, das Wasser in den Räumen gefror. Unser Torfhaufen war schnell geschwunden, als die Kälte hart einsetzte, mehr Feuerung gab es nicht. Die heimlich gefällten und ins Lager geschleppten Bäumchen gaben kein wärmendes Feuer, und so fingen wir an, Schemel, Schränke und Pritschenbretter zu zerhacken und verheizen.

Sommer 1947. Alles ging dann sehr schnell. Transporte mit je 1000 Internierten wurden zusammengestellt, und am 18. 6. 1947 standen wirklich Lastkraftwagen bereit, um uns zum Bahnhof zu bringen: Die Zurückbleibenden gaben uns bis zum Lagertor das Geleit, ein letztes Winken - und schon entschwand das Lager Rontved den Blicken.

Wir fuhren in Richtung Bayern, einem ungewissen Schicksal entgegen.

M. K.

## ***Oksboel in Dänemark***

Im Lager Oksboel in Dänemark haben in den Jahren 1945 bis 1947/ 48 ca. 38000 Flüchtlinge hinter Stacheldraht gelebt. Konnten sie nach dieser Zeit keine Adresse von Angehörigen in den Besatzungszonen nachweisen, verlängerte sich ihr Aufenthalt bis in das Jahr 1949. Oksboel war die sechstgrößte Stadt Dänemarks geworden.

Dem Lager stand der dänische Lagerkommandant vor, daneben gab es jedoch eine deutsche Verwaltung (Magistrat), einen deutschen Bürgermeister, ein deutsches Gericht etc. Es entstanden Schulen, Handwerksbetriebe, Kirchen der verschiedenen Konfessionen, Krankenhäuser, Zentralküchen, sogar ein eigenes Wasser - und Elektrizitätswerk. Dennoch war das Leben in Oksboel und anderen dänischen Lagern nicht leicht, und besonders Kleinkinder und ältere Menschen waren nach den schweren Tagen der Flucht und nach einseitiger Ernährung den Anstrengungen des Lagerlebens nicht gewachsen. Die große Zahl der Grabkreuze auf dem Friedhof von Oksboel spricht eine beredete Sprache.

Ursprünglich waren die Gräber mit Holzkreuzen versehen. Der Friedhof wurde vom Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge neu angelegt. Heute stehen in langen Reihen Steinkreuze mit je zwei Namen auf der Vorder- und Rückseite zwischen Heide- und Moosanpflanzungen um ein riesiges, mit Blei verkleidetes Kreuz. Davor ist auf einer Steinplatte in Deutsch und Dänisch zu lesen:

Hier ruhen 1 675 Flüchtlinge und 121 deutsche Soldaten,  
die Opfer des Zweiten Weltkriegs.

**Großadmiral Karl Dönitz**  
**Träger des Preußenschildes der**  
**Landmannschaft Ostpreußen**



*Die Rettung der Menschen aus den  
ostdeutschen Provinzen war vor-  
wiegendliches Anliegen im Frühjahr  
1945. Dank gebührt all denen,  
die hierzu beigetragen haben,  
in dem Buch „Sie kamen übers  
Meer“ dieses historische Er-  
eignis für die Nachwelt  
sichtbar zu machen.*

*Amunke, 26.5.71*

*Dönitz*

***Großadmiral Karl Dönitz  
Träger des Preußenschildes der  
Landmannschaft Ostpreußen***



***Überreichnung des Preußenschildes 1975  
an Großadmiral Karl Dönitz  
durch den damaligen stellvertretenden  
Sprecher der  
Landmannschaft Ostpreußen  
Gerhard Prengel***

Karl Dönitz war 1945 verantwortlich für die Einsätze der Kriegs- und Handelsmarine Deutschlands. Ihm und den unzähligen Besatzungsmitgliedern der Kriegs- und Handelsschiffe, die ihren Dienst ständig unter Einsatz ihres Lebens erfüllt haben ist es zu verdanken, dass ca. eine halbe Million Flüchtlinge aus Ostpreußen über die Ostsee gerettet wurde.

## ***Vision vom Kriegsende***

Genau einen Monat vor der deutschen Kapitulation haben wir am 8. April 1945 mit der „Karin Bornhofen“ den Hafen von Pillau in Ostpreußen verlassen und drei Tage später Kopenhagen erreicht. Ich war sieben Jahre alt und meine Erinnerung gleicht einer Vision.

Nach einer nächtlichen Bahnfahrt, die mir himmlisch erschien im Vergleich zu der gefährvollen und schaurigen Schifffahrt, erreichten wir am 15. April 1945 den Ort Birkerød auf Seeland, wo wir bis Ende August bleiben mussten. Da erlebten wir also den 8. Mai 1945.

Wir waren im Saal eines Hotels untergebracht, insgesamt 185 Personen. Deutsche Soldaten hatten uns Strohlager bereitet. Was zunächst wie Freiheit schmeckte - wir konnten uns im Ort frei bewegen - verkehrte sich ab dem 8. Mai ins krasse Gegenteil. Wir bekamen das Wort Internierung mit allen Konsequenzen zu spüren. Was hatten wir Zivilisten verbrochen außer dass wir Deutsche waren! Der Krieg war zu Ende, aber wir wurden bis Oktober 1948 in verschiedenen Barackenlagern festgehalten und bewacht.

Ich war ein kleines verlaustes Mädchen, das in diesem 1. Lager Paratyphus bekam und eigentlich nur sterben wollte. Dabei fand ich zuerst dieses Leben, in dem Hotel oben auf der Galerie sehr gemütlich. Keiner mehr, der mich zwang mit „Heil Hitler“ zu grüßen, keine Sirene schreckte uns mehr aus dem Schlaf, es wurde uns Essen, wenn auch dürftig, zugeteilt, und ich fühlte mich bei meinen Eltern, der 75-jährigen Großmutter und zweien meiner Geschwister geborgen.

Aber der 8. Mai und die tödliche Krankheit meines Vaters, der noch im Mai ins Lazarett musste und im Oktober 1945 starb, brachten eine entscheidende Wende. Wir ostpreußischen Flüchtlinge in Dänemark konnten beim besten Willen dieses Kriegsende nicht als Befreiung empfinden. Diktatur und Krieg waren zwar vorbei, aber wir hatten und haben dadurch unsere Heimat für immer verloren und mussten uns ab dem 8. Mai von vielen Dänen als „tyske Swine“ beschimpfen und be-spucken lassen. Wer Mitleid mit uns hatte, musste das im Verborgenen zeigen.

Und nur an diese Menschen will ich mich nach 60 Jahren – wenn auch immer noch mit Tränen – erinnern.

***Ist Frieden nur eine Vision?***



**Sabina Karsch, geb. Darge**

## ***Auszüge aus Briefen an seine Familie***

Auszüge aus den Briefen meines Vaters, Heinrich Darge aus Schirrau, der in Dänemark im Lazarett lag und uns ins Internierungslager oft schrieb, so er Papier hatte. Ein „Kurier“ beförderte die Post und unsere Päckchen aus dem Lager ins Krankenhaus und zurück.

### **Mai/Juni 1945:**

Liebe Mutti, Gitta, Anneliese, Sabinchen und Omi!

Also eben war Herr Obfw. und brachte mir die Bonbons. Nun müßt Ihr Euch da so allerhand entziehen. Brot braucht Ihr mir nicht soviel zu schicken, denn ich lange ziemlich aus. Aber den schönen Topf Kaffee vermiß ich hier, vielleicht könnt Ihr mir mal so ab und zu eine Flasche mitschicken. Das beste ist doch wohl immer mit dem Müller, denn der Obfw. sagt doch er kommt fast jede Woche.

### **Eine Woche später:**

Also Ihr Lieben Alle!

Nun habe ich Papier u. somit will ich Euch nun auch wieder mal ein paar Zeilen zukommen lassen. Vor allen Dingen sage ich Dir, liebe Mutti, vielen Dank für Deine Bemühungen, also die letzten Klopse aus Fisch schmeckten ja ganz prima ohne Gräten, also wirklich gut, ich habe eine Woche mit denen gelangt, es waren ja auch eigentlich zu viel auf einmal. Wie ich nun aus Deinem Schreiben ersehe, sieht es ja nicht rosig bei Euch aus, was auch nicht zu verdenken ist, denn die letzte Fahrt auf dem Schiff hat bei uns allen was hinterlassen.

Also nun meine Lieben Euch alles Gute wünschend herzl. Grüße und Küsse Euer Vati. Einen herzl. Gruß extra an Sabinchen.

### **Hoevelte d. 23.6.1945:**

Nun Ihr Lieben Alle!

Wie ich denn nun aus dem letzten Schreiben ersehe seid Ihr ja dann wieder alle auf Deck, na das ist man schon gut..... Ich war auch schon ganz flott auf den Beinen, und jetzt die letzten Tage war ich wieder so, daß ich zusammensackte. Die ersten 2 1/2 Wochen habe ich täglich 3-4 Tabletten geschluckt, also könnt Ihr Euch ja denken, was mir das zugesetzt hat. Wir liegen jetzt nur noch 5 Mann in diesem Zimmer. Nach den 2 1/2 Wochen habe ich keine Tabletten mehr bekommen, jetzt nur bloß liegen und nochmals liegen. Abends um 6 Uhr kommt dann der Stabsarzt Visite machen und fragt dann nur, na wie gehts, na und wenn er alle abgefragt, verschwindet er, und so vergeht dann eine Woche nach der andern, am liebsten möchte ich ja auch morgen raus.....

Viele herzl. Grüße und Küsse Euer Vati!

P.S. Nun endlich vorgestern konnte ich mich auch nach 3 Wochen mal wieder waschen.

**27.6.1945:**

Ich fragte einen Tag den Stabsarzt ob ich rechnen kann, daß es mit mir noch einmal was wird, ja es wird schon werden, ich muß nur Geduld haben, also kann ich ja noch mit etlichen Wochen rechnen, und ich möchte am liebsten morgen raus, denn ich bange mich auch schon so sehr, Euch mal wieder zu sehen. Nun man muß sich ja mit dem Schicksal zufrieden geben und abwarten was da kommt. Mit dem Essen ist es ja jetzt ganz schlecht geworden, drei Tage hintereinander haben wir bloß Schleimsuppe bekommen, da soll man nun auf die Beine kommen, ich habe jetzt auch ganz guten Appetit

Wenn ich nicht von Euch noch immer etwas bekommen würde, dann wäre es ganz schlimm. Wer opfert denn immer von Euch die Wurst? Das bist wohl Du Mutti und Gitta. Es tut mir auch immer im Herzen leid, daß Ihr Euch das Bißchen auch noch entziehen müsst. Wäsche habe ich ja noch, dies Hemd muß noch nächste Woche aushalten. Den Kissenbezug möchte ich ja schließlich nun auch einmal auswechseln, aber dann höchstens mit einem bunten, nicht weiß. Herzl. Grüße und Küsse Euer Vati.

Wird das nun noch immer so weiter klappen mit dem mitschicken? Habt Ihr auch meinen Tabak noch da? Nicht weggeben. So manchmal möchte ich ein Pfeifchen rauchen.

**29.6.1945:**

Hier erzählen sie ja was, daß diese Lager so langsam nach Jütland sollen. Jedenfalls wenn Ihr da weg müßt, dann kommt Ihr mich holen, denn auseinander gehn wir nicht.

**Hoevelte 9.7.1945:**

Nun Ihr beiden lieben Verwaisten!

Also ich kann Euch sagen, das war heute eine Überraschung die volle Tasche, die Flasche Kaffee jedenfalls kam wie gerufen. Denn hier gibt es schon seit 2 Tagen kein Wasser und ich nun einen furchtbaren Durst. Übrigens kein Kaffee, kein Tee, nur das trockene Brot....

Das vorige Päckchen, liebe Mutti, der Inhalt das war ja ein Festessen, überhaupt diese Flunder, so richtig dick. Eine habe ich zu Mittag und eine zum Frühstück gegessen. Es kümmert sich auch so keiner um uns, wir sind schon ganz verzagt.

Sind nun unsere drei Töchter noch wegen Typhusverdacht drin? Also Ihr beide seid dann noch so am standhaftesten. Also nun nochmals Euch beiden vielen Dank für Eure Opferbereitschaft. Mir geht es ja sonst soweit ganz gut, nur das Fieber will nicht weggehen. So nun grüßt man die beiden Küchenmädchen, ich laß auch vielmals danken, daß sie immer etwas für mich übrig haben. Der Rhabarber das war ja nun ganz was seltenes, schmeckt vorzüglich.

Nun Euch beiden die herzli. Grüße und Küsse Euer Vati.

Hier sind so ein paar Vielfraße, denen geb ich denn schon immer was ab von dem Brot.

### **Helsingoer d. 18.7.1945:**

Also mit unserm Fortkommen von Hoevelte ging es ja ganz schnell. Wir 3 Mann fuhren alleine in einem Sanitätsauto. Die Sanitäter waren alle nur in Badehosen, sogar der Stabsarzt .....

In diesem Zimmer waren alles Holzbettgestelle mit Strohsäcken, es schlief sich ganz gut darin. Am dritten Tag aber brachten uns dann die Sanitäter Eisenbettgestelle mit Federung, sie sagten wir müssen viel liegen.....jedenfalls waren es alles prima Kerle in der Kompanie. Ich hatte dem Stabsarzt auch mal gesagt, ob er nicht einen Frisör bei der Kompanie hat, der uns ein bißchen die Haare schneiden möchte. Ich mußte ihn ja leider jeden Tag fast daran erinnern .... Sofort hat er ihn bestellen lassen, und innerhalb einer Stunde waren wir alle zehn Jahre jünger.

Ich bin manchen Tag so mißgestimmt, daß wir nicht zusammen sein können, aber was ist nun dagegen zu machen, also eine ganz schlimme Zeit. Jedenfalls können wir froh sein, daß wir noch in Dänemark sind. Wenn wir nach Deutschland kommen, glaube ich ganz bestimmt, daß wir da nicht solch eine Verpflegung bekommen. Abgenommen habe ich auf der ganzen Flucht 27 Pfund, wiege nackt nur noch 91 Pfund, einer von uns 86 Pfd.

Also nun meine Lieben wünsche ich Euch alles Gute bleibt alle hübsch gesund und vielleicht bringt es doch mal der Zufall, daß wir uns mal wieder persönlich sprechen können. Viele Grüße und Küsse Euer Vati.

### **15.8.1945:**

Nun wird hier auch wieder geredet, daß wir die Schule bald räumen müssen. Schade wäre es ja, denn so eine Verpflegung werden wir sobald nicht antreffen. Wir sind ja auch nicht mehr weit ab von Schweden, von hier aus sollen es ja nur noch 3-4 km sein, also wo hat man daran gedacht, daß wir so weit in die Welt reisen .....

### Hilleroed d. 9.9.1945:

.....Hier ist es sehr schön, wir liegen in einem Krankenhaus. Verpflegung ist auch sehr gut, nur daß es nicht soviel Suppen gibt .....

Hier gibt es morgens und abends immer Kaffee, und einen ganz prima Kaffee, mitunter sogar schön weiß gemacht, für mich jedenfalls zum Geschmack. Ich glaube nun habe ich Euch wieder alles nähere berichtet. Ich habe nun auch zwei Decken. Die eine muß mal gewaschen werden. Außerdem zwei Laken und den Deckenbezug. Für Gitta würde vielleicht die eine Decke ein prima Wintermantel abgeben. So nun liebe Mutti die herzlichsten Grüße und Küsse an Dich, die Kinder und Omi Euer Vati.

Der letzte Brief aus Hilleroed ist am 17.9.1945 datiert. Meine Mutter hatte Gelegenheit, ihn am 21.9. und am 5.10. zu besuchen. Mein Vater soll in einem erbarmungswürdigen Zustand gewesen sein. Die Gesichtsrose hatte er bald überwunden. Aber der Lungen-Tbc erlag er am 6.10.45.

Er wurde auf dem Friedhof in Hornbaek beigesetzt. Meine Mutter war mit 44 Jahren Witwe und sah mit 6 Kindern, von dreien bekamen wir erst 1946 eine Nachricht, einer ungewissen Zukunft entgegen.

**Sabina Karsch**, geb. Darge



**094-1057** Heinrich Darge  
Dänischer Friedhof in Hornbaek



## ***Auf zerwühlter Straße***

Auf zerwühlter Straße,  
geflüchtet vor Räuberhorden,  
ziehn sie dahin.  
Auch die Felder rings sind zur Straße geworden!  
Greise und Frauen und Kinder!  
Mütter, keimendes Leben im Schoß.  
Und Herden, Herden, Herden: Ostpreußens Schätze sind groß! –

Beladene Wagen ächzen.  
Immer neue stets.-  
Quer über den rauen Sturzacker geht's.  
Ein schiebendes Vorwärtskeuchen.  
Schritt um Schritt!  
Auch der spähende Tod  
keucht mit.

„Wer stürzte?“  
„Der Alte dort im eisgrauen Haar,  
hat die Herde gehütet wohl dreißig Jahr.“  
„Und jetzt?“ „Das Weib mit dem Sehergesicht,  
auf ihrer Krücke, sie zwang es nicht.“  
Und weiter - weiter - weiter! – Und wieder sinkt die Nacht.  
Auf ihren Erntefeldern daheim tobt die Schlacht.

**Frieda Jung**



## ***Mit Pferd und Wagen von Warnien nach Wismar***

Als Ende Oktober 1944 die ersten Flüchtlinge von der Grenze zu uns kamen, hatten auch wir schon gepackt. Anfang November wurde das schöne Herdbuchvieh aus den Grenzgebieten zu Tausenden an uns vorbei ins Landesinnere getrieben. In den Gräben kalbten und verendeten kranke Tiere. Die Kühe brüllten, weil sie nicht gemolken wurden und die Euter entzündet waren. Unsere Wiesen waren schwarzweiß voll Vieh. Wir gingen bis in die Nacht hinein melken, aber was war das schon bei den riesengroßen Herden. Dann wurde die Front an der Grenze wieder ruhiger, und zu Weihnachten packten wir wieder aus. Alles war sehr besorgt, aber die Feiertage blieben ruhig.

Anfang Januar flammten die Kämpfe wieder auf. Wir konnten in der Ferne das Donnern der Geschütze hören. Etwa ab 14. Januar wurden Frauen mit kleinen Kindern per Bahn in das Landesinnere geschickt. Uns sagte man, wer den Hof verlässt, der wird enteignet. Alles lag voller Militär. Dann, am 18. Januar 1945 abends hieß es: „Rette sich wer kann.“ Wir machten unsere Wagen fertig und packten. Ständig kamen Flugzeuge und beschossen uns. So kamen wir nicht voran und mussten warten, bis es wieder hell wurde. Auch dann war es kaum anders. Die Fensterscheiben klirrten. Völlig erschöpfte Soldaten belegten unser Haus. Wir mussten uns in einem Zimmer aufhalten und versuchten von dort, unsere Sachen zu packen. In der warmen Küche hockten in allen Ecken Soldaten und schliefen. Ihre Läuse krabbelten auf ihren Sachen umher. Mein Zimmer musste ich in 10 Minuten für einen deutschen Offizier räumen, der danach mit einer Russin in deutscher Uniform in mein Bett ging.

Die Soldaten hatten Hunger und fragten meinen Vater, ob sie sich ein Schwein schlachten dürften. Sie würden uns eins mitschlachten und vor der Abfahrt auf den Wagen werfen. Vater stimmte zu, es war doch sowieso alles dahin. Das Vieh brüllte im Stall, weil wir keine Zeit mehr zum Füttern und Melken hatten. So sind wir dann endlich abends um halb zehn, bei klirrendem Frost, wir hatten 20 Grad minus, tiefen Schnee, in mondklarer Nacht mit zwei vollbepackten Leiterwagen, die mit einer Plane überzogen waren, vom Hof gefahren. Auf dem ersten Wagen Vater und Mutter, auf dem zweiten Wagen Anton, unsere Frauen, Frau Schulz, Frau Hennig und Frau Pahlke, und Vater Hennig. Herr Schulz und Herr Pahlke waren Soldat. Ich ging zu Fuß hinter den Wagen her, an denen noch unser einsitziger Spazierwagen angehängt war. Mit uns zusammen fuhren Wisboreits und Hilde, die das Fuhrwerk von Zeigers fuhr. Herr Zeiger war etwa vor einem Jahr gefallen und seine Frau mit den vier kleinen Kindern wurde schon einige Tage vorher mit der Bahn evakuiert. Unseren Hofhund Hektor hatte ich noch vorher von der Kette befreit. Er lief bis zum Hoftor mit, stellte sich auf

die Hinterbeine, heulte und blieb stehen. Er ist auch später nicht nachgekommen. Sein Heulen haben wir noch etwa einen Kilometer weit gehört. Ein kleiner Hütehund, der sich im Herbst von den Viehtreibern bei uns niedergelassen hatte, lief bis zur Weichsel hinter den Wagen her. Dann waren seine Pfoten total kaputt und er blieb zurück.

In dieser ersten Nacht und am nächsten Tag sind wir in dem fürchterlichen Gedränge auf den Straßen bis nach Tapiau gekommen und haben dort unter freiem Himmel mit Wisboreits und Hilde verbracht. Wir erfuhren, dass am Morgen nach unserer Abfahrt bereits die russischen Truppen auf unserem Hof eingezogen sind. Durch den Beschuss wurde unser Insthaus getroffen und ist noch in der Nacht abgebrannt. Immer noch sehe ich die Hände, die die kranken Menschen durch die vergitterten Fenster der Irrenanstalt in Tapiau, wie sie damals genannt wurde, streckten, als wir am 21. Januar früh daran vorbei fuhren. Auch sie müssen das Chaos gespürt haben, aber sie waren eingesperrt.

Die Straße war zweireihig voll mit Fahrzeugen. Fuhrwerke und Militärfahrzeuge, daneben und dazwischen Fußgänger mit ihrem Gepäck auf Handwagen, Schlitten oder Fahrrädern. Frauen, mit kleinen Kindern die weinten oder krank waren, herrenlose Hunde, Soldaten, viele Verwundete und polnische, französische und englische Kriegsgefangene. Alte und kranke Menschen mit Krücken oder Stöcken. Es war unbeschreiblich anzusehen und alles bei Eis und Schnee und grimmiger Kälte.

Wie hatte einst Königin Luise auf der Flucht durch Ostpreußen, ich glaube es war 1812, geschrieben? „Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nie in kummervollen Nächten auf seinem Bettrand saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“ Doch in diesem Chaos, in dem wir uns befanden, gab es auch keinen Bettrand mehr.

Langsam, geduldig zogen wir weiter und waren am 23. Januar in Groß Lindenau. Die weiteren Orte weiß ich nicht mehr. Jedenfalls erreichten wir am 25. Januar Uderwangen. Es war schon sehr spät. Unsere größte Sorge galt den Pferden. Wenn sie ausfielen, wären auch wir verloren gewesen. Unser Futter war alle. Unsere vier Pferde fraßen gut und so musste einer von uns immer Futter organisieren. Außerdem mussten bei diesem Frost und den glatten Straßen fast jeden Abend die Stollen in den Hufeisen erneuert werden. Jedes Hufeisen hatte vier Stollen. Das waren bei vier Pferden, 16 Hufeisen und 64 Stollen. Zum Glück hatte Vater in seiner Gründlichkeit alle Pferde gut beschlagen und auch reichlich Stollen mitgenommen.

Als wir am 26. Januar von Uderwangen weiterfahren wollten, war es nicht möglich, sich in eine Treckkolonne auf der Straße einzureihen, weil alle Fahrzeuge dicht hintereinander fuhren und uns niemand dazwischen ließ. Als wir es endlich

doch schafften, ging nichts mehr vorwärts. Alles war verstopft und wir standen Stunde um Stunde. Wenn sich unsere Räder dann wirklich mal zweimal um die Achse drehten, war wieder für eine Stunde Schluss. Die Dorfstraße ging bergauf. Waren wir ein paar Meter weitergekommen, mussten wir erneut Steine vor die Räder legen, damit die Wagen nicht rückwärts rutschten. Es wurde dunkel und es dauerte die ganze Nacht, bis wir die stark ansteigende Dorfstraße bis kurz vor dem Dorfausgang überwunden hatten. Der Kälte wegen hatten wir unsere Stiefel ausgezogen und über dicke Männersocken Holzklumpen auf die Füße gezogen, die beim Stehen auf der Straße wärmer waren als Stiefel. An ein Vorwärtskommen war kaum zu denken. Plötzlich setzte Beschuss ein. Einschläge rechts und links von uns. Ich hielt am Kopfende die Pferde, damit sie nicht wild wurden. An Antons Wagen machte es Frau Pahlke genauso. Neben mir wurde ein Telegrafmast getroffen und ich wurde in die heruntergefallenen Drähte verwickelt. Mutter stieg vom Wagen, um mir zu helfen, bekam dabei aber ein Stück Blech von einem getroffenen Auto an den Kopf. Links von der Straße war ein mit Laubbäumen bepflanzter steiler, ca. 25 m tiefer Abhang. Wild gewordene Pferde rollten mit Mensch und Wagen da hinunter. Zerstörte Fahrzeuge, Tote und Verletzte lagen umher. Vater, Mutter und ich liefen, so wie wir waren, durch frei gewordene Lücken runter und dann einfach querfeldein. Ich hatte nur die kleine Tasche mit den Fotos in der Hand.

Nach einer Stunde ließ der Beschuss nach. Wir standen auf freiem Feld, hatten nichts, nicht mal festes Schuhwerk an den Füßen. Wir beschlossen, wieder zu unseren Wagen zu gehen, um zu sehen, ob noch etwas den Beschuss überstanden hatte. Antons Wagen war hinter der Deichsel durchschossen worden. Alle Pferde standen, zwar verwickelt, mit tief herunterhängenden Köpfen da. Anton und unsere Frauen waren weg. Viele andere auch. Zufällig stand Herr Kurschat, einige Dörfer von uns entfernt beheimatet, mit seinem Fahrzeug in unserer Nähe. Wir halfen uns gegenseitig, bekamen unsere Wagen frei, spannten die Pferde vom zerschossenen Wagen zusätzlich vor unseren und versuchten, durch die Lücken weiterzufahren. Es war wie ein Wunder, in diesem Augenblick kam auch Anton zurück. Unsere Frauen haben wir nie wieder gesehen und auch nichts mehr von ihnen gehört. Wir fuhren über hartgefrorene, verschneite Sturzacker, am Flugplatz Jesau vorbei bis Tharau, das durch das schöne Liedchen bekannt ist: „Ännchen von Tharau ist die mir gefällt.“ Wir mussten dringend die Pferde füttern. Wir schrieben den 27. Januar 1945.

Was war in Uderwangen geschehen? Wir erfuhren, dass die russischen Truppen unmittelbar nach dem Beschuss in das Dorf eingedrungen sind. Also in dem Augenblick, als wir Uderwangen am anderen Ende verließen. So hing unser Schicksal an einem seidenen Faden. Wir waren noch einmal davongekommen, aber wie lange noch?

Wir fuhren weiter und waren am 29. Januar in Mahnsfeld, kurz vor der Autobahn Elbing – Königsberg. Uns plagte der Hunger. Gern hätten wir endlich mal was Warmes gegessen. Bisher gab es jeden Tag nur Brot, Speck und kalten Wein aus unseren, am Wagen hängenden Milchkanen. Wir fuhren auf ein schon verlassenes Gut, suchten uns eine Küche, Kartoffeln und eine Reibe und machten uns Kartoffelpuffer und heißen Kaffee. Aber wir waren noch nicht fertig mit dem Essen, da kamen Flugzeuge und bombardierten den Hof. So schnell wir konnten fuhren wir los. Kurz darauf stand das Gebäude in hellen Flammen. Die Trecks wurden vom Militär auf die Autobahn geleitet. Eine Reihe Trecks, eine Reihe Militär und wieder kamen die Flieger, bombardierten und beschossen uns, gerade als wir auf einer Brücke standen. Nur 1 km weiter das Gleiche. Ich stand vorne bei den Pferden und hielt sie am Kopf, als neben mir im Graben eine kleine Granate einschlug. Der Luftdruck war so groß, dass meine Kleider über meinem Kopf zusammenschlugen. Uns war „Gott sei Dank“ nichts passiert. Auf dem Wagen hinter uns wurde die einzige Tochter von einem Splitter getroffen und getötet und im Graben war ein zwei Meter großes Loch.

Weiter ging es auf der Landstraße über Ludwigsort am 30. Januar und Heiligenbeil am 31. Januar. Dort erfuhren wir, dass Elbing bereits vom Russen eingenommen sei und uns nur noch der Weg über das Haff offen blieb. So fuhren wir weiter über Braunsberg in Richtung Haff. Inzwischen hatte Tauwetter eingesetzt. Es regnete den ganzen Tag. Kurz vor dem Haff mussten alle Trecks ihre Last verringern. Große Berge abgeladener Sachen lagen da im Regen. Die Daunensäcke meiner Aussteuerbetten und vieles mehr gesellte sich auch von uns dazu, aus Versehen auch eine Tischschublade mit Wertsachen, z.B. die Goldkette mit Schieber von der Uhr meiner Mutter und Vaters Goldkette mit Siegelstempel. Auf dem Eis standen schon einige Zentimeter Wasser. Die Soldaten schrien, die Fahrzeuge sollten wegen des brüchigen Eises nur in einer Reihe und mit 5 Metern Abstand fahren. Aber die Menschen hörten nicht auf diese Mahnungen. Sie fuhren in mehreren Reihen und immer dicht auf, dazwischen das ganze Fußvolk. Alle wussten und dachten „entweder oder“! Es gab ja nur noch diesen einen Weg, der wegen des Tauwetters vielleicht schon am nächsten Tag nicht mehr befahrbar war.

Es war der 1. Februar, der starke Regen durchnässte alles, Sturm kam auf und es wurde dunkel. Plötzlich kein Weiterkommen. Die Wehrmacht hatte mit einem Eisbrecher eine einige Meter breite offene Fahrrinne gezogen, um zu verhindern, dass russische Panzer von Elbing nach Königsberg durchdringen konnten. Für die Flüchtlinge war eine Holzhängebrücke gebaut worden, wo wir nun alle nacheinander rüber mussten. Davor ballten sich die Massen von Wagen und Menschen. Wir sind in der Schummerstunde gottlob gut mit unseren Pferden übergekommen. Wagen, vor denen wilde Pferde waren, landeten von der

schaukelnden Brücke auf dem Grund des Haffes. Man hörte nur noch die Schreie der Menschen und sah danach die Mützen schwimmen.

Unsere Fahrt ging bei Sturm und Regen im Dunkeln weiter. Rechts, weit ab, sah man Lichter der Nehrung, doch wir durften dort nicht hin. Das Militär schickte uns auf dem Eis weiter bis Kahlberg. Am Land entlang sei das Eis schon weggetaut. In Kahlberg würde man eine Brücke bauen, über die wir das Eis verlassen könnten. Es war wohl gegen Mitternacht, als wir vor Kahlberg ankamen. Die Brücke konnte erst am Morgen, wenn es hell war, gebaut werden. Menschen, die am Ende waren, schlugen auf ihre Pferde ein in der Hoffnung, vielleicht doch ans Ufer zu kommen. Wir hörten nur das Schreien und standen dicht beieinander, Pferde, Menschen und Fahrzeuge. Der Sturm war inzwischen zum Orkan geworden. Der Regen peitschte auf unsere Gesichter, Menschen und Tiere froren. Alle Laternen waren durch den Sturm erloschen. Es war eine rabenschwarze Nacht. Unsere Pferde deckten wir mit unseren Pelzdecken ab. Wie gut war es, dass wir außer den beiden Schaffellpelzdecken auch andere Pelzsachen besaßen. Vater und Mutter trugen stets ihre langen Schaffellreispelze. Ich hatte immer Vaters Gehpelz über meinem Mantel und Anton trug Vaters 3/4 lange Schaffelljacke. Abwechselnd standen wir bei den Pferden, sprachen mit ihnen und hielten sie fest. Von unten stieg die Feuchtigkeit hoch, standen wir doch über Stunden im Wasser.

Nach Mitternacht hörte man Rufe, wie: „Vater komm, Mutter stirbt“. Einige fingen an, das Vaterunser zu beten und bald schrie alles betend mit. Der Sturm sorgte dafür, dass es wie ein Kanon klang und durch die schwarze Nacht hallte. Ich stand am Kopfende der Pferde und froh so, dass ich das Weinen nicht mehr zurückhalten konnte und wünschte mir, dass das Eis endlich bricht, damit das ganze Elend ein Ende hat. Dann fiel mir Walter ein. Vielleicht war er ja noch am Leben. Dieser Gedanke gab mir wieder Kraft. Ich erschrak, als die beiden Pferde ihre Köpfe hoben und mir die Tränen ableckten. Mensch und Tier waren eins geworden.

Die Nacht war lang und grausam, aber wir erlebten den Morgen. Das Eis hatte, Welch ein Wunder, die große Last getragen. Die Brücke wurde gebaut und wir kamen endlich wieder an Land. Kahlberg war menschenleer. Wir fanden für die Pferde einen Stall und Futter und nebenbei in einer Weberei einen Raum für uns, wo wir abwechselnd ein bisschen schlafen und essen konnten. Ein Moment bleibt mir unvergessen. Als ich von der Pumpe Wasser holen wollte, rutschte ich davor im getauten Schnee von einer kleinen Erhebung ab. Als ich genau hinsah, war es das Gesicht eines toten Soldaten. Der Hals zog sich mir zu. Ich lief davon, suchte mir sauberen Schnee, taute diesen auf und kochte davon Kaffee. Ein Andenken an Kahlberg ist der dunkelbraune Krug, den ich als

Blumenvase benutze. Er lag da herum, verlassen von seinen Liebhabern und wir brauchten ihn dringend zum Abfüllen unseres selbstgemachten Weines.

In der Mittagssonne des 2. Februars brachen wir zur Weiterfahrt auf. Auf der Nehrung gab es nur eine einspurige schmale Straße. Ein Überholen war nicht möglich. Die Straße war stark vereist und durch die Sonne und den Regen hatten sich tiefe Schlaglöcher gebildet. In einer Schublade, ganz unten auf unserem Wagen, lag mein Regulator, der heute noch im Wohnzimmer, und bisher seit damals ohne Reparatur hängt. Bei jedem Schlagloch klangen die Stimmgabeln, so dass die zu Fuß flüchtenden mit Recht sagten: „Diese Verrückten fahren mit einem Regulator rum.“ Es war aber unmöglich an diese Schublade heranzukommen.

Viele Treckwagen hatten die toten Angehörigen noch auf dem Wagen. Stehen bleiben konnte niemand auf der schmalen Straße. So lief einer neben dem fahrenden Wagen her, nahm die Leiche ab, lief mit ihr in den Wald und kam ohne zurück. Auf dieser Straße bewährte sich wieder Vaters Gründlichkeit. Wagen mit schlechten Rädern fanden hier ihr Ende. Sie wurden von den Nachfolgenden zur Seite gewuchtet und blieben liegen.

Wir landeten am 3. Februar in Stutthof und fuhren am 4. Februar bis Tiegenhof. Hier waren alle Bewohner noch zu Hause. Sie schlossen ihre Höfe und Häuser ab, damit wir sie nicht belästigen konnten. Sie ahnten nicht, dass auch sie schon bald hinter uns herkommen würden. Es ging weiter über Ladekopp und Schöneberg. Kurz vor der Weichselbrücke lag die Straße auf einem hohen Damm mit sehr tiefen Abhängen an den Seiten. Wahrscheinlich hatten hier am Vortag Tiefflieger angegriffen, denn es lagen viele Fuhrwerke, Militärfahrzeuge und tote Menschen am Fuß der Abhänge. Man hatte sie einfach runtergerollt. Am 5. Februar 1945, meinem 22sten Geburtstag, überquerten wir die Weichsel, und einen Tag später durchfuhren wir Groß Zünder in Richtung Praust, Mariensee und Karthaus. In dieser Gegend, ich weiß nicht mehr genau wo, hatten wir eines Nachmittags Pech. Die Straße war zur Mitte hin hoch vereist. Beim Überholen eines liegendebliebenen Trecks rutschte unser Wagen, er bekam das Übergewicht und kippte, die Räder halbhoch, mit den Pferden in den Graben. Den Pferden, die im Geschirr verwickelt waren, ist nichts passiert. Hätten wir in diesem Augenblick nicht unsere gute Seele Anton gehabt, wer weiß, wie es uns ergangen wäre. Alles musste aus dem tief verschneiten Graben hochgetragen werden. Es wurde schon dunkel, als wir völlig erschöpft den Wagen wieder fahrtüchtig hatten. Hier trafen wir zufällig auch Tante Lieschen Sablowski mit ihrem jüngsten Sohn, ca. 12 Jahre alt. Sie war ja einst Mutters Freundin. Später soll sie mit ihrem Treck in Gefangenschaft geraten sein. Sie wurde nach Sibirien verschleppt und soll dort mit ihrem jüngsten Sohn an einer schweren Krankheit verstorben sein.

In der Gegend von Karthaus wollten wir einen Abend in einer großen Feldscheune mit anderen Trecks gemeinsam übernachten. Sie war aber vom Militär umstellt, wir durften nicht rein und mussten auf einem freien Platz unter freiem Himmel übernachten oder weiterfahren. Da unsere Pferde nicht mehr konnten, blieben wir stehen. Wir schliefen getrennt in Abständen, weil wir ja unsere Pferde bewachen mussten. Vielen sind die Pferde verendet und es wurden einfach unbewachte gestohlen. Gegen Mitternacht schliefen Vater und Mutter. Anton wachte am hinteren und ich am vorderen Ende des Wagens mit einer Laterne in der Hand. Plötzlich hörten wir ein immer näherkommendes Gewimmer.

Danach kam ein ganzer Zug junger Frauen und Mädchen in Viererreihe, ineinander gehakt, teils mit Kopftuch, teils ohne, teils barfuß, teils einen Schuh oder Lappen um die Füße gewickelt. Die Füße waren blutig, vom Eis zerschnitten, das sich nachts durch den Frost über Wasserlöchern gebildet hatte. Sie sahen bis zum Ende erschöpft aus und schwankten. Sie wurden von SS-Leuten bewacht. Falls ein Mädchen seitwärts ausscherte, wurde es mit dem Gewehrkolben zurückgeschoben. Durch unsere Laterne konnten wir dieses grausame Spiel sehen. Anton schlug die Hände über dem Kopf zusammen und betete: „Mein Gott, so meine liebe Lena auch muss laufen?“

Sie wurden in Richtung Feldscheune gebracht. Wir weckten Vater und Mutter. In der Scheune wurde das Gewimmer noch lauter und plötzlich waren Aufschreie zu hören. Wahrscheinlich sollten sie leise sein und wenn sie das nicht konnten, bekamen sie Schläge. Sie hatten bestimmt große Schmerzen und Frost und Kribbeln in den Füßen. Anton und ich gingen im Dunkeln in Richtung Scheune und trafen einen ganz jungen SS-Soldaten, der 100 m vor der Scheune auf Posten stand. Er kam auf uns zu und bettelte um Hilfe. Ob wir Zivilsachen hätten oder ihn auf unserem Wagen verstecken könnten. In der Scheune seien mehrere hundert Judenmädchen, die sie schon von Polen aus vor sich her trieben. Hinter der Scheune soll eine Mulde sein, in welcher sie im Morgengrauen alle erschossen werden sollen. Weiter sagte er aufgeregt: „Wenn ich sie auch treiben musste, aber erschießen, das kann ich nicht. Bitte helft mir!“ Im gleichen Moment kam ein anderer SS-Mann, der die Posten kontrollierte und jagte uns weg. Zurück bei unserem Wagen konnten wir die restliche Nacht nicht schlafen. Was mag geworden sein? Man konnte nicht helfen, war machtlos! Ob es dem jungen Soldaten gelungen war wegzulaufen? Die Pferde froren und wir mussten vor dem Hellwerden aufbrechen, damit sie in Bewegung kamen.

Wir waren jetzt in der Gegend wo die Kaschuben angesiedelt waren. Die Männer trugen schwarze hohe Pelzmützen. Es war ein großer Bauernhof, vor dem wir hielten. Der Sohn, ca. 17 Jahre alt, hielt mit einem Gewehr in der Hand an der Wasserpumpe Wache, damit ihnen niemand das Wasser wegnahm. Vielleicht war es knapp in der Gegend. Unsere Pferde hatten 24 Stunden kein Wasser



bekommen. Böse ging Anton mit zwei Eimern zur Pumpe, schubste den Jungen zur Seite und sagte: „Schieß du Deiwel, ich habe keine Angst, meine Pferde haben Durst!“ Der Vater des Jungen, der wohl vom Haus aus alles beobachtet hatte, rief seinen Sohn zurück und alle Flüchtlinge konnten endlich Wasser holen.

Durch die Nacht auf dem Haff hatte ich einen schrecklichen Husten bekommen. Ich bekam Hustenanfälle bis zum Erbrechen. Ich dachte schon ich müsste in ein Krankenhaus und wir unsere Flucht abbrechen. Hier waren die Bewohner ja noch alle zu Hause. Als Anton das hörte und merkte, dass auch Vater nicht mehr fahren mochte, bettelte er: „Herr, Frau, Jula nicht gut, muss weiterfahren, muss Stettin vorbei, dann Jula Krankenhaus, dann gut!“ Woher wusste Anton damals was richtig war? Wie waren wir doch ahnungslos und dumm!

Wir haben in Pommern auch liebe, angenehme und gute Menschen angetroffen, die unsere Pferde in den warmen Stall brachten und uns sogar ihr Schlafzimmer für die Nacht gaben. Für meine Hustenanfälle habe ich bei den Leuten immer um Sirup gebeten, und ich hatte immer ein Glas Sirup bei mir. Bei jedem Anfall nahm ich einen Schluck und bekam Linderung. Vielleicht glaubte ich auch nur daran. Vater verlor wieder die Lust zum Weiterfahren, aber Anton wurde wieder aktiv: „Bitte weiterfahren, sonst ich allein muss gehen. Ich will euch helfen, ich bei euch 6 Jahre gut gehabt,“ und „bitte Herr, horchen“, fügte er hinzu.

Vater „gehorchte“ und gerade noch kamen wir südlich von Stettin über die Oder. Das Schießen von der Front war schon zu hören. Wir waren unserem Anton viel Dank schuldig. Nun wurden wir über Prenzlau und Mirow nach Röbel geleitet. Da verfohlte unsere Fuchsstute und wir mussten eine dreitägige Ruhepause einlegen. Endlich fanden wir nach fünf Wochen chaotischer Fahrt etwas Zeit, uns gründlich zu waschen und die Wäsche zu wechseln. Wir erfuhren, dass Stettin eingenommen sei und niemand mehr aus Pommern herauskäme. So waren wir wieder auf den letzten Drücker davongekommen. Wir hatten in den langen Wochen weder Kopf- noch Kleiderläuse bekommen und niemand von uns war Gott sei Dank ernstlich krank trotz der fürchterlichen Strapazen. Wenn wir in großen Massenlagern auf Stroh übernachten sollten, haben wir uns nie da reingelegt. Einmal weiß ich habe ich Tische besorgt, auf die wir uns legten, um nicht mit dem Stroh in Berührung zu kommen.

Wir wurden dann über Parchim und Schwerin nach Zickhusen geleitet und bekamen dort unser erstes Quartier auf dem Forsthof. Für unsere Pferde erhielten wir den Kutschstall und Anton schlief daneben in einer Kammer. Vater, Mutter und ich wurden in ein großes Zimmer neben der Familie Bauer im Forsthaus eingewiesen. Herr Bauer war Kriegsversehrtenlehrer. Seine Schüler wohnten auch im Forsthaus. Draußen waren die letzten Schneereste weggetaut. Die Sonne schien warm und die Frühlingsblumen steckten ihre Köpfe raus. Ein

großer Forsythienbusch stand in Blüten. Wir hatten ihn zu Hause nicht gekannt. Ich meldete mich in Schwerin bei der Bauernschaft, um hier meine letzte Prüfung abzulegen, die zu Hause für März/April vorgesehen war. Was war ich geschockt, als die Angestellten der Bauernschaft sich plattdeutsch unterhielten. Das konnte man bei uns nicht. Auf den Behörden wurde nur hochdeutsch gesprochen.

Herr Bauer, neben dem wir nun wohnten, hatte zwei Kinder. Frau Bauer konnte nicht nähen und so wurde ich da gleich gern gesehen. Wir hatten ja außer unseren Pferden nichts zu versorgen. So ergab es sich auch, als ich von unserer weiten Fahrt berichtete, dass ich den Vorfall mit den Judenmädchen erzählte. Herr Bauer, der sein Parteiabzeichen stets trug, sprang empört auf und sagte, dass es so etwas nicht gäbe, ich betriebe Kriegshetze, er könnte das nicht dulden und müsste das sofort weitermelden. Ich weinte und für uns begannen sorgenvolle Tage und Nächte. Frau Bauer tröstete mich, wenn er nicht da war und versprach mir, alles zu tun, um ihrem Mann die Meldung auszureden. Doch die Angst bei mir blieb, dass man mich eines Tages abholen könnte. Gott sei dank geschah aber nichts.

Unser Bleiben in diesem Quartier sollte nicht von langer Dauer sein. Opa Wisboreits Geburtstag am 2. Mai 1945 feierten wir noch dort, am 8. Mai kamen dann die kanadischen Truppen, die Willigrad und Zickhusen für sich beanspruchten und beschlagnahmten. Wir mussten wieder alles auf unseren Wagen laden, auch Opa Wisboreits wenige Habe, und uns eine neue Unterkunft suchen. Herr Bauer war ganz klein geworden. Erbat uns, doch einige Koffer, seine Frau und seine Kinder auf dem Wagen mitzunehmen. Er würde uns im Kreis Schönberg, bei einer ihm bekannten Bauernfamilie, wenigsten in der Scheune ein Dach über den Kopf besorgen. Er zitterte um sein Leben. Der Ortsgruppenleiter hatte sich selbst oder ist gerade erschossen worden. Wir willigten ein, aber ich sagte ihm doch, dass er es eigentlich nicht wert sein, hatte er mir doch sehr viel Sorgen bereitet. Wir taten es auch nur aus Mitleid mit seiner Frau und seinen Kindern. Und ich sagte ihm noch einmal, dass ich die erschütternden Ereignisse mit eigenen Augen gesehen hatte.

Dann fuhren wir ab. Vater, Mutter, Frau Bauer und die Kinder auf dem Wagen. Herr Bauer, Opa Wisboreit, seine Schwestern, Lotti und Käte, Anton und ich wanderten hinterher. Als wir in Wüstenmark ankamen, war die Scheune schon mit Flüchtlingen belegt, aber wir fanden mit den Pferden doch noch Platz und hatten ein Dach über dem Kopf und ein Lager auf Stroh. Draußen strahlte die Maisonne. Die Pferde weideten in den Chausseegräben. Aus Wehrmachtsbeständen lag überall Verpflegung umher. Ganze Lastautos mit Butterfässern, Konserven und Nahrungsmitteln standen herrenlos herum. Der kleine Ort wimmelte von Flüchtlingen, Besatzungstruppen, ehemaligen Kriegsgefangenen, Polen, Franzosen und Engländern. Wir bekamen später kleine Zimmer zugewiesen.

Kurz darauf zogen die Amerikaner ab und die Engländer kamen zu uns. Sie besetzten die Behörden und erließen neue Anordnungen. z.B. mussten alle Radios abgegeben werden.

Jetzt wurden die Polen aktiv. Sie nahmen sich einen Engländer als Schutz und holten sich von den Deutschen, was sie brauchten. Auch zu uns kamen sie und nahmen mein Fahrrad. Ich lief zu Anton, der die Pferde hütete. Er lief ins Dorf, fand mein Fahrrad mit dem Polen und dem Engländer, ohrfeigte den Polen und soll gesagt haben: „Du Schwein, meinen Bauern beklauen, bei dem ich das 6 Jahre gut hatte“ (dies erzählten uns Bekannte), und kam mit meinem Fahrrad zurück. Immer wenn sie wiederkamen, nahm Anton schnell unsere Ringe, Uhren und den Fotoapparat und gab uns die Sachen anschließend wieder. Anton war immer noch bei uns, obwohl seit dem 8. Mai keine Kriegsgefangenen mehr bei den Deutschen arbeiten durften. Bei jeder neuen Besetzung mussten wir zur Kommandantur und Anton musste dort erklären, dass er auf eigenen Wunsch bleibt. Dies wurde ihm dann schriftlich bescheinigt. Er wollte bei uns bleiben, bis er nach Polen zurück durfte.

Plötzlich fuhren die Engländer mit Lastautos vor und sammelten alle Polen ein. Auch Anton musste mit trotz seiner Bescheinigung. Er ging noch schnell zu unserem Max, umarmte seinen Hals und sagte: „Jetzt du meine schwarze Deiwel ich dich muss hier lassen.“ Es war sein Lieblingspferd. Weinend verabschiedete er sich dankend auch von uns, und der Laster fuhr mit ihm fort. Kurz darauf verkündeten die Engländer über Lautsprecher, dass sie das Gebiet den russischen Truppen übergeben und alles an Ort und Stelle zu bleiben hätte. Es dauerte nicht lange, und der Wechsel war vollzogen.

Nach ein paar Tagen kamen zu mir zwei Russen und ich musste mit zur Kommandantur im gleichen Ort. Ein Dolmetscher fragte mich aus und behauptete, ich wäre eine Naziführerin gewesen. Es stimmte nicht, ich stritt alles ab und war sehr erregt, dass ich vor Angst kaum sprechen konnte. Doch man wollte mir nicht glauben. Es vergingen Stunden und war bald nach Mitternacht. Ich bettelte, sie sollten mitkommen zum Wagen, ich hätte Papiere, die das beweisen könnten. Schließlich ließ sich der Kommandant erweichen und ließ mich mit zwei Soldaten zum Wagen gehen. Als ich ihm dann meinen Rot-Kreuz-Ausweis vorlegte und die Freistellung vom RAD aus wirtschaftlichen Gründen, durften mich meine beiden Bewacher wieder zum Wagen bringen.

Was hätte ich tun können, wenn ich diese Papiere nicht gehabt hätte? Wir hatten alle drei zu tun, wieder zur Ruhe zu kommen. Vater, Mutter und ich haben in dieser Nacht kein Auge zugekriegt. Viele andere hatten bei diesen Vernehmungen nicht so ein Glück wie ich!

**Ursula Becker**, geb. Scharwies

# ***Ein Brief an meinen Pappi!***

Ein kleines 13-jähriges Tapiauener Mädchen, mit ihrer Mutter auf der Flucht, findet trotz der widrigen Umstände fast jeden Tag Zeit, ein paar Sätze an ihren Vater zu schreiben, der dadurch tagebuchähnlich über den Verlauf der Flucht seiner Familie informiert wird.

## **Pillau, auf dem Schiff, 30.1.45**

Lieber Pappi!

Du wirst Dir schon Sorgen gemacht haben, wo wir geblieben sind. Nun will ich Dir schreiben, wie es uns gegangen ist. Am 22.1. morgens kam Alarm für den Hauptmann (unsere Einquartierung), und wir sind ganz früh aufgestanden. Dann warteten wir dass wir wegkommen. Mammi hat noch geweint, aber ich nicht. Weil der Bauhofwagen keine Batterie hatte, wurden wir an einen LKW angehängt, und wir kamen rein mitsamt Frau Szameitat und ihrem Hund. Es war schrecklich kalt und die Straße ganz verstopft, denn in Wehlau waren schon die Russen. Man hörte auch immer Schießen.

Dann gings endlich um 14.00 Uhr los, aber wir mussten 2 Stunden vor der Brücke stehen, denn der Fahrer des LKWs kriegte ihn nicht an, weil er total betrunken war. Er stritt das zwar ab, aber als wir dann endlich über den Berg waren, kam er den Berg nicht hoch und wir mussten abgeschleppt werden. Dann standen wir 1 Stunde in der Querstraße bei Thiessen bis ein Hiwi die Sache in die Hand nahm und weiterfuhr, um noch Kisten von Benders (unsere weitere Einquartierung) abzuholen. Dann kamen wir glücklich bis zur Königsberger Straße, da riss der Strick und der LKW fuhr los. Unser Hiwilenker lief ihm nach und holte ihn ein. Dann fuhren wir mit Unterbrechungen weiter. Die Straßen waren gräulich voll. Als wir wieder einmal standen, fuhr ein Raupenschlepper in uns rein und eine Fensterscheibe ging kaputt, gerade da wo Mammi saß. Unser LKW fuhr auch gleich los und in ein Fuhrwerk rein, so dass wir einen Kotflügel verloren. Jetzt war die Straße frei, der LKW fing an zu rasen und wir dachten, er würde gleich wieder irgendwo reinfahren.

Es passierte aber nichts weiter, und in der Nacht um 1/4 1 Uhr waren wir in Königsberg auf dem Bahnhof. Mammi wollte nicht in den Wartesaal gehen, weil wir soviel Gepäck hatten, 3 Koffer, 3 Taschen, den Rucksack und den Hutkoffer. So blieben wir in der Halle, aber schlafen konnten wir nicht, weil es viel zu kalt und laut war. Am Dienstag (23.1.) kamen wir überhaupt nicht weiter. Es hieß, es ginge kein Zug mehr ins Reich, was ja auch nicht möglich war. Es gingen dann Sonderzüge nach Pillau, aber wir kamen nicht mit. Aus einem Zug stiegen wir auch wieder aus, weil Pillau ganz voll sein sollte. Wir gingen dann in den Wartesaal, weil wir nach 48 Stunden mal wieder schlafen wollten. Ich

habe auf den Koffern 5 Stunden geschlafen, dann ging aber ein Zug Richtung Pillau um 16.00 Uhr. Um 18.00 Uhr waren wir in Caspersshöfen bei Fischhausen und mussten aussteigen. Dort klappte es aber ganz gut, und wir wurden im Schlitten zu unseren Quartieren gebracht. Wir kamen zuerst in den Krug bis raus war, wohin wir sollten. Es gab Tee und Bier. Dann kamen wir zusammen mit Fräulein Rogall von der Sparkasse zu einer alten Frau, wo wir vom 24. – 27.1. blieben. Kuchen haben wir auch noch gebacken.

Am 27.1. sind wir mit einem Leiterwagen nach Fischhausen gefahren. Dort schliefen wir in einer Turnhalle auf Stroh. Mammi hat ihre Tasche in Caspersshöfen gelassen und hat nun weder Ausweis noch Marken. In Fischhausen traf ich noch Klassenkameraden. Am 28. fuhren wir auf einem offenen Leiterwagen bei -18° mit lauter Tapiauern aus der Wasserstraße nach Pillau. Die schlechten Pferde zwangen den Wagen auf der hügeligen Straße kaum, so dass wir absteigen und nebenhergehen mussten. Nach 4 Stunden waren wir dann total durchgefroren in Pillau.

Von der IIskefalle rief Mammi dann gleich beim Hafengebäude an, Herr Gaebel holte uns ab und wir fuhren mit der Fähre rüber. Da waren schon Joosten, Krüger, Albrecht, Bayer, Sperling, Schäfer, Kunze und andere von den anderen Bauämtern. Wir wohnten dann in einem Haus eines Pillauer Beamten mit den anderen Bauräten. Wir blieben da vom 28. - 30.1.

### **Auf See 31.1.45**

Weiter in meiner Reisebeschreibung. Am 30. kamen wir auf dieses Schiff, das heute Mittag um 1/2 12 Uhr losfuhr. Es ist ein ganzer Geleitzug von 12 Schiffen. Es ist ziemlicher Seegang und viele haben schon Neptun geopfert. Ich nicht, aber ich bin so müde, weil ich in der Nacht nicht schlafen konnte. Wir sitzen auf einer Art Schulbänken, neben uns 2 Männer, von denen jeder so dick ist wie Mammi und ich zusammen. Wenn man aufs Klo will, muss man erst anstehen, weil nur eins da ist und das ist ewig verstopft. Nun Schluss für heute.

### **Gotenhafen 1.2.45**

Gestern Nacht mussten wir aus unserem Schiff raus und sind jetzt in einem ganz großen, der „Cap Arcona“, wo schon 15 000 Mann drauf sind. Hier gibt's aber nichts zu essen und wenn, dann muss man schrecklich lange anstehen und kriegt doch nichts. Brot haben wir kein Krümel mehr, auch keine Butter, bloß das bisschen von Deiner, die ist aber schon sehr ranzig. Vor heute Abend geht es nicht los, vielleicht wird auch morgen früh daraus. Dann sitzen wir schon einen Tag auf diesem dammligen Schiff. Die letzten 48 Stunden habe ich wieder kaum geschlafen. In Fürstenberg an der Oder werden wir ja auch nicht bleiben können.

### **Gotenhafen 2.2.45**

Es geht immer noch nicht los! Es heißt Montag oder am 6.2. Das wäre gräulich, außer 1 Pfund Brot am Tag gibt es ja nichts zu essen. Morgen wollen wir dann aber in die Stadt und Brot kaufen, wir haben nämlich von einer Frau Marken bekommen. Geschlafen habe ich diese Nacht auch, obwohl jemand ganz doll schnarchte. Meine Kofferschlüssel sind auch nicht da, und ich habe schreckliche Langeweile. Es heißt, dass wir darum nicht losfahren, weil die Gefahr zu groß ist. Ein Dampfer soll schon torpediert worden sein. Hier ist auch nichts an Bord, weil der Kahn schon 6 Jahre stillgelegen hat.

### **Auf See 4.2.45**

Gestern Nachmittag ist es endlich losgegangen. Die Nacht war sehr stürmisch, aber ich habe ganz gut auf den Koffern geschlafen. Heute ist ziemlich schönes Wetter und ruhige See. Wohin es gehen wird, wissen wir alle nicht, es heißt Swinemünde oder Kiel. Bornholm ist schon vorbei. Wir werden von 4 Torpedobooten oder Minensuchern begleitet.

Gestern sind wir noch in der Stadt gewesen, ein gräuliches Nest und furchtbar dreckig. Es taute und wir hatten ganz nasse Füße. Wir haben aber alles bekommen, was wir haben wollten, Brot, Butter, Milch und Zeitungen. Was haben wir bloß alles zu Hause gelassen! Die ganzen Bleistifte habe ich aber in meiner Schulmappe mitgenommen. Ob der ganz große Koffer und 4 Bettsäcke rausgekommen sind, wissen wir nicht. Die Schiffe vom Amt haben das bis Königsberg mitgenommen und bei der Spedition Meyhöfer aufgegeben, aber wer weiß ob es noch befördert werden konnte.

Wir wollen jetzt zu Tante Ruth in Templin, denn Großmama in Fürstenberg ist auch nicht mehr da. Wir haben dann nur das, was wir bei uns haben. Das Paket, das wir Dir am 20.1. noch geschickt haben, wirst Du ja leider auch nicht mehr kriegen, schade. - Wo wir landen werden, schreibe ich Dir morgen.

### **Auf See 5.2.45, vormittags**

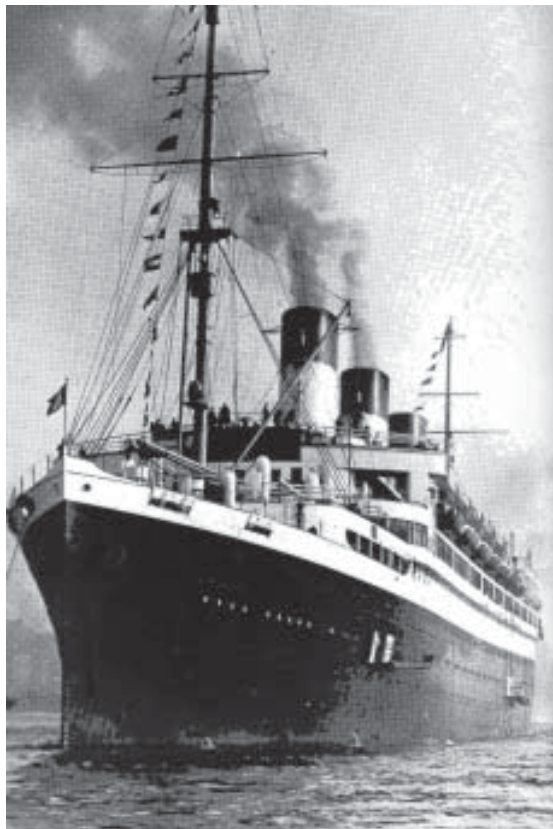
Wir liegen jetzt angeblich 8 sm vor Kiel in der Waschküche. Es ist so neblig, dass man höchstens 100 m weit sehen kann. In der Kieler Bucht sollen ein paar Wracks liegen und wir können deshalb nicht eher rein als bis der Nebel weg ist. Hoffentlich ist das bald. Was sollen wir man nun in Kiel? Gestern habe ich auch Anneliese Brylka und ein anderes Mädels aus Tapiaw getroffen. Auf Klo kann man nicht gehen, weil das total verstopft ist. Heute Nacht war ein großes Spektakel und viele dachten die Welt geht unter. Dabei war es nur der Anker, der heruntergelassen wurde. Beim Arzt steht eine große Schlange. Gestern ist hier ein Baby angekommen. Die Mutter ist erst 18 Jahre.

### **Auf See 5.2.45, nachmittags**

Das Wetter hat sich noch nicht gebessert. Es heißt auch, dass eine Maschine kaputt wäre, aber die Schornsteine rauchen, und da glauben wir nicht dran. Das Schlimmste ist, dass wir keine Nachrichten hören können. Wo mag nur der Hauptmann mit dem Hund Striezi und dem ganzen Holzklötzlverein sein. Wie lange werden wir noch auf diesem Schiff bleiben?

### **Auf See 7.2.45**

Wir liegen immer noch fest und der Nebel ist weiter da. Heute soll ein Boot mit 4000 Broten kommen, wir können also gar nicht weit vom Land entfernt sein, denn Möwen gibt es hier sehr viele. Neben Mammi sitzt ein richtiger Miesmacher, ein abscheulicher Kerl, und sie glaubt ihm alles. Es mag ja teilweise wahr sein.



**90-0317**

Die „Cap Arcona“ wurde Mitte April 1945 als Flüchtlingsschiff entlassen, nachdem sie auf drei Reisen fast 30 000 Menschen gerettet hatte.

Jetzt wird ein Schiff mit Brot ausgeladen, ich habe dabei zugehört. Der Kapitän ist ein Ekel. Mammi steht schon nach Brot. Gestern hat eine Frau ihre beiden Kinder ins Wasser geworfen und wollte selbst nach, ist aber daran gehindert worden. Na, die verzweifelt ja. Ins Gefängnis kommt sie ja mindestens, oder sie springt auch über Bord, wenn sie nicht bewacht wird.

### **Auf See 8.2.45**

Heute Morgen um 7.00 Uhr sind wir endlich abgefahren. Es war erst sehr schönes klares Wetter, aber jetzt hat es sich wieder bezogen, und es weht anständig. Unsere kleinen Begleitfahrzeuge fahren mehr unter als über Wasser. Unser Schiff schaukelt fast gar nicht, weil es so groß ist. Das ist in einer Art sehr gut, weil dann keiner seekrank wird. Unser Kurs ist Süd-West. Es soll nach Kiel gehen und jetzt sollen wir gerade auf Fehmarn zuhalten.

Heute ist wieder eine Frau gestorben. Die Sonne ist eben wieder erschienen. Vorhin ist die Schiffstreppe, die gestern das Brotboot kaputtgefahren hat, an Bord gehievt worden. Es sollen auch gestern Kartoffeln an Bord geschafft worden sein. Über Mittag haben wir wieder eine Stunde stillgelegen, aber jetzt fahren wir wieder.

Ich habe einen abscheulichen Hunger, weil wir unser ganzes Brot nicht aufessen dürfen und weder Lust haben, 3 - 4 Stunden nach Suppe anzustehen noch ein Gefäß dafür besitzen. Jetzt ist es 16.00 Uhr und bis 18.00 Uhr werde ich es schon noch aushalten. Viel macht ja auch die Langeweile aus, weil ich doch nicht an meinen Koffer kann. Ich kann doch auch nicht dauernd um das Promenadendeck laufen. Dieser Zustand wird ja wohl nun bald aufhören. 7 Stunden sind wir schon gefahren, 10 sollen es bis Kiel sein, und heute kommen wir dann jedenfalls nicht mehr vom Schiff.

### **Vor Lübeck 9.2.45**

Gestern Abend sind wir glücklich in der Lübecker Bucht gelandet. Kiel hat nämlich erst vorgestern einen Luftangriff gehabt, und da können wir nicht hin. Jetzt sollen schon immer die Alten, Kranken und Kinder rausgebracht werden nach Neustadt/Holst. Wir müssen nämlich ausgebootet werden. Wo wir nun hingehen können, wissen wir noch gar nicht, nach Templin zu Tante Ruth wird nicht mehr lohnen, wenn die Russen schon vor Stettin sind. Das ist ja auch egal, die Hauptsache ist ja, dass Du weißt, dass wir leben und gesund sind. Wenn wir genau wissen, wohin wir kommen, schreibe ich gleich. In Fürstenberg wird ja schon gekämpft. Und wer weiß, ob unsere Sachen dort noch rausgekommen sind. - Den ersten Teil des Reiseberichtes wollte ich eigentlich schon in Gotenhafen einstecken, hatte es dann aber vergessen. Als wir gestern hier ankamen, war gerade Alarm, aber es war nichts los. - Ich habe übrigens alle Bilder von unserem Haus, die ich irgend finden konnte, mitgenommen. - Das



oberste Deck wird schon leer gemacht. Gestern Abend haben wir uns in einer Bordküche im oberen Deck Pudding gekocht, der gut geschmeckt und gesättigt hat. Mamma hat außerdem noch ein großes Stück Schweinefleisch bekommen. Unsere Butter ist auch schon alle.

### **Lübeck 10.2.45**

Wir sind jetzt heute Morgen glücklich hier gelandet, nachdem wir gestern Abend ausgebootet wurden, im Marinestützpunkt mit Nudelsuppe verpflegt wurden und nachts in richtigen Betten geschlafen haben. Es waren zwar nur Strohsäcke drin und Etagenbetten. Ich habe oben geschlafen. Die Gestelle waren aber so leicht gebaut, dass sie bei jeder Bewegung hin und her schwangen. Wir wollen um 1/2 12 Uhr nach Schwerin fahren und dann weiter. Beim Ausbooten haben wir erst in richtigen Kojen gelegen und beim Aussteigen habe ich nach Ansicht des Kapitäns das ganze Schiff zertrümmert, weil ich mit dem Kopf so laut gegen irgendwas gebumst bin.

Meinen nächsten Brief kriegst Du, wenn wir irgendwo untergekommen sind. Nun küsst Dich herzlich und in der Hoffnung auf ein Wiedersehen

**Deine M.**

**\*\*\***

## ***Heimweh***

Du fragst mich, liebes Kind, was Heimweh ist?  
An deiner Frage kann man es verspüren:  
Du kennst es nicht; — sonst würdest du nicht rühren  
An diesem unbeschreiblich wehen Schmerz,  
Der sich in das verlass'ne Menschenherz  
Gleich einem Stachel senkt — und bohrt — und frißt:  
Geh spielen, Kind, frag nicht, was Heimweh ist!

Fort sprang das Kind. — Ich aber hab ins Kissen  
Begraben mein verhärmtes Angesicht  
Und habe laut vor Heimweh schluchzen müssen.  
Ich weiß — ich weiß es längst, was Heimweh ist  
Und wie es bohrt und nagt und sticht und frißt.

**Frieda Jung**

## **Kiesdorf und Löbegallen 1945 - 1948**

### **- Zwangs- und Vergeltungslager -**

Wenn sich viele an eine schöne und behütete Kindheit erinnern können, kann ich nur sagen, dass für mich diese Zeit mit sieben Jahren endete und danach schwere und entbehrungsreiche Kindheitsjahre begannen.

Am Abend des 19. Januars 1945 erhielten wir den Räumungsbefehl und sollten am nächsten Morgen auf der Straße sein. Wir waren auf nichts vorbereitet, obwohl auch wir eines Tages damit rechnen mussten, Haus und Hof zu verlassen, glaubten wohl die meisten in unserer Gegend, dass wir davon verschont blieben. Wir hatten in den letzten Kriegsjahren immer Flüchtlinge bei uns gehabt: Insterburger, Familie Schulz aus Berlin und zuletzt Familie Westphal (mit den Kindern Siegfried, Bruno, Erich, Hildegard und Margarete) aus Salten, Kreis Schlossberg. Dazu kam noch die Einquartierung deutscher Soldaten. Auf unserem Hof befand sich auch die Feldküche.

Trotzdem war der Räumungsbefehl für uns ein Schock. Mutti hat die ganze Nacht gepackt - Decken zusammengenäht, um Federbetten, Wäsche und Kleidung einzupacken; Brot gebacken und Nahrungsmittel bereitgestellt. Am nächsten Morgen wurde ein Leiterwagen vollgepackt. Aber wir konnten erst am späten Nachmittag wegfahren, weil wir dem Beschuss der Tiefflieger entgehen wollten. Ich weiß noch, dass ich auf dem Hof war und dachte, die Flieger streifen das Scheunendach, dabei war es das Knallen der Geschosse.

Ich war erst sieben Jahre alt, aber ich kann mich noch an den Augenblick erinnern, als wir von unserem Hof fuhren. Opa hatte den Pferden eine neue Leine angelegt. Die deutschen Soldaten, die bei uns waren, sagten noch, das hätte er nicht tun sollen, denn das bedeutet nichts Gutes, und sie sollten damit wohl Recht gehabt haben. Die Soldaten sollten auch noch die Tiere füttern, und wenn es gar nicht anders geht, sie aus den Ställen frei lassen.

Ich selbst habe den Abschied aus Moptau, Kreis Wehlau, damals wohl noch nicht so schmerzlich empfunden, und mein Bruder war erst 3 Jahre alt. Aber wie mag es doch meinem Opa und meiner Mutti zumute gewesen sein, alles stehen und liegen zu lassen und bei grimmiger Kälte, Schnee und Eis auf die Straße zu fahren. Es fällt mir nicht leicht, mich in diese Situation hineinzusetzen. Was uns erwartete, übertraf alle Vorstellungen.

Die Straßen waren vollgestopft von Flüchtlingen und deutschem Militär. Der Treck bewegte sich nur schrittweise, das Militär hatte den Vorzug. Unterwegs hieß es immer wieder: „Der Russe ist schon da und da...“ Ich merkte ja, dass alle aufgeregter waren und hatte so eine furchtbare Angst. In meiner kindlichen Vorstellung dachte ich, dass wilde Tiere auf uns zukommen. Nach allem, was

wir dann durchgemacht haben, waren meine Gedanken gar nicht so abwegig. Die Pferde waren nicht frisch beschlagen und rutschten auf den vereisten Straßen. An einem steilen Abhang waren Fuhrwerke hineingerutscht. Wir kamen gerade noch eine Steigung hoch - selbst die Pferde müssen geahnt haben, welche Gefahr drohte und gaben ihr Bestes - und fuhren in Parnehenen auf ein Gehöft. Aus allen Ecken kamen die russischen Panzer und ringsherum brannte es. Wir wussten nicht, wo wir hin sollten und legten uns bald auf der einen Seite des Hauses, bald auf der anderen Seite in den Schnee, je nachdem wo die Panzer fuhren und geschossen wurde. Das alles war bereits am 21. Januar 1945.

Abends gingen wir dann ins Wohnhaus, wo wir auch bald die erste Bekanntschaft mit den russischen Rotarmisten machten. Mutti sagte gleich: „Wir wollen alle vier eng zusammen bleiben, wenn sie auf uns schießen, dass wir gleich alle tot sind.“

Unser Leben können wir 2 Polen verdanken, die bei unserem Nachbarn gearbeitet hatten. Sie sagten über uns Gutes aus, denn sie konnten sich mit den Russen verständigen. Aber furchtbare Angst haben wir alle gehabt und vor allem mein Opa. Er war im I. Weltkrieg vom Hof in Moptau verschleppt worden und 6 Jahre in Sibirien gewesen - und jetzt wieder unter den Russen!

Unsere Sachen hatten wir zum größten Teil noch vom Wagen geholt und in einem Raum untergebracht. So mussten wir zusehen, wie laufend alles durchwühlt und mitgenommen wurde. Ich habe immer geweint und geschrien, wenn es um meine Kleider ging. Geschlafen haben wir auf dem Fußboden.

Wir gehörten mit zu den ersten Deutschen, die den Russen in die Hände fielen und haben das durchmachen müssen, worüber schon viel berichtet worden ist. Zum Glück habe ich es damals noch nicht verstanden, was den Frauen, also auch meiner Mutter, widerfahren ist. Sie hat mir erst in der Zeit, als sie bei uns zur Pflege war, erzählt, wenn es hieß „Frau komm!“

Nach 14 Tagen wurden wir dann rausgeworfen und mussten innerhalb von einer halben Stunde das Haus verlassen. Mitnehmen konnten wir nur das, was wir schnell greifen und tragen konnten. Ich hatte meinen Schulranzen mit Schiefer- tafel, 2 Büchern und den Rest mit Strümpfen ausgefüllt, auf dem Rücken. Draußen stand ein kleiner Milchwagen, wo wir noch etwas mehr hätten drauf packen können, aber wir durften nicht mehr ins Haus zurück. Ein Russe hat uns noch etwas durchs Fenster gereicht - es waren doch nicht alle schlecht!

Voller Angst gingen wir auf die Straße wieder mit dem Gedanken, was wird uns wohl jetzt passieren? Unser Weg führte uns wieder Richtung Moptau. Wir übernachteten in einem Dorf, wo eine bekannte deutsche Familie war. Opa sagte dort, die Hauptsache die Kinder bekommen etwas Warmes zu trinken -

wir hatten auf dem Weg nur Schnee gegen den Durst gegessen. Ja, wir waren in der kurzen Zeit schon so demütig und anspruchslos geworden.

Am nächsten Tag erfuhren wir unterwegs, dass unser Wohnhaus abgebrannt ist. Das war wieder ein Schock für uns, und wir haben wohl alle geweint. Im ganzen Dorf war nichts abgebrannt, nur unser Haus. Ein russischer Panzer soll davor explodiert sein.

In Moptau angekommen begrüßte uns gleich eine Polin (Wanda), die früher bei einem Bauern im Dorf gearbeitet hatte. Sie richtete über alle, die ins Dorf zurückkehrten. Uns war sie gut gesonnen, aber unserem Bürgermeister, der mit uns nach Hause kam, sagte sie gleich: „Du wirst erschossen.“ Trotz aller guten Worte und Bitten der Frau, ihren Mann doch am Leben zu lassen, wurde Herr L. noch am gleichen Tag von den Russen abgeholt, und man hat kein Lebenszeichen mehr von ihm gehört.

Über die kurze Zeit, die wir noch in Moptau waren, können wir nichts Gutes berichten. Im Dorf durften wir nicht bleiben, sondern mussten auf dem Hof Kaiser am Waldrand leben. Es waren mehrere deutsche Familien dort. Die Russen gingen am Tag und in der Nacht ein und aus. Opa versteckte seine Taschenuhr immer im Aschenkasten des Herdes. So blieb sie ihm erhalten; natürlich ging sie nicht mehr. Aber ein Andenken ist sie bis heute. Auch mein Schulranzen, an dem ich so hing, wurde mir weggenommen. Als meinem Opa die letzten Schuhe, die er noch hatte, ausgezogen wurden, hat er förmlich geweint.

Geschlafen haben wir auch hier auf dem Fußboden auf einem Strohlager und deckten uns mit unseren Mänteln bzw. mit Opas Pelz zu. Um ihre Lederstiefel zu retten, strickte eine junge Frau aus weißem Bindfaden eine Art Strümpfe und wollte diese über die Stiefel ziehen. Aber die Stiefel waren auch aus ihrem Versteck schon weg, ehe die Überzüge fertig waren. Bei dieser Gelegenheit habe ich schon mit 7 Jahren das Stricken gelernt. Das ist mir noch in bester Erinnerung. So habe ich dann noch in Ostpreußen Söckchen und Handschuhe gestrickt, soweit wir etwas Garn dazu hatten. Handarbeiten waren auch später mein größtes Hobby, heute allerdings mit schweren gesundheitlichen Einschränkungen.

Im Frühjahr 1945 (um die Osterzeit) wurden wir dann nach Kiesdorf Kreis Schlossberg getrieben. Es war ein Marsch, wie er immer im Zusammenhang mit den KZ-Häftlingen gezeigt wird und schlimm genug, dass es uns auch so ergangen ist. Die Menschen waren aus allen Gegenden zusammengetrieben worden. Wir waren ca. 8 Tage unterwegs. Übernachtet haben wir in Scheunen, Schweineställen usw., wo sich im Dunkeln ein Dach über dem Kopf bot. Aus Ziegelsteinen haben die Frauen eine Kochstelle gebaut und eine Wassersuppe,

z. B. aus Kohlrüben gekocht. Mutti sagte, dass sie das Wasser dazu einmal aus einem Teich geholt hätten und am nächsten Morgen bemerkten, dass eine Leiche darin schwamm. Viele, vor allem ältere Menschen, haben diese Strapazen nicht überlebt. Eines Tages hieß es dann, dass Kinder unter 6 Jahren und Ältere über 60 Jahre mit russischen Fahrzeugen mitfahren können. Uns wurde gesagt, dass sie an den Ort hingebacht werden, wo wir auch hinkommen. Mein Bruder und mein Opa hätten mitfahren können. Aber Mutti sagte: „Wie soll ich das Stückchen Brot, das wir noch haben, aufteilen, und es ist besser, wenn wir zusammenbleiben.“ Sie traf die richtige Entscheidung, denn die Russen hatten die Kinder und alten Menschen ganz woanders hingebacht. Das war alles russische Taktik, damit die Hilflosen noch schneller verhungerten. Einige Frauen sind dann zeitweise aus dem Lager in Kiesdorf ausgerissen, um ihre Kinder mit den Großeltern zu suchen und erfuhren manchmal dass diese verstorben sind. Frau Lehmann hatte ihren Sohn Karl-Heinz, den eine deutsche Frau zu sich genommen hatte, wiedergefunden, während die zweijährige Tochter und deren Großmutter verstorben waren.

Von Kiesdorf aus mussten alle, die arbeiten konnten, zunächst Schlossberg aufräumen. Mutti musste anfangs mit anderen Frauen die Leichen der Soldaten zusammentragen, die z. T. schon verwest waren. Die deutschen Soldaten wurden in die Laufgräben geworfen und dann zugeschüttet. Für die russischen Soldaten wurden Massengräber gemacht. Dazu mussten die Frauen die Leichen zweischichtig in Reihen legen - mit einer Schicht Stroh dazwischen.

Eine Begebenheit, die meine Mutter manchmal erzählte: Es war kurz vor Arbeitsschluss, als die Frauen noch die Leiche eines deutschen Soldaten fanden und für ihn ein Grab herrichteten. Aus einem nahe gelegenen Garten holten sie ein paar Blumen und pflanzten bzw. legten sie auf das Grab. Als das ein russischer Posten sah, mussten sie die Blumen entfernen, weil sie für einen deutschen Soldaten waren.

Es muss furchtbar gewesen sein. Frauen vermuteten unter den Leichen ihre eigenen Söhne bzw. Männer. Die Erkennungsmarken durften nicht abgenommen werden. Im Herbst mussten dann die Felder mit dem Spaten umgegraben werden, wo jeder täglich eine vorgegebene Norm zu erfüllen hatte.

Gewohnt - mir widerstrebt es fast, dieses Wort zu gebrauchen, denn es war nur ein „Hausen“ - haben wir in Kiesdorf am Anfang des Dorfes. In der Veranda hatten wir einen Herd, das Ofenrohr nach russischer Art durch das Fenster nach außen geleitet. In dem sich anschließenden Raum waren wir 11 Personen. Opa war der einzige Mann darunter. Er hatte die kaputten Fenster zugenagelt und eine Reihe Pritschen aufgeschlagen, die unsere Schlafstätte waren. Dass dabei Ungeziefer (Läuse) nicht ausblieb, kann man sich ja denken, und wir hatten nichts, um dagegen anzugehen. Ich glaube, mit Petroleum haben sich

manche den Kopf eingerieben, um die Kopfläuse zu bekämpfen. Von den 11 Personen, die wir anfangs waren, blieben wir vier übrig. Die anderen waren ausgerissen und in ihre Heimatorte zurückgegangen. Dazu hatten sich dann mehrere abgesprochen und sich des Nachts auf den Weg gemacht. Dieses war auch mit einem Risiko verbunden.

In Kiesdorf selbst starben die Menschen wie die Fliegen, meistens an Typhus und Ruhr. Es gab keinerlei ärztliche Hilfe, nur den Friedhof als Endstation. Wenn meiner Mutter damals etwas zugestoßen wäre, wären wir bestimmt den gleichen Weg gegangen. Damit wir etwas zu essen hatten, ist sie mit anderen Frauen über die Dörfer gegangen, wo in den Scheunen noch etwas Getreide war. Das haben sie dann mit Knüppeln ausgedroschen und mit dem Handwagen nach Hause gebracht. Das musste aber auch heimlich geschehen - im Dunkeln weggehen und im Dunkeln kommen. Wenn die Russen dazukamen, nahmen sie den Frauen alles weg. Als Mutti wieder einmal mehrere Tage unterwegs gewesen war und wir schon das Schlimmste befürchteten, sagte mein Opa, sie solle doch nicht mehr weggehen. Ich höre heute noch seine bittende Stimme und Mutti sagte darauf: „Soll ich zusehen, wie ihr alle verhungert.“

Mit der Kaffeemühle haben wir Getreide gemahlen, dann noch Körner ausgequollen und davon Brot gebacken. Ganz besonders kann ich mich an meinen achten Geburtstag am 30. Dezember 1945 erinnern. Wir konnten uns zu Mittag eine Erbsensuppe kochen, und ich kann es gar nicht beschreiben, wie gut die damals schmeckte. Aber wer im Lager Kiesdorf gewesen ist setzt es einem Todeslager gleich.

Im Frühjahr 1946 kamen wir dann nach Löbegallen (Löbenau). Hier wurde eine Kolchose eingerichtet, wo die Deutschen ebenfalls sehr schwer arbeiten mussten. Unter anderem war meine Mutter beim Melken und Milchfahren eingesetzt. 20 Kühe zu melken war die Norm und das zwei- oder dreimal täglich. Die Milch wurde dann mit einem Pferdefuhrwerk nach Lasdehnen (Haselberg) gebracht. Mutti kam dann um Mitternacht nach Hause und musste morgens wieder im Stall sein. Auf dem Hof läutete zwar eine Glocke, die zur Arbeit rief, aber die konnten wir nicht hören, weil wir weiter entfernt wohnten, und eine Uhr hatten wir auch nicht. So erfolgte alles nach Gefühl, denn zur Arbeit mussten die Deutschen pünktlich da sein.

Es war strengstens verboten, etwas Essbares von der Arbeit mitzunehmen, aber wer das nicht machte musste verhungern. Wenn Mutti eine Feldflasche mit Milch, die sie im Stroh zwischen den Milchkanen versteckt hatte, mitbrachte, war das für uns drei, die wir zu Hause waren, etwas ganz Besonderes. Dabei stand sie aber auch mit einem Bein im „Bunker“ (Gefängnis). Eine Frau, die 6 Kinder hatte, wurde weggebracht, weil sie vom Dreschen einen Beutel Hafer mitgenommen hatte. Die Kinder kamen dann ins Waisenhaus.

Wie mag es ihnen wohl dort ergangen sein und wie muss es einer Mutter zumute sein, in dieser schweren Zeit von ihren Kindern getrennt zu werden?

Wer nicht arbeiten konnte, bekam auch nichts zu essen und von der Zuteilung (Produkte) - später Rubel -, die es für die Arbeiter gab, konnte auch keiner leben, schon gar nicht, wenn noch mehrere zu versorgen waren. Einmal hat Mutti ein tot geborenes Kalb versteckt und es in aller Heimlichkeit mitgebracht - und wir hatten sogar Fleisch zu essen!

Ich bin im Alter zwischen 8 und 10 Jahren mehrmals mit anderen Kindern nach Litauen betteln gegangen. Wir waren dann zu zweit, und ich war immer die Jüngste und Kleinste. Bis zur litauischen Grenze waren es ca. 25 km. Manchmal haben uns die Litauer, die in Lasdehnen auf dem Markt waren, mit dem Pferdefuhrwerk mitgenommen.

Es gab Litauer, die keinen Deutschen von der Tür wiesen und uns etwas zu essen gaben. Aber auch andere, wo über dem Hof ein Drahtseil gespannt war und daran die Hundekette war, so dass der Hund über den ganzen Hof laufen konnte. Solche Gehöfte konnte kein Fremder betreten. Andererseits war es auch so, dass das Grenzgebiet überlaufen war und zu weit konnten wir auch nicht gehen. Wenn wir etwas zum Tauschen hatten, nahmen wir das auch mit. Ich habe einmal für ein Bügeleisen ein kleines Stückchen Speck bekommen. Wie habe ich mich gefreut, das nach Hause bringen zu können.

Dann hatte ich einmal eine Pfanne mitgenommen, die eine Familie haben wollte. Ich war ins falsche Haus gegangen. Weil niemand darin war, ging ich mit der Pfanne in der Hand wieder zurück. Da kam mir schimpfend eine Frau hinterher gerannt und nahm mir die Pfanne weg. Sie dachte wohl, dass ich sie ihr gestohlen hätte. So konnte ich nur das Weite suchen, um nicht noch Schläge zu bekommen. Für viele Deutsche wurde Litauen zum Zufluchtsort, vor allem für elternlose Kinder.

Mit einem alten Ehepaar bin ich fast jede Woche nach Lasdehnen auf den Markt gegangen. Wir hatten selbst nichts, aber irgendetwas habe ich dort verkauft, nur um ein paar Rubel zu haben, um Brot kaufen zu können. Aus den umliegenden Dörfern, die nicht bewohnt waren, haben wir etwas zusammengesucht, und Not macht ja erfinderisch. Ein Kastenbrot, das heute dem Gewicht eines Kilos entspricht, wog damals drei Kilo. Es war innen unheimlich nass, manchmal waren sogar noch Strohhalme darin und kostete 10 Rubel.

Im Sommer haben wir in den Gärten Beeren und Obst gepflückt und aus dem Wald Pilze geholt. Das war mein Beitrag, damit wir überleben konnten, denn Mutti musste von früh bis spät arbeiten, mein Opa war krank und mein Bruder noch zu klein um mitzuhelfen. Die größte Mühe machte mir das schwere Tragen. Als meine Enkeltöchter in dem Alter waren wie ich damals, habe ich in meinem

Innern oft den Vergleich gezogen und mich selbst gewundert, wie ich das damals geschafft habe.

In Löbegallen wohnten die Deutschen zuerst in den zur Domäne gehörenden Insthäusern. Diese waren gut erhalten, ebenso die Domäne mit allen Stallungen und dem prächtigen Wohnhaus. Es waren ca. fünf bis sechs Insthäuser - wir nannten sie die roten Häuser, weil es ein schöner Ziegelbau war - mit je 2 Eingängen zur Straßenseite und 2 zur Hofseite.

Als dann russische Familien kamen, mussten wir aus diesen Häusern raus. Wie und wo wir dann hausten kümmerte niemand, die Hauptsache war nur, dass die Deutschen arbeiteten.

Wir waren dann zu viert in einem Raum, was eigentlich nur einmal eine Küche gewesen war auf einem ausgebauten Boden. Wir hatten 2 Betten, die hintereinander standen; in einem schlief mein Opa und im anderen wir drei - abwechselnd mal mein Bruder mal ich am Fußende. Irgendwie hatten wir auch 2 Federbetten aufgetrieben, aber keine Bettwäsche, so dass wir im Inlett schliefen. Mutti gebrauchte den Ausspruch: „Nicht wir hatten Flöhe, sondern die Flöhe hatten uns“. Am Tage legten wir manchmal Brennesseln in die Betten; die sollten die Flöhe abtöten. Ob es geholfen hat weiß ich nicht. Des Nachts liefen auf dem Boden die Ratten herum. Mich schauderts heute noch, wenn ich an all das denken muss.

Zum Anziehen hatten wir auch kaum noch etwas Richtiges der Jahreszeit entsprechend, und der ostpreußische Winter ist ja in seiner Härte bekannt. Opa hatte mir Holzpantoffeln (Schlorren) gemacht. Mit solchen bin ich die 10 km nach Lasdehnen auf den Markt gegangen, denn ich kann mich noch erinnern, dass ich dort einmal im Dreck steckengeblieben war und sehen musste, meine Schlorren wieder herauszubekommen.

Aus dem Bezugsstoff von alten Polstermöbeln hat Mutti etwas zum Anziehen genäht. Jedenfalls hatte ich ein solches Kleid an, als wir nach Altenburg kamen und ein Paar Schafwollstrümpfe, die im April/Mai doch schon zu warm waren. Unser „Persil“ war eine Lauge, die von übergossener Holzasche gemacht wurde, und zwar wurde das abgestandene Wasser davon zum Waschen verwendet. Man kann gar nicht alles so beschreiben, weil sich das heute niemand mehr vorstellen kann, der das nicht durchgemacht hat. Einen Arzt oder gar Zahnarzt haben wir in den 3 Jahren nicht zu sehen bekommen. Opa hat sich Zähne mit der Kneifzange gezogen.

Am 19. März 1948 ist mein Opa im Alter von fast 69 Jahren gestorben. Es war am Abend, und wir waren alle dabei. Am nächsten Tag wurde er beerdigt, d. h. Mutti und noch eine Frau haben ihn mit dem Pferdeschlitten auf den Friedhof gebracht. Er hatte keinen Sarg bekommen, und ich kam nicht mehr auf den



Friedhof hin, denn am 31. März 1948 sind wir aus Löbegallen herausgekommen. Ich selbst habe lange Zeit furchtbare Alpträume gehabt, die mit Opas Tod zu tun hatten. Erst im Erwachsenenalter habe ich mir das deuten können. Mein Opa hat mir soviel bedeutet: Ich war für ihn sein Ein und Alles und er für mich. Nach Opas Tod war ich noch einmal in Lasdehnen auf dem Markt und habe seine Brille und eine Wasserwaage verkauft. Ich wollte für die Brille 20 Rubel haben. Ein Russe wollte sie auch unbedingt kaufen und begann mit 10 Rubel, die er mir geben wollte, dann 11, 12, 13 usw. Ich blieb bei meinem Preis und habe die 20 Rubel bekommen. Daran muss ich noch oft denken.

Wie schon erwähnt, kamen wir am 31. März 1948 raus; zum Glück mit dem ersten Transport, weil in unserer Familie nur ein Arbeiter und drei Nichtarbeiter waren - Opa war noch nicht auf der Kommandantur abgemeldet - sonst hätte ich noch länger die Schule versäumen müssen. Die Tochter des Kapitäns und noch ein russischer Junge wurden jeden Tag die 10 km nach Lasdehnen zur Schule gefahren. Als dann noch mehr russische Familien kamen, wurden deren Kinder in der Schule in Löbegallen unterrichtet. Wir wohnten gleich neben der Schule, in einer ehemaligen Fleischerei, aber für uns deutsche Kinder gab es keine Schulbank.

Am Vorabend unserer Ausweisung aus Löbegallen brachte mir Frau Ruszat, deren Tochter Heide in meinem Alter war, ein Paar hohe Lederschuhe. Dafür konnte ich ihr nicht genug dankbar sein, denn ich hatte nur noch Holzpantoffeln. Frau Ruszat arbeitete im Büro der Kolchose und hatte dadurch einige Vorteile. Mit den Schuhen hatte sie mir so eine Freude bereitet, dass ich das nicht vergessen habe.

In Viehwaggons kamen wir bis zum Quarantänelager Sonneberg und landeten Ende April in Altenburg in Thüringen. Hier verbrachten wir den ersten Tag in einem Hausflur, wo uns nicht einmal jemand ein Glas Wasser reichte. Aber wir waren ja schon so vieles gewöhnt und haben das an dem Tag gar nicht so wahrgenommen. Abends sind wir dann in eine Herberge gekommen, wo wir einige Tage waren. Zwei ältere Damen - Mutter und Tochter - sollten 2 Zimmer an Flüchtlinge abgeben und sträubten sich dagegen. Als eine Flüchtlingsfamilie dann woanders untergebracht war, konnten wir kommen. Aber großes Glück bedeutete das für uns nicht. Wir hatten ein Zimmer mit Küchenbenutzung. Mutti hat manchmal geweint, bevor sie in die Küche ging. Wir hatten schon so wenig zu essen und dann konnte es noch nicht einmal richtig gar gekocht werden. Als Mutti das Mittagessen für meinen Bruder noch einmal aufgewärmt hatte, weil er später aus der Schule kam als ich, wurde die Wohnungsinhaberin ganz verrückt. Sie gebrauchte den Satz: „Wenn das gnädige Fräulein aus der Schule kommt, muss das Essen fertig sein und wenn der Junge kommt, muss es noch gewärmt werden“. Zwei Jahre mussten wir dort aushalten und hatten

auch dann nur eine ganz kleine Wohnung, aber wir wohnten wenigstens nicht mehr zur Untermiete. Erst ab 1957 waren wir soweit, dass wir wieder jeder ein Bett zum Schlafen hatten.

Eines ist mir noch sehr in Erinnerung: Als wir 1948 nach Altenburg kamen, war ich zwar schon 10 Jahre alt. Aber nach allem Verzicht der vorherigen Jahre wollte ich so gern eine Puppe haben. Ich habe immer wieder vor dem Schaufenster gestanden, konnte aber keine Puppe bekommen, weil dafür noch Stoff abgegeben werden musste, und den hatten wir nicht.

Ab Mai 1948 konnte ich endlich wieder zur Schule gehen. Zum Glück war ich schon 1943 in Ostpreußen eingeschult worden und konnte trotz der 3 1/2-jährigen Unterbrechung noch lesen und schreiben. Meine ersten Schulferien bestanden damals aus Ährenlesen und lernen. Ich habe es geschafft, bis 1953 den Abschluss der 8. Klasse zu erreichen und hatte auch ein Zeugnis, mit dem ich mich sehen lassen konnte. Meine Abschlussbeurteilung begann mit den Sätzen „Erika hatte sehr unter den Folgen des Krieges zu leiden. Ihre Schulzeit wurde lange unterbrochen. Durch großen Fleiß und Freude am Lernen erreichte sie es, dass sie zwei Klassen übersprang....“ Mein Bruder hatte es insofern besser, dass er 1948 mit genau 7 Jahren eingeschult wurde. Wir haben beide einen Beruf erlernt - mein Bruder Dreher und ich Stenotypistin. Auch das war damals keine Selbstverständlichkeit. Viel haben wir dafür unserer Mutter zu verdanken. Sie sagte, wir sollten es im Leben einmal leichter haben als sie. Denn sie hat mit schwerer körperlicher Arbeit im 3-Schichtsystem ihr Brot verdienen und sich mühsam wieder alles neu anschaffen müssen. Unser Vater ist aus dem Krieg nicht zurückgekehrt, aber in der DDR erhielt Mutti deshalb keine Witwenrente. Sie musste bis zur Erreichung des Rentenalters schwer arbeiten.

In den Jahren 1945 bis 1948 waren wir in Ostpreußen wie abgeschnitten von aller Welt. Wir wussten von keinen Verwandten etwas und haben erst in Altenburg durch den Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes die Verwandten wieder gefunden. Aber am allermeisten hat Mutti unseren Vater suchen lassen, immer in der Hoffnung, er würde doch noch aus einer Kriegsgefangenschaft zurückkehren. Bis 1955, als wohl die letzten deutschen Kriegsgefangenen aus russischer Gefangenschaft zurückkehrten, hatten wir noch einen Funken Hoffnung und Mutti wohl auch später noch. Weihnachten 1944 war mein Vater noch in Urlaub gewesen. Zwei Tage vor meinem 7. Geburtstag, also am 28. Dezember 1944, musste er wieder weg. Es war ein Abschied für immer. Erst 1978 - also nach 33 Jahren - hat Mutti in Altenburg die Mitteilung erhalten, dass mein Vater am 23. September 1945 gestorben ist. Bis dahin galt er als verschollen. Dass er im Gebiet von Kasachstan gestorben ist, haben wir 1996 vom DRK erfahren.

Vor allem möchte ich mit diesem Bericht meiner Mutter ein Denkmal setzen, die es in ihrem Leben so schwer hatte und trotzdem immer zufrieden war. Der Ausspruch, den Mutti noch in der letzten Zeit vor ihrem Tode wiederholte: „Hätten wir bei den Russen gedacht, dass wir noch einmal wie die Menschen leben werden?“, treibt mir noch heute die Tränen in die Augen. Als sie bei uns zur Pflege war, haben wir uns noch über vieles unterhalten. Es war ein Rückblick und ein gleichzeitiger Abschluss ihres Lebens. Sie sagte öfter: „Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal so alt werden würde.“ Sie hatte fünf Herzinfarkte überstanden und ist 1993 im Alter von 85 Jahren an einem schweren Schlaganfall gestorben. Ihr Grab pflege ich im dreifachen Sinne: Im Gedenken an meine Mutter, im Gedenken an meinen Vater und im Gedenken an meinen Opa, deren Ruhestätten keiner mehr besuchen konnte.

Weil mir eine schwere Kindheit beschieden war, habe ich für unsere beiden Söhne immer nur das Beste gewollt und sie vielleicht manchmal zu sehr behütet und mir oft unnötige Sorgen gemacht, wie man das als Mutter wohl tut.

Ich hatte schon oft den Gedanken, die Erlebnisse dieser schlimmen Jahre schriftlich festzuhalten und habe jetzt endlich mit 63 Jahren, spät, aber noch nicht zu spät, alles zu Papier gebracht. Ich gehöre noch zu der Erlebnisgeneration, die immer kleiner wird und eines Tages ausgestorben ist. Dann ist die Nachkriegszeit nur noch Geschichte.

**Erika Männel**, geb. Werner aus Moptau

## **Aus der Erinnerung**

### **- Goldbach im Sommer 1944 -**

Als 10-jähriger Junge erlebe ich meinen letzten Sommer in meiner ostpreußischen Heimat. Es mögen sich auch die Bilder meiner gesamten Kindheit in mir prägen. Nie wieder habe ich so empfunden wie damals. Ich meine, diese mit offenen Sinnen erlebt zu haben. War sie nicht wunderschön unsere Heimat – Ostpreußen? - Der Himmel so hoch, das Licht so stark und die weite Landschaft so mächtig. Sie entfaltete sich für mich in ihrer ganzen rätselvollen Pracht. Oder nahm all das Schöne in einer Weise Gestalt an, in der Ahnung, Abschied zu nehmen?

Im Spätsommer lag etwas in der Luft, aber uns Kinder hat es nicht wesentlich berührt. Es waren die Vorboten der Katastrophe, die sich bemerkbar machten. Wir hörten von großen Luftangriffen auf Königsberg. Auf den Gütern und Bauernhöfen wurden, für uns rätselhaft, Leiterwagen mit Planen überspannt. Sie wurden in den Scheunen geheim gehalten und gesprochen wurde nicht

darüber. Vereinzelt wurde Goldbach in diesen Tagen von feindlichen Störflygezeugen überflogen, die bei Nacht Kerzen (Weihnachtsbäume) am Himmel setzten und auch hier und da eine Bombe abwarfen. Das Hauptziel war aber immer Königsberg.

An einem Morgen auf dem Schulweg war der Himmel schwarz von Papierasche. Auf dem verglühten Papier konnte man Lebensmittelkarten, Bibelsprüche, Ausweispapiere und vieles mehr erkennen. Königsberg hatte in dieser Nacht einen der größten Luftangriffe erlebt. Die aufsteigende Hitze der brennenden Stadt trug die Asche 35 km bis Goldbach und noch weiter.

Es war schwer zu begreifen, was da geschah. Man wagte nicht, über das, was man ahnte, zu sprechen. Beim Belauschen der Gespräche zwischen Nachbarn und der Großeltern mit unserer Mutter wurde mir bald klar, was sich da anbahnte, aber niemand durfte es wagen, seinen geheimen Befürchtungen offen Ausdruck zu geben.

Die Störche sammelten sich zum Abflug in ein anderes Land, als wüssten sie, was auf unsere ostpreußische Heimat zukommt. Sie nahmen Abschied von Goldbach. Wer sollte uns nun Bruder und Schwester bringen? Wie sagten wir doch als Kinder :

Adebar du Guter, bring mir einen Bruder

Adebar du Bester, bring mir eine Schwester!

Wir, die Menschen, waren von Unruhe befallen. Zum Himmel starrend sahen wir die großen vertrauten Vögel, wie sie ihre letzten Kreise über Goldbach zogen, als wollten sie sich von uns verabschieden. Was mögen all die Goldbacher Bürger bei diesem Anblick gedacht haben: „Ihr fliegt nun fort! Und wir?“

In den ersten Herbsttagen wurde es unruhig in Goldbach. Vereinzelt fuhr Gruppen von Panjewagen mit ein bis zwei Kühen im Schlepp durch Goldbach in Richtung Tapiau. Flüchtlinge aus Litauen waren die Vorboten von dem, was noch auf uns zukommen sollte.

Der Herbst zeigte sich noch einmal in seiner ganzen Farbenpracht. Er zeigte uns, wie unergründlich schön dieses Land, unsere ostpreußische Heimat ist. Ich frage mich heute, habe ich all diese Schönheit im Wissen, meine Heimat verlassen zu müssen, wahrgenommen?

Man hörte zwischenzeitlich von Luftangriffen auf Tilsit und Memel. Auch dass der Russe die Ostgrenze Ostpreußens überschritten hatte - Gerüchte oder Wahrheit? Es wird Winter - Weihnachten wird noch fast wie im Frieden gefeiert. Die Nachbarn treffen sich noch einmal in altgewohnter Weise, um das Jahr 1944 zu beschließen.

## Die Flucht im Januar 1945

Es wird wieder unruhig in Goldbach. Deutsche Wehrmacht, aus Richtung Labiau kommend, bezieht Quartier in Goldbach. Zur Freude der Kinder fallen Schulstunden aus, da die Schule mit deutschen Soldaten belegt wird. Wir erhalten einen Feldpostbrief von unserem Vater, der an der Ostfront eingesetzt ist. Er teilt uns mit, dass er mit seiner Einheit nach Königsberg verlegt worden ist. Diese Tatsache nimmt Mutter wahr, unseren Vater in Königsberg zu besuchen. Es war das Wochenende um den 19. bis 21. Januar 1945. Oma Schlisio, die Mutter unseres Vaters, betreut mich und meine Geschwister Lothar, Resi und Gretel während der Abwesenheit unserer Mutter. Goldbach gleicht in diesen Tagen einem Heerlager, überall auf den Höfen, Wegen und Ecken deutsches Militär. Unsere Oma wird unruhig, was sich auf mich überträgt, - und Mutter ist immer noch nicht vom Besuch meines Vaters aus Königsberg zurück.

Deutsche Soldaten raten uns hinter versteckter Hand, den Ort Richtung Westen zu verlassen. Ich verspüre erstmals Angst und versuche, meinen Geschwistern gegenüber die Vaterrolle zu übernehmen. Wo bleibt Mutter? Der schneeüberhangene Himmel zeigt den Abend dieses Tages an. Ist dies schon das Ende ?

Dann fällt für wenige Stunden alle Last und Angst von mir. Mutter ist von Königsberg zurück. Erschöpft nimmt sie am warmen Kachelofen in der Stube Platz und berichtet uns von Vater. Auch unserer Oma merkt man die Erleichterung an. Welche Gedanken und Sorgen müssen sie in den letzten Stunden dieses Tages geplagt haben.

Die Goldbacher Bauern und Landwirte haben schon längst ihre versteckten Leiterwagen mit dem, was ihnen lieb geworden ist, bepackt und was zum Leben gehört, steht griffbereit in den Winkeln. Es werden Treckzusammenstellungen besprochen. All diese Vorkehrungen müssen heimlich geschehen, weil noch keine offizielle Genehmigung dazu vorliegt.

Mutter hat sich von den Strapazen erholt und beginnt, den Wäschekorb mit dem Notwendigsten vollzupacken. Also doch, auch bei uns Vorbereitungen zur Flucht. Der Gedanke in mir, meinen Heimatort verlassen zu müssen, erdrückt mich förmlich. Die Augen werden feucht, ein Gefühl wie Heimweh ist in mir. Fragen tauchen auf: Womit wollen wir denn den langen Weg antreten? Die Familie eines Schneiders besitzt doch keine Pferde und einen Leiterwagen. Man vermag all das, was einem in diesen Stunden im Kopf herumspukt, nicht zu ordnen. Soll es die Kleinbahn nach Tapiau werden, mit der wir diesen Weg zur Flucht beginnen werden?

Über all diesen Gedanken ist es später Abend geworden. Mutter hat uns zu Bett gebracht. Überspannt von all den Gedanken und für mich unbeantworteten Fragen liege ich noch lange wach, wobei mir die rege Tätigkeit der Mutter nicht

verborgen bleibt. Dann muss auch ich eingeschlafen sein, als ein lautes Klopfen an der Haustür und am Fenster uns aufschreckt. Eine Stimme erklingt mit den Worten: „Fertig machen, Goldbach wird geräumt!“ Alles was bis dahin in der Hoffnung nur Traum sein sollte, wurde urplötzlich grausame Wirklichkeit.

### **Die Flucht beginnt**

Es war Montag, der 22. Januar 1945. Die Uhr zeigte uns die sechste Stunde an. Das Klopfen an der Haustür und die Worte schallen immer noch in meinen Ohren. Es ist noch finster und wegen der Verdunklungsanordnung brennt in der Küche nur ein Hindenburglicht. Alles wirkt unrealistisch - beginnt so der Weltuntergang - ?

Ein Blick durchs Küchenfenster in den Hof lässt Umrisse von Autos erkennen. Dazwischen huschen Menschen rege hin und her. Hier und da leuchtet die Glut einer Zigarette auf. Goldbach ist über Nacht mit deutschem Militär vollgestopft worden.

Mutter gibt mir den Auftrag, den Rodelschlitten aus dem Holzschuppen zu holen. Bangen Schrittes gehe ich über den Hof, als mich ein Soldat anspricht: Junge, was machst du denn noch hier, und er gibt mir ein Stück Schokolade. Bei unseren Nachbarn, der Familie Preiksch, scheint sich das Gleiche abgespielt zu haben. Als ich mit dem Schlitten zurückkomme, stehen Mutter und Frau Preiksch im Flur und beraten wie es nun weiter gehen soll. Sie kommen zu dem Entschluss, erst einmal mit dem Gepäck zum Kleinbahnhof zu gehen, dort wird man weitersehen.

Mutter beginnt, meinen Geschwistern die hohen Schuhe zu schnüren und sie in dicke Winterkleidung zu hüllen. Meine jüngeren Schwestern stellen die Frage: „Wo fahren wir hin?“ Für sie scheint eine Reise zur Tante nach Tapiau anzustehen. Wie soll man auch mit 5 Jahren all dies verstehen. Es ist auch gut so. Mein Bruder will sich nicht mehr von seinem kleinen Holzdeckel trennen, einem Geschenk der letzten Weihnacht in Goldbach.

Draußen dämmt der neue Tag. Goldbach liegt unter einer tiefen Schneedecke. Es ist bitterkalt. Gegen acht Uhr verlassen wir die warme Wohnung in Richtung Kleinbahnhof. Ich glaube zu erkennen, dass Mutter nun auch nicht mehr innehalten kann. Ihre Augen werden feucht. Sie geht noch einmal zurück in die so vertraute Wohnung. Will sie die Tränen vor uns verbergen? Sie verstaut noch schnell einige Fotos von der Kommode in ihre Handtasche. Auch ich glaube zu ersticken, so sehr drückt es im Hals.

Langsam stampfen wir mit unserem Handgepäck, den Rodelschlitten mit dem Wäschekorb hinter uns herziehend, durch den hohen Schnee zum Bahnhof. Mein Bruder Lothar zieht seinen Holzdeckel hinter sich her.

Wir werden von mit Planen bespannten Leiterwagen, welche in Richtung Tapiau fahren, überholt. Am Kleinbahnhof angekommen stehen dort schon einige Goldbacher Bürger mit ihrem Handgepäck. Ohne viel Worte zu wechseln stellen wir uns dazu und harren der Dinge, die da kommen sollen. Der gummibereifte Wagen der Familie Wadehn fährt am Bahnhof vorbei. Ich erkenne meinen Spielkameraden Bodo - wir winken uns zu.

Die Stunden vorgehen, außer den verschiedensten Menschengruppen, welche in Richtung Tapiau an uns vorbeiziehen, tut sich nichts. Ich zähle die Schneehauben auf den Zaunpfählen. Schau rauf zum Kirchberg am Heldendenkmal vorbei. Wie oft sind wir dort mit dem Schlitten heruntergerodelt. Ich beginne zu träumen von all den schönen Dingen, wie es noch vor Monaten war, als mich ein Dröhnen wie Gewitterrollen in der Ferne aufschrecken lässt.

Es ist Nachmittag geworden und immer noch keine Kleinbahn zu sehen, die uns nach Tapiau bringen soll. Es gehen Gerüchte herum. Von Tapiau könne kein Zug mehr kommen, da die Gleise von einer Bombe getroffen sein sollen. Am späten Nachmittag - es fängt schon an dunkel zu werden - kommt mein Onkel „Fritz Hilbrecht“ entlang der Gleise. Mit einer Spitzhacke bricht er die Tür vom Bahnhäuschen auf und versucht, telefonisch mit dem Bahnhof Tapiau Verbindung aufzunehmen. Vergebens - kein Ergebnis, das hoffen ließe.

Es ist Abend geworden und man hat ganz vergessen, dass man nun schon 12 Stunden in eisiger Kälte am Bahnhof auf eine Transportmöglichkeit wartet. Mutter und Frau Preiksch haben beschlossen, die jüngeren Geschwister in die Wohnung zum Aufwärmen und Schlafen zu bringen. Im Wechsel mit der ältesten Tochter der Familie Preiksch bewachen wir unser Gepäck. Gegen 23.00 Uhr werde ich zum Ausruhen in unsere Wohnung geschickt. Welch ein Durcheinander finde ich dort vor - Soldaten und Volkssturmmänner in allen Räumen. Auf dem Herd steht ein Kessel, in dem Schweinefleisch gekocht wird. Mutter, die so ordnungsliebend ist, kann es nicht fassen, die Tränen stehen ihr in den Augen. Von den Soldaten hört man, die Russen rücken bereits gegen die Deime-Linie vor. Ich erinnere mich an den Sommer 1944, als dort an der Deime auf den Höhen tiefe Panzergräben ausgehoben wurden und stelle mir vor, dass es dort dann kein Weiterkommen für die russischen Panzer mehr geben könne, kindlich naive Vorstellungen.

Nach etwas Schlaf in unserer Wohnung werde ich gegen ein Uhr nachts von Mutter geweckt. Erregt ruft sie mir zu: „Schnell zum Bahnhof!“ Mutter hat dort einen LKW der deutschen Wehrmacht angehalten, mit dem wir Goldbach verlassen sollen. Dort angekommen ist der LKW schon fast überfüllt von Menschen. Es gelingt uns, noch ein Plätzchen auf der Ladefläche zu erhaschen. Schweren Herzens und doch froh darüber, eine Fahrgelegenheit bekommen zu haben, verschwindet Goldbach in der Nacht hinter uns. Wie gut, dass man

all die vertrauten Häuser nicht mehr zu Gesicht bekommt, es würde im Augenblick unerträglich sein. Langsam hoppelt der LKW durch die Nacht. Es fängt an zu dämmern, als wir Häuser und Ruinen erkennen können. Wir haben Königsberg erreicht. Der Kalender zeigt den 23. Januar 1945 an.

Königsberg ist überfüllt mit Flüchtlingen. In den Straßen Militärfahrzeuge und immer wieder rollen voll bepackte Leiterwagen an uns vorbei. Ein Hin und Her - aber kein Durcheinander. Alles scheint gemächlich seinen Weg zu gehen. Unser Ziel ist der Hauptbahnhof von Königsberg. Wir ergreifen unser Handgepäck und setzen uns in Bewegung. Im Strom vieler hundert Flüchtlinge erreichen wir den Königsberger Hauptbahnhof, wo sich schon tausende von Menschen stauen. Und immer noch kommen aus allen Richtungen neue dazu. Der Weg nach Westen, so hört man, sei versperrt, nur nach Pillau sei die Straße noch frei. Wie soll das noch enden?

Im Bahnhof rollen Züge aus Westen kommend ein – keine Züge, die uns raus bringen könnten -, sondern Züge, die schon mit Flüchtlingen beladen zurückkommen, da es kein Durchkommen in Richtung Westen mehr gibt. Dies hatte zur Folge, dass sich ein Strom von Wagen in Richtung Pillau in Marsch setzte.

In der Hoffnung, doch noch einen Zug zu bekommen, gehen wir in den Bahnhof. Unbeschreiblich, welche Masse von Menschen sich hier aufhalten. Es ist erstaunlich, welche Ruhe und Ordnung trotz der angestauten Angst hier herrscht. Im Luftschutzkeller des Hauptbahnhofs finden wir ein Plätzchen zum Ausruhen. Rotkreuz-Schwester betreuen Kranke und verteilen belegte Brote. Und immer wieder strömen weitere Menschen hinzu. Man versucht zu erfahren, wie es weitergehen soll, aber aus all den Gerüchten das Richtige herauszufinden, ist unmöglich. Man glaubt und klammert sich nur an das, was die Rettung sein könnte.

Bei all diesem Treiben hat man gar nicht gemerkt, dass bereits ein weiterer Tag und eine Nacht vergangen sind. Unerträglich und Ekel erregend wird langsam die Luft hier unten. Die sanitären Anlagen sind verstopft und aufgestellte Eimer laufen über. Für wenige Minuten kommt bei unserer Mutter Freude auf, als sie ihren Vater, unseren Opa Mombrei trifft. Er ist zusammen mit seiner Tochter Erna - unserer Tante aus Tapiaw - hier in Königsberg angekommen. Aber die Freude hält nicht lange an, da Mutter von ihrem Vater erfährt, dass Tante Erna - ihre Schwester - bei all diesem Durcheinander soeben ein Kind geboren hat. Für uns Kinder zur damaligen Zeit keine Besonderheit. Heute erst kann ich nachvollziehen, was das damals auf der Flucht bei 25 Grad Kälte, keine Bleibe - und nur noch das, was man am Körper hatte - für Mutter und Kind bedeutete. Der Säugling hat es nicht überlebt. Noch 8 Tage haben wir zusammen mit vielen tausenden von Menschen im Hauptbahnhof auf einen Zug gewartet - alles Warten war vergebens.



Es muss um den 31. Januar 1945 gewesen sein, als wir von deutschen Ordnungsbehörden in Königsberg-Unterhaberberg eine Wohnung zugewiesen bekamen. Die Eigentümer haben schon vor drei Wochen, wie wir erfahren, Königsberg in Richtung Westen verlassen. Für uns ein unbeschreiblich gutes Gefühl, nach zwei Wochen aus all dem Gewühl herauszukommen, nach zwei Wochen in einer warmen Stube, umgeben von Möbeln statt tausenden von Menschen.

Wie neugeboren fühlen wir uns nach einem wohlduftenden Bad. Endlich die verschwitzten Kleider, die wir nun schon fast zwei Wochen nicht wechseln konnten, vom Leib abzustreifen. Welch himmlische Ruhe umgibt uns hier. Mutter richtet die Betten und bringt meine jüngeren Geschwister zum Schlafen. Während Mutter die verschmutzte Bekleidung säubert, erhalte ich den Auftrag, unsere Habe wieder zu ordnen und das verbliebene Handgepäck im Flur griffbereit abzustellen. Während meine Geschwister wie die Engel im Tiefschlaf daliegen, sitzen Mutter und ich noch in einem Zimmer und fragen uns, wie es wohl weitergehen könnte.

Trotz aller Ruhe und Gemütlichkeit verspüre ich in mir ein Unbehagen. Ich glaube auch bei Mutter eine Unruhe zu bemerken. Man ist plötzlich alleine und hat keine Menschen mehr um sich herum. Ist doch alles fremd um uns. Es ist die Angst in uns, den Anschluss beim Weitemarsch zu verpassen.

Mutter verlässt für eine Zeit die Wohnung, um zu der Familie Preiksch zu gehen, welche nur wenige Häuser weiter von uns auch Quartier bezogen hat. Ich schaue zur Uhr und stelle fest, dass es schon später Abend ist. Mutter kommt zurück und auch ich lege mich auf eine Liege, die in einem Nebenzimmer steht, zum Schlafen hin. Mutter liegt im Wohnzimmer auf dem Sofa mit einer Decke zugedeckt. So verbringen wir die erste Nacht in diesem uns fremden Quartier.

Am Nachmittag mache ich einen kleinen Erkundungsmarsch durch Unterhaberberg. Bei herrlichem Sonnenschein stampfe ich durch den hohen Schnee und stehe dann plötzlich an einer hafenhähnlichen Einrichtung. Später habe ich dann erfahren es war der Pregel. Die Straßen zeigen nichts mehr von den Massen, mit denen sie noch vor einer Woche belebt waren. Alles scheint wieder seinen normalen Gang zu gehen. Mutter hat irgendwo her ein gutes Stück Pferdefleisch ergattert, und es gibt am Abend ein kräftiges Gulasch. Die folgende Nacht holt uns in die Wirklichkeit zurück, als die Sirenen aufheulen und einen Fliegerangriff ankündigen. Die Nachbarn im Haus holen uns runter in den Keller. Schon hören wir das Dröhnen von Flugzeugen und wenig später das Krachen der einschlagenden Bomben. Eine muss ganz in der Nähe eingeschlagen sein, da uns der Kalk von der Decke auf den Kopf rieselte. Es wird Entwarnung gegeben, aber schon wenige Stunden später hocken wir ein zweites Mal in dieser Nacht im

Keller. Am folgenden Morgen sehen wir die Schäden, welche die feindlichen Flugzeuge angerichtet haben. Ein etwas weiterer Tagesausflug an diesem Tag lässt mich erschauern. Zum ersten Mal sehe ich die Trümmerlandschaft von Königsberg. Nicht nur die Schäden der letzten Nacht, sondern auch die endlosen Ruinenfelder der Luftangriffe auf Königsberg aus der Zeit als wir noch in Goldbach waren. Ich sehe in diesen Tagen die ersten toten Menschen in meinem noch so jungen Leben. Grausam gespenstische Bilder, die ich da zu sehen bekomme.

Nun wurden auch die Tage unruhiger. Hin und wieder hörte man in der Ferne das Bellen der Pak und auch das Rattern von MG's war hörbar. Vereinzelt schlugen Artilleriegeschosse ein. In diesen Tagen erfahren wir, dass Königsberg seit dem 30. Januar eingeschlossen ist. Dieses hat zur Folge, dass Mutter eine Behörde aufsucht, um zu erfahren, wie wir aus Königsberg herauskommen können. Uns wird mitgeteilt, dass wir noch in der gleichen Nacht mit Schleppkähnen über den Seekanal Königsberg verlassen werden.

In den frühen Morgenstunden, es mag 4 Uhr gewesen sein, werden wir mit LKWs zum Hafen gebracht. Hier werden wir auf Kähnen, die im Hafen liegen, wie Vieh verladen. Bei den Menschenmassen, die auf den Kähnen Platz finden, muss man sich wundern, dass sie nicht untergehen. Ein Umfallen ist nicht möglich, so eng stehen die Menschen nebeneinander. Dann verspüren wir einen Ruck. Ein Schlepper hat uns und noch 3 weitere Kähne in Schlepp genommen. Wir verlassen den Königsberger Hafen in Richtung Seekanal. Die starken Eisschollen bersten an den Bordwänden.

Plötzlich - im Morgengrauen werden wir von russischen Jagdflugzeugen angegriffen. Menschen fangen an zu schreien. Meine Geschwister klammern sich an Mutter und fangen an zu weinen. Ich verspüre Angst und möchte nach oben an Deck, aber Männer an den Luken verhindern dieses. Einige Geschosse durchschlagen mit einem Knall die Bordwand. Man bangt um sein Leben. Familien schließen sich wie ein Knäuel zusammen. Wenn schon ein Treffer, wollen alle zusammen sterben. Dann tritt Ruhe ein, man hört nur noch das Krachen der Eisschollen an den Bordwänden. Von oben durch die Luken dringt Tageslicht unter Deck und man verspürt, noch einmal davongekommen zu sein.

So erreichen wir am späten Vormittag das Fischerdörfchen Peyse. Hier müssen wir die Kähne verlassen und werden in großen Lagerhallen (Silos) untergebracht. Die Familie Preiksch, mit der wir die Fahrt bis Königsberg überstanden hatten, haben wir in dieser Nacht in Königsberg verloren. Zusammen mit Frau Wormuth und den drei Söhnen, sowie den Kindern von Frau Dombroski suchen wir uns in einem Winkel auf Stroh ein Lager. Es dauert keine halbe Stunde und die Halle ist mit einigen hundert Menschen gefüllt und immer noch mehr drängen hinein. Es ist bitterkalt, dazu kommt eine Luftfeuchtigkeit vom Atem der vielen Menschen. Hunger und Durst kommen auf. Hunger, Durst, Kälte - keine Möglich-

keit, seine Notdurft zu verrichten. Dazu die Ungewissheit, wie es weitergehen soll, verbunden mit der Angst um sein Leben und von den Russen überrollt zu werden, bringt einen dem Wahnsinn nahe.

Am späten Nachmittag werden zwei Kanonenöfen in der Halle aufgestellt. Es beginnen Machtkämpfe um einen Platz in der Nähe der Öfen. Erst die Meldung, dass Graupensuppe verteilt wird, schafft Platz am Ofen. Diese Gelegenheit nutze ich mit meinen Geschwistern, uns am Ofen zu wärmen. Wie wohltuend verspüren wir die Wärme! Mutter versucht in der Zwischenzeit, etwas von der Graupensuppe zu bekommen. Aber erst einmal muss sie ein Gefäß finden, um Suppe fassen zu können. Auf einem Gerümpelhaufen findet sie eine Blechkaffeekanne, die aber erst einmal einer Reinigung unterzogen werden muss. Die Kanne hatte jemandem als Toilette gedient. Mit Schneewasser und Eisschollen erfolgt auf die Schnelle eine Reinigung. Nur derjenige, der weiß, was Hunger ist, kann verstehen, dass die Graupensuppe aus diesem Geschirr für uns ein Festessen war. Am späten Abend werden von Volkssturmmännern einige Kübel heißer Früchtetee ausgeteilt.

So bereiten wir uns auf die erste Nacht in diesen Silos vor. Das Stroh wird etwas aufgelockert und das bisschen verbliebene Handgepäck als Kopfkissen zurechtgelegt. So hat man seine letzte Habe am besten unter Kontrolle. Übermüdet schlafen wir ein. Aber schon nach wenigen Stunden wird die Kälte unerträglich. Überall werden von den Menschen Bewegungsübungen durchgeführt, um den Kreislauf wieder in Schwung zu bringen. Mutter versucht am Kanonenofen ein Plätzchen für meine Geschwister zu bekommen, was ihr auch gelingt. Nach einem kurzen Aufwärmen wird Platz gemacht für andere. So vergeht die Nacht und man ist gespannt, was der neue Tag bringen wird. Außer warten auf irgend Etwas und Graupensuppe tut sich nichts was unsere Lage verbessern könnte. So vergeht ein Tag nach dem anderen.

Dann erfahren wir, die deutsche Wehrmacht hätte den Russen an einigen Stellen wieder zurückgeworfen. Dieses bringt uns aber keine Erleichterung. Es hat zur Folge, dass weitere Flüchtlinge im Lager untergebracht werden müssen. Heute frage ich mich immer wieder, mit welcher Gelassenheit und Disziplin die Menschen all diese Strapazen hingenommen haben. So verging etwa eine Woche, bis wir aufgerufen wurden, als kinderreiche Familie mit einem Schiff Peyse zu verlassen.

Wir ergriffen unser Handgepäck, um mit Fahrzeugen der Wehrmacht zum Hafen gebracht zu werden. Dazu kam es aber nicht, weil mein Bruder Lothar verschwunden war. Alle Suchaktionen nach meinem Bruder blieben erfolglos, was zur Folge hatte, dass Mutter mit uns nicht zur Einschiffung fuhr. Nachdem wir wieder zusammen mit Frau Wormuth und den Kindern den alten Lagerplatz in der Halle (Silo) belegt hatten, begann erneut die Suche nach meinem Bruder.

Gegen Abend, es war schon fast dunkel, tauchte wie aus heiterem Himmel mein Bruder auf. Das Schiff hatte zwischenzeitlich den Hafen verlassen und ist noch am gleichen Abend versenkt worden. So sind wir durch die Abwesenheit meines Bruders Lothar dieser Schiffskatastrophe entgangen.

Mit zwiespältigen Gedanken warteten wir auf einen neuen Aufruf eingeschifft zu werden. Dieser erfolgte schon 2 Tage später. Kinderreiche Familien, zu denen wir auch zählten, wurden auf Lastwagen verladen und zum Hafen gefahren. Hier wartete das mittelgroße Transportschiff „Anni Ahrend“ auf Flüchtlinge. Schnell füllte sich der untere Laderaum mit Menschen, die sich auf dem vorhandenen Stroh einen Lagerplatz richteten. An verschiedenen Stellen waren Eimer und Tonnen für die Notdurft und später für die Seekranken aufgestellt.

Am frühen Nachmittag legte das Schiff ab. Bei leicht diesigem Wetter und ruhigem Fahrwasser tuckerte das Schiff Richtung Ostsee, die wir nach ca. einer guten Stunde erreichten. Hier erwischte auch mich die Seekrankheit und speiübel suchte ich meinen Lagerplatz auf. Unter Deck lag alles lang und kämpfte mit der Seekrankheit, so dass sich die aufgestellten Eimer und Tonnen langsam füllten. Ein undefinierbarer saurer Geruch schwebte durch den Raum und regte die Übelkeit weiter an. Ein Zeitgefühl hatte man schon nicht mehr. Die Übelkeit und die monotonen Geräusche der Maschinen ließen eine Gleichgültigkeit aufkommen, als hätte man mit dem Leben schon abgeschlossen.

Dieser Zustand auf See dauerte nun schon zwei Tage an, als wir durch einen Fliegerangriff wieder zum Leben erweckt wurden. Ein sowjetisches Jagdflugzeug griff unser Schiff mit Bordwaffen an. Ein schweres MG an Deck stellte sich dem entgegen und das Jagdflugzeug drehte ab.

Ein neues Gerücht an Bord sorgte für Unruhe unter den Flüchtlingen. Durch Maschinenschaden sei das Schiff manövrierunfähig und treibe ziellos auf See. Kinderreiche Familien würden noch heute auf kleinere Schiffe umgeladen. Dieses geschah dann auch. Ein Minensuchboot der deutschen Kriegsmarine legte längsseits an und wir wurden über Strickleitern und einer Ausschiebeleiter umgeladen. Mit diesem Minensuchboot erreichten wir den Hafen von Swinemünde, wo wir für die Nacht Quartier in der Kirche fanden.

Als herausragendes Ereignis in dieser Kirche möchte ich hier Folgendes ansprechen: „Nach ca. vier Wochen Trennung der Kinder Drombowski von ihrer Mutter, die am 20. Januar 1945 ins Krankenhaus kam, trafen sich hier Mutter und Kinder wieder.“

Am Morgen des folgenden Tages hatten wir das Glück, mit einem gemischten Zug (Personen und Güterwagen) Swinemünde in Richtung Westen zu verlassen. Diese Fahrt mit dem Zug, die sich über fünf Tage erstreckte, war alles andere als eine erfreuliche Reise. Vier Tage und Nächte in einem Güterwagen bei 18

Grad Kälte, keine Toiletten und nichts zum Essen. Die Leistungsgrenze eines Jeden war erreicht, die nächste Stufe wäre der Wahnsinn gewesen.

Ende Februar Anfang März 1945 erreichten wir auf unserer Flucht den kleinen Ort Ekern im Ammerland bei Bad Zwischenahn. Wir, das waren unsere Mutter Anna Schlisio, geb. Mombrei im Alter von 33 Jahren mit ihren Kindern Harry 10 Jahre, Lothar 6 Jahre, Resi 5 Jahre und Gretel 4 Jahre.

Bauern mit ihren Pferdegespannen holten uns vom Bahnhof in Bad Zwischenahn ab und brachten uns in die Schule Burgfelde/ Ekern. Hier wurden wir auf einheimische Familien verteilt, die Zimmer für die Flüchtlinge bereitstellen mussten. Erfreut waren die einheimischen Bürger nicht darüber, Fremde aufnehmen zu müssen. Für uns Flüchtlinge war es eine Erlösung, nach all den langen Wochen im Dreck ohne eine Bleibe und der ständigen Angst, endlich ein Dach über dem Kopf gefunden zu haben. Heute noch spüre ich das wohltuende erste Bad nach all den Katzenwäschen im Schnee.

Es blieb nur die Frage offen, ob dieses eine Übergangslösung sein sollte, oder ein neuer Lebensabschnitt eingeleitet wurde.

Mitte April war die Front bereits bis zum Küstenkanal vorgedrungen und der Geschützdonner hier deutlich zu hören. Die durchsickernden Berichte, dass der Durchlauf der Front in den Dörfern verheerende Folgen hinterlassen hatte, veranlasste unsere Dorfbewohner aus Angst um das eigene Leben, an Stellen die Schutz versprochen, insbesondere aber im Moor, einfache Schutzunterkünfte anzulegen.

Wir als Fremde im Dorf hatten nicht die Möglichkeit im Moor Schutzunterkünfte anzulegen und verblieben im Dorf, das immer wieder von Tieffliegern angegriffen wurde. Auf Anraten eines deutschen Soldaten suchten wir den Erdbunker im Garten hinter dem Haus auf. Artillerieeinschläge in größerer Zahl trafen das Wohnhaus und die Stallungen. So hatten wir zur rechten Zeit das Haus verlassen und Schutz im Erdbunker gefunden, der für die nächsten 12 Tage unsere Bleibe wurde. Der deutsche Soldat tauchte in einer Feuerpause nochmals auf und brachte uns 1 Eimer Trinkwasser, 1 geräucherten Schinken und 1 Korb mit ca. 50 rohen Hühnereiern. Hiervon lebten wir in den folgenden 12 Tagen in unserer Behausung.

Während dieser Zeit wurde erbittert um den Ort Ekern gekämpft. Bomben- und Granateinschläge pflügten rund um unseren Erdbunker alles um. Das Wohnhaus und die Stallungen, in dem wir untergekommen waren, wurde ein Opfer der Flammen.

In den letzten Apriltagen rollten feindliche Panzer langsam in unseren Ort ein. Die gesprengten Auebrücken hatten die Kanadier schnell durch Pionierbrücken

ersetzt und so über diese Notbrücken das Nachrücken der Kanadier ermöglicht. Die deutschen Truppen zogen sich, immer noch kämpfend, von Burgfelde über den Esch und über Specken nach Zwischenahn zurück.

Damit war der Krieg für uns vorbei. Wir hatten die Tage schwerster Luftangriffe und Artilleriefeuer überlebt, eine himmlische Ruhe war eingetreten. Wir wagten es, den Erdbunker zu verlassen und uns eine neue Bleibe zu suchen. Hierbei wurde uns von den Kanadiern in einem alten Bauernhaus ein Quartier zugewiesen.

Nach und nach kehrten die Bewohner des Dorfes aus ihren Schutzunterkünften im Moor zurück. In der Not wuchs die Dorfgemeinschaft wieder langsam zusammen, wobei anfangs wir als Flüchtlinge immer noch die Fremden waren. Erst als sich das Leben nach Monaten wieder normalisierte, begann langsam das gemeinsame Nebeneinander.

Unsere Heimat Ostpreußen hatten wir verloren, unser Leben gerettet. Wir Goldbacher mussten nun Eckerker werden.

Unmittelbar nach dem Einmarsch der fremden Truppen wurden alle Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen freigestellt bzw. freigelassen. Ein Teil davon bereiteten auf dem Lande oftmals große Sorgen, da sie die Deutschen nun als Freiwild sahen und daher plündernd durch die Dörfer zogen. Ein Teil wiederum, insbesondere die, die lange auf den Bauernhöfen gearbeitet hatten, erwiesen sich auch in diesen schrecklichen Tagen als treue Helfer. Nachdem von der Militärregierung das Plündern strengstens untersagt wurde, kehrte allmählich Ruhe ein.

Nach der Kapitulation standen wir unter der Verwaltung der britischen Militärregierung. Als Erstes wurden alle nationalsozialistischen Organisationen verboten und das Singen von Naziliedern untersagt. Des Weiteren wurde eine Sperrzeit verhängt. Danach mussten alle Menschen anfangs um 18 Uhr, dann um 20 Uhr und eine lange Zeit um 22 Uhr zu Hause sein. Wer nach dieser Zeit auf der Straße angetroffen wurde, kam 6 Wochen nach Vechta ins Gefängnis. Danach folgte eine große Entnazifizierungswelle, in der auch Verhaftungen erfolgten. Davon waren auch alle Funktionsträger der NSDAP aus unserem Ort betroffen. Aber schon bald leitete die Militärregierung die „Demokratisierung von unten“ ein. Es wurde ein Bürgermeister sowie ein so genannter Vertrauensausschuss von unbelasteten Bürgern berufen.

Nach dem Zusammenbruch brach auch noch die ohnehin schon spärliche Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln fast völlig zusammen. Die Besatzungsmächte zeigten aber dankenswert Einsicht und führten 50% des Brotgetreides für das tägliche Brot ein. Sie empfahl der Bevölkerung aber, jeden möglichen Quadratmeter geeigneten Bodens für die Erzeugung von Nahrungs-

mitteln zu nutzen. Man sah deshalb bei jedem Wohngrundstück Gemüseärten. Jeder Placken, und war er noch so klein, war in Nutzung. Die Wegränder und Grabenkanten wurden damals intensiv genutzt. Man sah dort Leute am Grasmähen für die Kleintierhaltung oder Heu machen, auch sah man Ziegen und Schafe dort angesteckt grasen. Die Kleintierhaltung hatte nämlich bei den Leuten, die keine Landwirtschaft hatten, und natürlich auch bei den Heimatvertriebenen goldenen Boden, und dafür wurde Futter gebraucht. Überall sah man Hühner, Enten, Gänse und Puten laufen sowie Kaninchenställe stehen. Ja sogar die Brennessel in der freien Natur suchte man, um damit Schweine zu füttern. Die im Dorf befindlichen Äcker mit Baumschulkulturen mussten auf Anordnung der Militärregierung geräumt werden, um diese mit Gemüse bestellen zu können. So gelang es, die Ernährungslage ein wenig erträglicher zu gestalten.

Die Lebensmittel waren nach wie vor rationiert, so gab es z.B. 1947 in der 109. Zuteilungsperiode vom 8. Dez. bis zum 8. Jan. 175 Gramm Fett, 400 Gramm Fleisch (Knochen wurden zur Hälfte bez. zu 1/3 mit gewogen), 20 Pfd. Brot, 2,5 Pfd. Nahrungsmittel, 16 Pfd. Kartoffeln, 1 Pfd. Zucker, 125 Gramm Kaffee-Ersatz, 1 Ei, 1/2 Pfd. Magerkäse, 1/2 Liter Magermilch, 50 Gramm Fisch und zu Weihnachten eine Sonderzuteilung von 50 Gramm Eipulver. Bei dieser Ration waren die Menschen hier schon froh, etwas selbst erzeugen zu können. Sie ließen sich dafür so manches einfallen. Das Obst in den Gärten, die Naturfrüchte wie Bickbeeren, Kronsbeeren, Brombeeren, Fliederbeeren, Pilze, ja alles was die Natur an Essbarem zu bieten hatte, wurde restlos verwertet.

Ebenso schlecht war die Versorgung mit Heizmaterial. Steinkohle, Briketts und Koks konnte man so gut wie nicht kaufen. Die heimischen Brennstoffe Torf und Holz waren daher für unsere Bevölkerung die Wärmespender.

In dieser Zeit, so etwa ab 1946, regte sich in der Jugend der Wunsch nach all den Entbehrungen und schrecklichen Erlebnissen nun auch mal miteinander fröhlich zu sein. Lene und Heinrich Harms „Gläschen Leen un Hein“ stellten ihre Diele zur Verfügung, Musiker fanden sich schnell im Dorf, und so entstand nach dem Kriege am Sonntagnachmittag das erste Tanzvergnügen der Jugend. Es sprach sich schnell herum „Sonntag is bie Glöscher Holschenball“, und es kamen immer mehr junge Leute um sich ein wenig zu vergnügen. Bald darauf bot Heinrich Krüger jeden Sonntag von 16 bis 22 Uhr Tanzveranstaltungen an. Die Folge war, dass der „Holschenball“ damit sein Ende fand.

Alkoholische Getränke gab es damals auf diesen Veranstaltungen nicht, und daher brachten die Leute sich vielfach ihren selbst gebrannten Rübenschluck mit. Diesen durften sie natürlich nicht im Lokal trinken, daher wurden die Flaschen draußen irgendwo versteckt. Von Zeit zu Zeit ging es dann nach draußen, um einen kleinen Schluck zu nehmen, und die ganz „Tüchtigen“ tranken gleich daumenbreit aus der Flasche. Ja, auch diese Zeit ist ein Stück Dorfgeschichte.

Am 19. Juni 1948 wurde die Währungsreform verkündet, am folgenden Tag wurde die erste Rate des Kopfgeldes von 40.00 DM gegen Vorlage der Kennkarte und der Lebensmittelkarte bei den Lebensmittelkartenstellen ausgezahlt, die zweite Rate von 20.00 DM kam 2 Monate später zur Auszahlung. Die deutsche Währung hieß von nun ab Deutsche Mark. Einen Tag später, am 21. Juni verlor das alte Geld seine Gültigkeit.

Die gestellte Frage ob alles nur eine Übergangslösung sein sollte, oder ein neuer Lebensabschnitt begann, kann ein jeder Betroffene selber beantworten.

Für mich bleibt Ostpreußen unvergessen und immer meine Heimat. In Dankbarkeit und aller Hochachtung widme ich diesen Fluchtbericht meiner Mutter, die im Alter von 33 Jahren, mit 4 Kindern diese Zeit der Angst, Not und Entbehrungen uns immer ein schützender Engel war.

**Harry Schlisio**

**022-1343**



**022-1341**



Geschwister Schlisio 1947 in Ekern.  
Harry, Resi, Lothar und Gretel



Unser schützender Engel. Unsere  
Mutter Anna Schlisio 1946 in Ekern.



## ***Vor 60 Jahren begann der große Treck in Ostpreußen***

Vor 60 Jahren begann der große Treck in Ostpreußen, die Flucht von Millionen Menschen bei eisiger Kälte vor der Sowjetarmee. Zahllose Flüchtlinge wurden von der Front überrollt und ermordet, starben an Hunger und Kälte, ertranken an Bord der torpedierten Schiffe.

Am 13. Januar 1945 begann die große Offensive an der 2. und 3. weißrussischen Front über die Grenzen Ostpreußens. In einer Zeit von nur zwei Wochen drang die Rote Armee bis zum Frischen Haff vor. Der Landweg aus Ostpreußen nach Westen war abgeschnitten. Es blieb nur noch die Rettung über das Meer.

Auf dem zugefrorenen und immer wieder von den Sowjets bombardierten Haff spielten sich schreckliche Szenen ab - oft versanken die Pferdewagen in den durch Bomben gerissenen Eislöchern, bevor sie die rettende Nehrung erreichten. Dieser schmale Landstreifen blieb noch bis März der einzige Landweg nach Westen. Vom Königsberger Hafen, Pillau, aus Danzig, Gotenhafen und anderen Orten der Frischen Nehrung und der Halbinsel Hela gingen die Schiffstransporte nach Westen.

Über die Ostsee wurden vom 23. Januar bis zur deutschen Kapitulation am 8. Mai 1945 etwa zwei Millionen Flüchtlinge und Soldaten evakuiert. Wer lebend aus diesem Hexenkessel herauskam und im Westen landete, hatte das große Los gezogen. 73 Schiffe wurden versenkt - die bekanntesten und tragischsten Fälle sind der Untergang der „Wilhelm Gustloff“ mit mehr als 5000 Menschen (30. Januar - 937 Überlebende), der „General von Steuben“ mit 4000 Verwundeten und Flüchtlingen (10. Februar - 630 Überlebende) und der „Goya“ mit rund 6000 Menschen an Bord (16. April - 180 Überlebende).

Ein erstes Menetekel gab es schon 1944, als die Rote Armee im Oktober einen Grenzstreifen um Goldap besetzte und dann wieder zurückgedrängt wurde. Die grausamen Bilder aus Nemmersdorf bei Goldap, wo die ansässige Zivilbevölkerung und die Flüchtlinge niedergemacht wurden, ließen die kommenden Schrecken ahnen. In Ostpreußen nahm die sowjetische Armee blutige Rache.

Die Provinz Ostpreußen in den Grenzen von 1937 hatte 1944 etwas mehr als 2,6 Millionen Einwohner. Wie viele genau die Flucht geschafft haben, wie viele umgekommen sind oder verschleppt wurden und wie viele in der Heimat zurückblieben, ist nur annähernd zu klären. Etwa 600 000 Deutsche sollen nach der deutschen Kapitulation noch in diesem Gebiet gewesen sein. Als katastrophal erwiesen sich die Durchhalteparolen der Partei, die eine rechtzeitige Flucht als „defätistisch“ verboten hatte.

Das alte Ostpreußen gibt es nicht mehr. Der nördliche Teil einschließlich der Hauptstadt Königsberg wurde im Potsdamer Abkommen der Sowjetunion zugebilligt. Das heutige Gebiet Kaliningrad mit etwa 900 000 Einwohnern war als militärisches Sperrgebiet bis 1991 völlig von der Außenwelt abgeriegelt - die überlebenden Deutschen wurden 1947 ausgesiedelt. Beim Fall von Königsberg am 9. April lebten dort noch etwa 110 000 Menschen - davon waren 1947 bei der Aussiedlung noch rund 25 000 übrig geblieben.

Die ehemaligen Bewohner, die sich seit 1992 an den Pregel aufmachten, fanden kaum noch Spuren von ihrer alten Heimat. Das Land ist weitgehend versteppt. In den Städten wurden die Spuren der deutschen Vergangenheit getilgt.

Aus dem heute polnischen südlichen Ostpreußen wurde nach 1945 der größte Teil der dort verbliebenen Deutschen ausgesiedelt, andere wegen der polnisch-masurischen Sprache ihrer Vorfahren als „zwangsgermanisierte Polen“ betrachtet. Diese Menschen mussten später oft jahrelang um die Ausreisegenehmigung kämpfen. Inzwischen gibt es nur noch vereinzelt Deutsche in unserer Heimat.

## ***Es war ein Land***

Es war ein Land - im Abendbrand  
Garbe an Garbe im Felde stand.  
Hügel auf, Hügel ab, bis zum Hünengrab  
standen die Hocken, brotduftend und hoch,  
und drüber der Storch seine Kreise zog.  
So blau war die See, so weiß der Strand  
und mohnrot der Mond am Wegesrand  
in der warmen Nacht - der Erntenacht.

**Agnes Miegel**



**Wehlauer Heimatbrief**  
**- Die Brücke zur Heimat -**

## Wir gedenken

unserer Toten aus Jahrhunderten, die auf den nun aufgelassenen Friedhöfen unserer Heimat ruhen.



## Wir gedenken

jener, die irgendwo starben und verdarben, in Kämpfen, die ihnen ein Gesetz befahl, dem treu zu sein ihnen Verpflichtung war.

## Wir gedenken

jener, die ohne Schuld grausam in Gaskammern und Konzentrationslagern ermordet wurden.

## Wir gedenken

jener, die an Wegen und Straßen, im Wasser und im Feuer, in Eis und Schnee umkamen, als sie davonziehen mussten.

## Wir gedenken

jener, die in unserer Heimat oder weit im Osten, wohin man sie verschleppte, durch Gewalt, Hunger und Seuchen den Tod fanden.

## Wir gedenken

jener unter uns, die in den vergangenen Jahrzehnten hier im Westen der Erde übergeben wurden.

## Wir wünschen

jenen, die heute in unserer Heimat leben, und jenen, die hier im Westen aufgewachsen sind, dass ihnen erspart bleiben möge, was die Generation unserer Großeltern, Eltern und die unsere erleben mussten.



## Wir treten dafür ein

dass Intoleranz, Hass und Gewalt im Leben des Einzelnen wie im Zusammenleben der Völker keinen Platz mehr finden dürfen.

## ***Das Recht auf Heimat***

Niemand kann entgehen, dass die Verbannung eine schwere Verletzung der Normen des gesellschaftlichen Lebens darstellt, das in offenkundigem Widerspruch zur allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und zum internationalen Recht selbst steht, und die Folgen einer solchen Bestrafung oder Vertreibung erweisen sich als dramatisch auf individueller wie auf sozialer und moralischer Ebene. Der Mensch darf nicht der Grundrechte beraubt werden, in dem Vaterland zu leben und zu atmen, in dem er das Licht der Welt erblickte, in dem er die teuersten Erinnerungen an seine Familie bewahrt, die Gräber seiner Vorfahren und die Tradition, die ihm Lebenskraft und Glück schenken.

**Papst Johannes Paul II. am 11. Mai 1984**



## **Wir waren Wolfskinder!**

Wir, das sind meine Geschwister Rudolf, Irmgard, Waltraud, Ulrich und ich, lebten bis Ende Januar 1945 in Wehlau und hatten eine unbeschwertere Kindheit. Unsere Eltern besaßen ein Sägewerk und betrieben Landwirtschaft. Vieles war im Krieg nicht einfach, doch wir Kinder empfanden diese Zeit weder schlimm noch dramatisch. Regelmäßig gingen wir in Wehlau zur Schule und zu Hause hatten wir genügend Beschäftigung.

Im Januar 1945 kam dann der Befehl Wehlau zu verlassen und die Flucht begann. Mit Pferd und Wagen verließen wir unser Zuhause. Schon in Friedland holte uns die Russische Armee ein. Unser Vater wurde, wie viele andere deutsche Männer auch, von der Familie getrennt und nach Russland verschleppt. Erst 1995 erhielten wir die Nachricht, daß er im Ural verstorben sei.

Von Friedland aus wurden wir mit vielen anderen geflüchteten Familien nach Brakupöhnen bei Gumbinnen in ein Arbeitslager getrieben. Dieses Lager befand sich unter russischer Verwaltung. Hier war das Leben unerträglich. Hunger, Krankheit und Tod rafften täglich viele Menschen dahin.

Wir lebten bis zum Frühjahr 1946 in diesem Lager, dann floh Mutter bei Nacht und Nebel mit uns Kindern mit einem alten Handwagen, auf dem unsere übriggebliebenen Habseligkeiten verladen waren, aus dem Lager. Unser Ziel war Wehlau, unser Zuhause. Mehrere Tage waren wir unterwegs. Unser Ziel erreichten wir mit dem, was wir auf dem Körper trugen, da russische Soldaten uns unterwegs unsere letzten Habseligkeiten nahmen. Wir waren wieder zu Hause und hofften sehr, hier unseren Vater vorzufinden. Dem war aber nicht so. Unser Haus war zerstört und so fanden wir für kurze Zeit eine Bleibe in Paterswalde.

In der dortigen Gärtnerei wurde meine Mutter zur Arbeit eingesetzt. Heimlich brachte sie ein wenig Gemüse mit, gemischt mit Brennesseln ergab es immerhin eine schmackhafte Suppe, die uns am Leben erhielt. Schon bald mussten wir die Wohnung in Paterswalde wieder verlassen und wurden in Wehlau in einer großen Baracke in der Nähe der Alle untergebracht. Arbeiten musste unsere



**111-3300**

Hinten: Mutti und Irmgard Liedtke  
Vorne: Sieglinde, Peterchen und Rudolf

Mutti in der Papierfabrik. Eines Tages kamen Transporte mit russischen Familien, die sich in Wehlau ansiedelten. Sie übernahmen die Tätigkeiten der Deutschen. So entfiel der geringe Lohn, den unsere Mutter für ihre Arbeit erhielt und somit auch das Brot, das man sich dafür kaufen konnte. Das Leben für uns wurde immer schwerer.

Der Winter 1946 in Ostpreußen war hart. Kälte, Schnee, kein Heizmaterial, keine Nahrung! Es war grausam. Unsere Mutti wurde krank. Es gab keine ärztliche Betreuung. Ich weiß nicht wie, aber den schlimmen und harten Winter haben wir überstanden. Im Frühjahr 1947 fuhr unsere Mutti, die sich wieder etwas erholt hatte, mit anderen deutschen Frauen mit dem Güterzug von Wehlau nach Litauen, um für uns Nahrungsmittel zu holen. Meine Schwester Irmgard nahm sie mit. Es dauerte lange bis sie wieder zu uns nach Wehlau zurückkehrten. Unsere Mutter ist in Litauen wiederum sehr krank geworden. Es war der 02.06.1947 als wir unsere Mutti geschwächt und abgemagert mit einem Handwagen, den mein Bruder Rudolf besorgt hatte, vom Wehlauer Bahnhof abholten. Mein Bruder versuchte sofort einen russischen Militärarzt zu holen, der unserer Mutter helfen sollte. Es kam aber keiner, um zu helfen. Sie verstarb noch am selben Tag. Es war ein heißer Tag. Rudolf und ich erfüllten unserer Mutti ihren letzten Wunsch, wir begruben sie neben dem Grab unseres verstorbenen Bruders Peterchen. In einen Strohsack eingehüllt fand sie auf dem alten Friedhof in Wehlau ihre letzte Ruhe. Kleine Sträuße Butterblumen und Gänseblümchen schmückten ihr Grab, ein letztes Dankeschön ihrer Kinder.

Der Tod unserer Mutter hatte für meinen damals 13 Jahre alten Bruder und mich die Folge, daß wir die Verantwortung für unsere jüngeren Geschwister übernehmen und dafür sorgen mussten, dass sie und wir am Leben blieben. Das Kinderheim an der langen Brücke in Wehlau war überfüllt, für uns war kein Platz mehr. Was nun? Abgemagert waren wir alle, aber unser kleiner Bruder Uli bestand nur noch aus Haut und Knochen. Es wurde beschlossen: Rudolf fährt nach Litauen, um Lebensmittel zu erbetteln oder Arbeit bei einem Bauern zu suchen und uns dann nachzuholen.

Rudi fuhr, kehrte aber schon bald zu uns zurück und brachte einen Löschkebeutel voll Brot, Speck und Kartoffeln mit. Die Freude war riesengroß. Ein Festmahl wurde bereitet, das uns aber gar nicht bekam. Aus der Freude wurde Frust und Weh. Wir bekamen alle Bauchschmerzen und Durchfall, kurierten uns mit Kräutern und fuhren mit dem Güterzug von Wehlau nach Litauen. Wie lange die Fahrt dauerte, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls kamen wir in Litauen an. Wir gingen zu dem Bauern, bei dem Rudi gearbeitet hatte. Eine Nacht durften wir bleiben. Am nächsten Tag zogen wir weiter. Rudi blieb bei diesem Bauern, um dort zu arbeiten. Wir vier Geschwister versuchten nun, auch eine Bleibe zu finden. So begann für uns die Zeit der "Wolfskinder".

Wir zogen über das litauische Land. Die größte Sorge war immer, werden uns die Bauern verstehen? Werden sie uns auch etwas zu essen geben? Das Essen war für uns damals das Allerwichtigste! Werden wir auch irgendwo eine Übernachtung bekommen? Täglich waren wir an einem anderen Ort. Nicht alle Litauer waren nett und freundlich zu uns Kindern. Oft wurden wir vom Hof gejagt, auch Hunde wurden auf uns gehetzt. Es hieß dann immer:

Prussukai isch Woketia (Bettler aus Deutschland).

Enttäuscht und traurig zogen wir dann weiter. Es gab aber auch Bauernfamilien, die uns freundlich aufnahmen und bewirteten. Wir durften uns dann richtig mit warmem Wasser und Kernseife waschen, bekamen eine warme Suppe und etwas Proviant für den Weg. Singend und wohl gelaunt zogen wir dann weiter.

Neigte sich die Sonne dem Untergang entgegen, hieß es Nachtquartier suchen. Auf den Höfen der Bauern und in ihren Scheunen waren wir ungebetene Gäste. Unser Nachtlager war in der Regel unter Büschen in Straßengräben aber in der Nähe von Wegen, die wir gerade gingen. Die Nähe der Wege gab uns ein wenig das Gefühl der Sicherheit. Gewärmt haben wir uns, indem wir uns aneinander kuschelten. Wenn ich heute das Gedicht von den "Drei kleinen Spatzen" lese, die sich in ihrem Nest dicht aneinander kuschelten, um sich zu wärmen, dann erinnere ich mich immer wieder an unsere Zeit in Litauen zurück.

Wenn es aber regnete und kühl wurde, versuchten wir auf den abgemähten Feldern im Heu oder in Getreidehocken eine Übernachtungsmöglichkeit zu finden. Wir durften uns aber von den Bauern nicht erwischen lassen. Ich glaube, dann hätte es großen Ärger gegeben. Wie oft wir, ob im Straßengraben oder am Waldesrand unter den Bäumen, oder in den Hocken, von Tieren besucht und vielleicht auch abgeleckt wurden, weiß ich nicht!

Oft hörten wir das Heulen der Füchse und Wölfe. Dann rückten wir noch enger aneinander. Die Müdigkeit und die Gedanken an zu Hause ließen uns dann trotz der Angst einschlafen. Der Schimmer des leuchtenden Mondes und der Sterne gab uns das Gefühl, in der Nacht nicht ganz im Dunkeln zu sein. Mit den ersten Sonnenstrahlen des anbrechenden Tages meldete sich der Hunger und das Bewusstsein, etwas für das leibliche Wohl tun zu müssen. Gewaschen und gebadet wurde in kleinen Teichen. Von Zeit zu Zeit wurden auch unsere Sachen, die wir am Körper trugen, auf diese Art gewaschen, auf der Wiese zum Trocknen ausgelegt und danach wieder angezogen. In der Zwischenzeit sonnten wir uns oder hüpften, so nackt wie wir waren, auf der Wiese herum. Wenn es hieß, wir müssen weiter und die Sachen noch nicht ganz trocken waren, dann mussten die feuchten Sachen am Körper trocknen.

So vergingen Tage und Wochen bis wir uns wieder bei unserem Bruder Rudi einfanden, um über unsere Erlebnisse zu berichten. Bei der Verabschiedung

sagte er zu mir: Der Herbst naht und der Winter ist nicht mehr weit, versuche die Kinder unterzubringen! Wo sollte ich die Kleinen unterbringen? Welcher Bauer belastet seine Familie mit fremden Kindern im Alter von 6, 8, 11 und 12 Jahren? Wir hatten keine Schuhe, keine warme Kleidung. Ich war der Verzweiflung nahe. Ich ärgerte mich damals sehr über meinen Bruder. Wenn wir nicht umkommen wollten, musste aber etwas geschehen. Die angesprochenen Bauern gaben uns zwar zu essen und ein wenig Proviant für den Weg, aber behalten wollte uns keiner. Wir gaben nicht auf. Die Tage vergingen und ein Tag glich dem anderen. Es muss Sonntag, vielleicht sogar Erntefest gewesen sein. Wir saßen am Waldrand in der Nähe eines Weges und verzehrten unser Erbetteltes, als mehrere geschmückte Pferdewagen mit gut gekleideten Leuten an uns vorbeifuhren. Plötzlich hielt eine Pferdekutsche. Der Bauer sagte etwas, was wir aber nicht verstanden. Er zeigte auf meine jüngere Schwester Irmgard und lud sie zum Aufsitzen ein. Begeistert von den Pferden und der Kutsche nahm meine Schwester diese Einladung an. Schnell verschwand sie mit der davon fahrenden Kutsche. Sie rief uns noch etwas zu, was wir aber nicht verstanden. Alles ging so schnell. Ich wusste nicht, wer der Bauer war und wo er hinfuhr. Ich hatte zwar eine Sorge weniger, aber Irmgard verloren wir aus den Augen.

Jetzt musste ich noch für meine kleine Schwester Waltraud, für meinen kleinen Bruder Ulrich und für mich eine Bleibe finden. Da Uli erst 6 Jahre alt war, stand für uns fest, dass ich mit ihm zusammenbleibe. An einem schönen Spätsommertag führte unser Weg an einem hübschen, gut gepflegten Bauernhaus vorbei. Erst trauten wir uns nicht dort anzuklopfen. Zu unserem Erstaunen wurden wir aber sehr herzlich aufgenommen und reichlich bewirtet. Bei der Familie gefiel es uns gut. Die Bauersfrau hatte unsere Waltraud, die 8 Jahre alt war, sofort in ihr Herz geschlossen und fragte sie, ob sie bei ihr bleiben wolle. Wir waren einverstanden und Waltraud blieb bei der Familie. Auch Uli und ich durften eine Nacht in der Scheune im Heu übernachten. Es war ein herrliches Gefühl, ein Dach über dem Kopf, keine Angst zu haben und nicht das Geheul der Wölfe zu hören. Wir kuschelten uns aneinander, sprachen unser Gebet und schliefen fest ein.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück verabschiedeten wir uns von Waltraud. Uli und ich zogen weiter auf der Suche nach einer Bleibe für uns Beide. Doch alle Bemühungen schlugen fehl. Zwei Kinder wollte keiner beherbergen und Uli war zum Arbeiten noch zu klein und zu schwach. Durch das viele Laufen hatte sich Uli die Knöchel aufgeschlagen und die Füße taten ihm weh, er konnte und wollte auch nicht mehr. So suchten wir uns einen geeigneten Weidenbusch in einem Straßengraben und bereiteten uns ein Nachtlager. Ich wies meinen Bruder an, hier sitzen zu bleiben, sich auszuruhen und auf meine Rückkehr zu warten, da ich in der Umgebung etwas zum Essen erbetteln wollte. Müde und hungrig zog ich los. Die Bauernhöfe in Litauen liegen weit auseinander und so



weiß ich nicht, wie lange ich gebraucht habe, um zu unserem Rastplatz zurückzukehren. Ich hatte ein paar Eier und ein paar Stückchen Brot bekommen. Uli mochte es, ein Stückchen Brot in ein aufgeschlagenes Ei zu tauchen und dann zu essen. In der Freude, meinem kleinen Bruder diese Leckerbissen anbieten zu können, beeilte ich mich auf dem Rückweg zum Rastplatz sehr.

Als ich unseren Weidenbusch erreichte, war mein Schreck groß. Uli war nicht mehr da. Wo ist er? Habe ich mich verlaufen? Nein, Spuren zeugten davon, dass wir hier übernachteten wollten. Es wurde bereits dunkel und ich war der Verzweiflung nahe. Ich rief so laut ich konnte, suchte noch alle Bauernhöfe in der Umgebung ab. Er war nicht zu finden.

Zwei oder drei Tage habe ich noch die Umgebung abgesucht, ohne zu wissen wo ich mich befand und in welche Richtung ich hätte gehen sollen. Die Verzweiflung und die Angst um meinen Bruder haben mich krank gemacht. Völlig erschöpft klopfte ich an eine Haustür. Eine Frau öffnete mir. Sie musste meine Lage erkannt haben und nahm mich in ihr Haus. Obwohl wir uns sprachlich nicht verständigen konnten, erzählte ich ihr mein Leid und sie hörte mir aufmerksam zu und war freundlich zu mir. Eine herbeigeholte Frau, die ein paar Brocken Deutsch sprechen konnte, gab mir zu verstehen, dass ich bei dieser Familie bleiben konnte. Sie pflegten mich gesund, trösteten mich über den Verlust meines Bruders und sprachen mir Mut zu. Ich war ihnen für diese Fürsorge dankbar und war froh bei ihnen bleiben zu dürfen.

Der Herbst rückte immer näher, und die Nächte waren schon empfindlich kalt. Die Hoffnung, meinen Bruder zu finden, hatte ich noch nicht aufgegeben. Meine Fragen wurden jedoch immer mit "nein" beantwortet. Es ging das Gerücht um, dass viele Kinder von Wölfen gerissen worden sein. Allein der Gedanke daran, dass meinem Bruder etwas zugestoßen sein könnte, belastete mich sehr.

Bis zum Frühjahr 1948 lebte ich bei dieser Familie in Kaslaruda. Ich lernte Russisch und musste im Haushalt bestimmte Arbeiten übernehmen, wie heizen, Brennmaterial besorgen und Wäsche waschen. Dann verzog die Familie nach Kaunas und nahm mich mit. Die Stadt gefiel mir gut. Die Arbeiten im Haushalt wurden größer und schwerer. Da wir in der Nähe des „Nemanus“ wohnten, musste ich die Wäsche, ob Sommer oder Winter, im Neman waschen und spülen. Eines Tages brach ich dabei in ein Eisloch ein. Dank der Hilfe unserer Schäferhündin Astra konnte ich mich aus dem Eisloch befreien.

Auch die Betreuung des neu geborenen Säuglings musste ich übernehmen. Da es keine Kinderwagen gab, musste ich das Baby stundenlang an frischer Luft tragen. Trotzdem fand ich die Zeit, mich auf den Straßen und Märkten in Kaunas umzusehen. Zu dieser Zeit hielten sich noch viele deutsche Kinder in Kaunas auf, die hier bettelten. Meinen Bruder kannte jedoch keiner, soviel ich auch diese Kinder befragte.

1953 zog meine Familie nach Moskau in ihre alte Heimat zurück. Ich sollte mit ihnen fahren, blieb aber in Kaunas in dem Bewusstsein, hier der Heimat näher zu sein. Im Laufe der Jahre hatte ich viele Freunde gefunden, die mir mit Rat und Tat zur Seite standen. Auch jetzt bot sich ein älterer litauischer Herr an, den ich schon länger kannte, zu ihm zu ziehen und mit seiner Nichte Aldona, die mit mir etwa im gleichen Alter war, zu wohnen. Ich nahm dieses Angebot dankend an.

Eine andere litauische Nachbarin arbeitete als Meisterin in der Pharmazeutischen Fabrik „Sanitas“ in Kaunas. Sie fragte mich, ob ich nicht auch in der Fabrik arbeiten wolle. Ich wurde dem Direktor vorgestellt und musste ihm in Kürze über mein Leben berichten. Eine Schwierigkeit gab es schon noch. Ich hatte keine Papiere, keinen Pass, keine Geburtsurkunde, rein gar nichts, außer einem Stückchen Papier mit den Angaben zu meiner Person. Dieses Papier musste ich in bestimmten Abständen bei den Behörden in Kaunas verlängern lassen. Ich wurde mit dieser Bescheinigung in die Fabrik „Sanitas“ in der Ampullen-Abteilung eingestellt. Der Direktor gab mir die Empfehlung, mir einen Ausweis zu besorgen, wenn ich in dem Betrieb bleiben wollte. Das bedeutete, dass ich die sowjetische Staatsangehörigkeit annehmen musste. So wurde ich Bürgerin der Sowjetunion.



111-1249

Kaunas 1955:  
Sieglinde und Aldona

Die Arbeit in der Fabrik bereitete mir viel Freude. Ich bekam für meine Tätigkeit Lohn. Ich konnte davon leben und wenn ich sparsam war, mir auch ein paar Sachen kaufen. In der Ampullenhalle, in der ich tätig war, habe ich schnell neue Freunde gefunden. Alles Litauerinnen. In Gesprächen mit ihnen wurde mir oft die Frage gestellt, wo denn meine Verwandten wären, Geschwister, Großeltern usw. Ich berichtete ihnen über unser Schicksal. Sie ermutigten mich weiter zu suchen. Da ich in Kaunas keinen Erfolg hatte, schrieb ich an das Rote-Kreuz-Halbmond in Vilnius und in Moskau. Wohin ich auch schrieb, immer bekam ich die Antwort: „Name nicht gemeldet, unbekannt!“ Ich war verzweifelt! Eine litauische Arbeitskollegin hörte davon, dass ich mit der Suche nach meinen Geschwistern keinen Erfolg hatte. Sie gab mir die Adresse vom Suchdienst des Deutschen-Roten-Kreuzes in Hamburg, Blomkamp 1 und sagte: „Versuche es!“ Ich versuchte mein Glück und schrieb nach Hamburg.

Der Sommer verging, der Winter kam und mit ihm das Weihnachtsfest 1954. Der Winter in diesem Jahr war besonders kalt. Klirrender Frost und viel Schnee. Es war Heiligabend. Die Litauer feiern das Weihnachtsfest auch am 24. und 25. Dezember. Der Opa ging in die Kirche zur Messe, Aldona und ich richteten das Weihnachtsfest aus. Wir schmückten das kleine Bäumchen, deckten den Tisch und warteten auf den Opa. Nachdem wir alle am Tisch saßen, aßen und Tee tranken, klopfte es an der Wohnungstür. Ich öffnete die Tür. Ein Postbote stand davor. "Wohnt hier eine Bürgerin Liedke?" fragte er. Ich bestätigte dies und er kam ins Zimmer und übergab mir einen Einschreibebrief aus Hamburg. Wir luden ihn zu einer Tasse Tee ein. Ich sehe diesen Postboten noch heute wie er vor mir stand. Seinen schwarzen langen Mantel, seine Pelzmütze tief ins Gesicht gezogen und die dichten Augenbrauen vom Reif bedeckt. Dieser Brief war schon eine große Weihnachtsbotschaft. Ich zögerte ihn zu öffnen. Was wird er enthalten? Ich öffnete und las die frohe Botschaft. Das Rote Kreuz aus Hamburg teilte mir mit, dass meine Geschwister Rudolf, Waltraud und Ulrich leben und im Kinderheim Kyritz (DDR) wohnen. Meine Großeltern und Tanten leben in der BRD. Das war mein größtes und schönstes Weihnachtsgeschenk, ich weinte vor Glück und Freude. Später bekam ich Post von meinen Angehörigen aus Deutschland. Mein älterer Bruder teilte mir mit, dass Irmgard noch in Litauen sein müsste und ich soll sie suchen. Ja, wo sollte ich sie suchen? Sie war ja nirgendwo polizeilich gemeldet.



**111-1248**

Kinderheim Kyritz 1950:  
Rudolf, Waltraud und Ulrich

Für mich stand jetzt fest, alle Unterlagen für die Ausreise nach Deutschland vorzubereiten. Wie ein riesiger Berg türmten sich die Schwierigkeiten vor mir auf. Durch die Unterstützung meines Bruders Rudolf, der Leitung des Kinderheimes in Kyritz und nicht zuletzt durch die Hilfe vieler netter Menschen aus Kaunas, gelang es mir im März 1956 die Ausreise nach Deutschland zu bekommen. Im Sommer 1955 nutzte ich meinen Urlaub und begann mit der Suche nach meiner Schwester. Täglich fuhr ich mit dem Bus übers Land und befragte in den Dörfern die Bauern. Gemeindevertreter und Pastoren, ob sie ein deutsches Mädchen kennen und ob sie wüssten, wo sie wohnt? Die Antwort war immer nein! Ich war mehr als verzweifelt. Ich konnte mich auch nicht mehr erinnern, wo 1947 der Bauer mit dem Pferdewagen meine Schwester mitnahm. So blieb mir nichts weiter übrig als täglich weiter zu suchen.

Mein Urlaub ging zu Ende und ich hatte nichts erreicht. Ich war müde und wollte aufgeben. Meine Freundinnen und Nachbarn machten mir aber Mut und sagten: "Versuchs noch einmal!" So fuhr ich am nächsten Tag wieder mit dem Bus übers Land und stieg einfach in einem Dorf aus. Meinem Gefühl folgend suchte ich ein paar Bauernhöfe auf und fragte eine alte Bäuerin, ob sie mir etwas zu trinken geben könnte, da es sehr warm war und ich Durst hatte. Mit ihr ins Gespräch gekommen, gab sie mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit einen Tip. Ich suchte diesen Bauernhof auf und fand meine Schwester Irmgard. Wie ich sie dort vorgefunden habe und unter welchen Bedingungen sie dort gelebt hat, kann und möchte ich nicht niederschreiben. Nur eins: Ein Bett hatte sie nicht gehabt. Der Heuboden über den Ställen war ihr Nachtquartier. Es war schwierig sie zu überzeugen, dass ich tatsächlich ihre Schwester wäre. Sie sagte: "Es kann ja gar nicht sein, dass noch alle leben". Ihr wurde erzählt, uns hätten die Wölfe....! Ich zeigte ihr Familienfotos, die ich von unseren Angehörigen aus Deutschland geschickt bekommen hatte und wir fielen uns glücklich in die Arme.

Irmgard nahm ich mit nach Kaunas. Der Bauer wollte sie zwar nicht gehen lassen, und es hat sehr unangenehme Gespräche mit ihm gegeben. Für die vielen Jahre ihrer schweren Arbeit auf dem Bauernhof wurde sie dann mit 10 Eiern, einem Stück Speck und mit der Bemerkung entlohnt: "Sie kann froh sein, dass sie noch lebt". Die anderen Worte möchte ich mir ersparen. In Kaunas fühlte sie sich wohl bei uns. Mit der Verständigung klappte es auch ganz gut. Meine Schwester sprach jetzt Litauisch und ich Russisch, unsere eigentliche Muttersprache hatten wir inzwischen verlernt.

Jetzt begannen die Vorbereitungen für die Ausreise meiner Schwester nach Deutschland. Meine Erfahrungen in diesen Angelegenheiten halfen uns dabei. Im März 1956 war es dann soweit. Ich durfte nach Deutschland ausreisen. Für meine Schwester besorgte ich noch eine Tätigkeit als Küchengehilfin in einem Restaurant in Kaunas. So wusste ich, dass sie warmes Essen bekommen würde und wohnen durfte sie bei Aldona (der Großvater war inzwischen verstorben). 1957 kam auch sie nach Deutschland zurück.

Das Kinderheim "Ernst Thälmann" in Kyritz im Land Brandenburg wurde unsere neue Heimat. Mein Bruder Ulrich lebte noch in diesem Heim und besuchte dort die Schule. Waltraud und Rudi befanden sich in der Berufsausbildung. Unser



111-1247

Kaunas 1956:  
Irmgard und Sieglinde

Wiedersehen war unbeschreiblich schön und ergreifend. Wir hatten uns viel zu erzählen. So erfuhr ich von Uli, warum wir uns in Litauen verloren hatten. Meine Rückkehr von dem Bauern hätte ihm zu lange gedauert und so ist er zu Waltraud zurückgegangen. Beide machten sich auf den Weg, um mich zu suchen, und da sie mich nicht fanden, wollten sie nach Wehlau zurück in der Hoffnung, mich dort zu finden. So kamen sie bis nach Gumbinnen und wurden von einem russischen Offizier in ein Waisenhaus gebracht. Im Oktober 1948 setzte sich dann der Zug in Bewegung, der sie nach Deutschland in das Auffanglager Eggesin brachte. Hier begegneten sie auch meinem Bruder Rudolf. Auch er hatte seinen Bauern verlassen müssen und wurde nach Deutschland gebracht. Von hier aus erfolgte die Verlegung in das Kinderheim Pinnow bei Angermünde und 1949 die Verlegung in das Kinderheim „Ernst Thälmann“ in Kyritz.

Ich war froh wieder bei meinen Geschwistern zu sein. Es war jedoch eine große Umstellung für mich, da ich nur noch wenig Deutsch sprechen konnte. Für mich begann eine schöne, aber auch sehr anstrengende Zeit. Ich bekam vom Heimleiter eine Eingewöhnungszeit und musste mich dann für eine Berufsausbildung entscheiden. Dolmetscher oder Erzieherin. Ich entschied mich für meinen Wunschberuf: Erzieherin. Im Kinderheim lernte ich meinen Mann kennen. Er kommt auch aus Ostpreußen, aus Kalaushöfen im Kreis Samland. Nachdem ich die deutsche Staatsangehörigkeit wieder erlangt hatte, haben wir geheiratet, unsere Familie gegründet und sind nach Oranienburg gezogen.

Nach dem Fall der Mauer war es uns möglich, nach vielen Jahren wieder in unsere alte Heimat zu reisen. Wir flogen von Berlin nach Vilnius. Mit dem Bus ging es dann über Kaunas nach Königsberg. Wir besuchten die Kurische Nehrung und hielten uns an der Memel auf. Die Herrlichkeit der Landschaft, der Dörfer und der Städte habe ich erst auf dieser Fahrt wahrgenommen. 1947 hieß es nur: "Überleben!" Seit 1991 fahren wir fast jährlich nach Ostpreußen, tanken Heimatluft, verweilen an den Stellen, wo meine Mutter und die Mutter meines Mannes beerdigt sind, legen ein paar Blümchen nieder und planen bereits die nächste Fahrt nach Ostpreußen. Ein Teil meiner Geschwister und unsere Kinder schließen sich immer gern unseren Fahrten an.

Vor Ort erinnere ich mich an Dinge, die uns damals passierten. Unsere Kinder hören dann aufmerksam zu. Auch Irmgard hat bereits an einer Reise teilgenommen. 1957 erhielt sie ihre Ausweispapiere und konnte nach Deutschland zurückkehren.

Am Ende meines Berichtes möchte ich nicht versäumen, mich bei den litauischen und russischen Menschen zu bedanken, die sich uns in dieser schweren Zeit angenommen und uns so versorgt haben, dass wir überleben konnten.

**Sieglinde Kenzler, geb: Liedtke**

## ***Von Ostpreußen nach Kyritz***

Wenn ich heute in der Lage bin, einen Erlebnisbericht über Krieg und Vertreibung zu schreiben, dann nur deshalb, weil ich das große Glück und die Kraft hatte, die Schrecken, die Gräueltaten, die Flucht und Vertreibung zu überstehen. Mein Vater, Hermann Kenzler, meine jüngste Schwester Erika und meine Mutter Maria Kenzler, geborene Balzer, hatten nicht dieses Glück, sie haben für die Verbrechen im 2. Weltkrieg, um mit Worten von Antje Vollmer zu sprechen, mit ihrem Leben bezahlt. Wir Überlebenden haben mit unserer Kindheit, mit unserer Jugendzeit, mit unserer Gesundheit, mit dem jahrelangen Schulausfall und mit einem Teil unserer Rente, da Kinderarbeit nicht anerkannt wird, bezahlt. Ich bin trotzdem nicht in der Lage, die Qualen, die Ängste, die Hoffnungen und den Kampf um das Überleben derer zu beschreiben, die diese Kraft und das Glück nicht hatten.

Ich, Heinrich Kenzler, bin am 11. 10. 1934 in Kalaushöfen in Ostpreußen geboren. Als 3. von 9 Kindern war ich der älteste Junge und hatte nach der Einberufung meines Vaters zum Volkssturm Anfang 1944 bereits einige Aufgaben auf unserem Bauernhof zu erfüllen. Seit dieser Zeit hatte der 2. Weltkrieg für mich, einem 9-jährigen Jungen, konkrete Formen angenommen. Unsere Schule in Pobethen wurde Anfang 1944 mit deutschem Militär, Fliegerabwehr-Einheit belegt, und da sie in der Flugschneise der englischen Bomberstaffel lag, bereits bei den ersten Luftangriffen auf Königsberg in Brand geschossen. Die 3. Klasse nicht beendend, war für uns der Schulunterricht erst einmal unterbrochen.



**111-3316** Die Familie Kenzler aus Kalaushöfen.  
Heinrich Kenzler steht rechts neben seinem Großvater.

Im Januar 1945 begann für uns, wie für viele andere Familien, die Flucht. Mit Pferden und Wagen kamen wir bis nach Altkuren. Hier erlebten wir den Frontenwechsel. Meine Mutter fragte daraufhin einen sowjetischen Kommissar, ob wir jetzt nach Hause fahren können und erhielten die Antwort: „Wenn, dann gleich, bevor der Nachschub kommt, denn dann sind alle Straßen verstopft.“ Gesagt, getan, und wir setzten uns in Richtung Kalaushöfen in Marsch. Bis zum Bahnübergang Lixaiden verlief unsere Fahrt relativ problemlos. Hier jedoch begegneten wir zwei sowjetischen Soldaten, die unsere Pferde haben wollten. Da wir alle zu heulen und zu schreien begannen, begnügten sie sich mit einem, und mit dem anderen Pferd konnten wir dann bis Kalaushöfen weiterfahren.

Unser Wohnhaus war durch Kriegseinwirkung völlig zerstört, der Stall und die Scheune waren bis auf die Grundmauern abgebrannt, nur das Wirtschaftsgebäude war noch intakt. Meine Mutter entschloss sich, mit anderen Familien auf einem Nachbarhof unterzukommen, um wenigstens ein Dach über dem Kopf zu haben. Hier erlebten wir als Kinder die ersten Plünderungen, Vergewaltigungen und Rivalitäten unter sowjetischen Soldaten, die nicht selten mit gegenseitigem Beschießen und Erschießen endeten. Um diesen Gewalttaten auf dem einsam gelegenen Bauernhof zu entgehen, zogen wir nach Pobethen in das Molkereigebäude um. Ohne jegliche Unterstützung hatte meine Mutter hier für ihre Kinder zu sorgen.

Meinen jüngsten Bruder Ulrich, im April 1944 geboren, und meine jüngste Schwester Erika ernährte sie mit ihrer Muttermilch. Für uns anderen Geschwister hieß es: „Helfe sich wer kann.“ So begann im Spätsommer 1945 meine Arbeit als Stalljunge im Pferdestall in Pobethen, in den ehemaligen Ställen von Gänserowski.

Meine jüngste Schwester Erika hat die Strapazen des herannahenden Winters nicht überstanden, und wir mussten sie auf dem Friedhof in Pobethen beerdigen. Im Januar 1946 wurden wir auf Beschluss der sowjetischen Militärverwaltung auf Lkw's verladen und nach Aßlacken in den Kreis Wehlau gebracht, um in der Kolchose in Guttschallen zu arbeiten. Meine Mutter war zur Feldarbeit eingesetzt, wo sie sich eine Verletzung zuzog, die zur Blutvergiftung und zu ihrem Tode führte.

Ich selbst habe anfangs als Stalljunge im Stall von Guttschallen gearbeitet und wurde dann als Gespannführer von 2 Ponystuten eingesetzt. Mein Arbeitstag begann in der Regel mit Sonnenaufgang und endete mit Sonnenuntergang. Vom Tode meiner Mutter erfuhr ich, als ich von der Arbeit kam. Sie war bereits auf dem Friedhof in Guttschallen beerdigt. Wir sieben Geschwister waren jetzt auf uns alleine angewiesen. Frau Gromball, eine Nachbarin aus Kalaushöfen, wollte sich um uns kümmern. Sie selbst war

sehr krank, und so mussten wir Kinder sie letztendlich pflegen bis sie in das Krankenhaus nach Wehlau kam. Hier endete jeglicher Kontakt zu ihr.

Im Sommer 1946 erfolgte die Besiedlung des Königsberger Gebietes mit sowjetischen Familien. Für mich und meine 6 Geschwister bedeutete dies, die bewohnten Räume im Gutshaus der Familie Heinrich in Aßlacken zu verlassen und in ein Haus mit Strohdach auf der anderen Straßenseite umzuziehen. Hier kampierten wir ohne Hilfe, ohne Unterstützung, ohne medizinische Betreuung und ohne kontinuierliche Versorgung bis zum Frühjahr 1948.

Überlebt haben wir durch den Verzehr von Brennesseln, Melde, Wildfrüchten, Silagekartoffeln, das Nachgraben von Kartoffeln und Ausräumen von Kartoffelkellern, in denen die Kartoffeln schon monatelang im Wasser lagen. Wenn wir Glück hatten, konnten wir beim Aufreißen der Kartoffelschalen noch Reste von der Kartoffelstärke finden, die dann zum Andicken der Brennesselsuppe verwendet wurde. Erbettelte oder auf Abfallhaufen aufgesammelte Kartoffelschalen waren Bestandteil unseres Speisezettels. Ähren sammeln, vom letzten Dreschen liegen gebliebene Spreuhaufen durchsieben, um an ein paar Körner zu kommen und diese zu mahlen, gehörten zum Alltag meiner Geschwister. Zu den Köstlichkeiten zählten Vogeleier, selbst Storcheneier, Frösche und Vögel aller Art. An größere Tiere war sowieso nicht zu denken. Durch meine Arbeit im Stall und mit den Pferden konnte ich mich selbst versorgen und gelegentlich eine Hosentasche voll Hafer, Kleie und Kartoffeln mit nach Hause bringen. Ein Gehalt habe ich nie bekommen. Entschädigt wurde ich gelegentlich durch ein Stück Brot oder einen Scheffel Mehl.

Da ich nichts anderes kannte, habe ich dieses Leben als Normalität angesehen. Meine Ponys waren natürlich nicht täglich im Einsatz und fielen auch durch Trächtigkeit für längere Zeit aus.

So kam es, dass ich von einem Jungen angesprochen wurde, mit ihm nach Litauen zu fahren. Es hatte sich herumgesprochen, dass man von den litauischen Bauern reichlich Lebensmittel erhalten würde. Ausgerüstet mit ein paar Habseligkeiten für den eigenen Bedarf und ein paar Sachen zum eventuellen Tausch, wie z.B. das Taufkleid meiner jüngsten Schwester, begaben wir uns zu einem nahe gelegenen Bahnhof und warteten stundenlang auf einen Güterzug, der nach Litauen fahren sollte. Ich schlief ein, und der Junge weckte mich als der Zug kam. Wir schlichen uns an den Zug heran und setzten uns, da die Waggons verschlossen waren, jeder auf einen Puffer, d.h. wir ritten auf den Puffern und hielten uns an den runden Scheiben der Puffer fest und das ohne Handschuhe oder jeglichen anderen Schutz.



Irgendwann setzte sich der Zug in Bewegung, und wir fuhren in voller Erwartung und Aufregung los. Solange die Waggons gezogen wurden, entstand zwischen den Puffern ein Spalt, beim Bremsen bewegten sich die Puffer aufeinander zu, und wir mussten schleunigst unsere Finger in Sicherheit bringen, damit sie durch die Puffer nicht zerquetscht wurden. Wir überquerten die Memel und kamen wohlbehalten in Tauroggen an. Der Junge zog seiner Wege, die er sicherlich schon kannte und mir bot er an, einen anderen Weg zu gehen, wo es auch spendable Bauernhöfe gäbe.

So trennten wir uns. Fern von Bekannten, der Sprache nicht mächtig, die kyrillische Schrift konnte ich nicht lesen, ich hatte keine Vorstellung, wo Tauroggen liegt und wie weit ich mich von meinen Geschwistern entfernt hatte. Bis zur 3. Klasse hatte ich noch keinen Erdkundeunterricht, und so kannte ich weder Karte noch Geographie. Beherzt setzte ich meine Beine in Bewegung und habe einen in Sicht kommenden Bauernhof mit klopfendem Herzen aufgesucht. Der Hofhund war an der Kette also keine Gefahr, dann erblickte mich die Bäuerin, und sie empfing mich sehr freundlich. Auch wenn wir kein Wort voneinander verstanden, sie wusste was mein Begehrt war, und sie bewirtete mich reichlich und gab mir Wegzehrung mit. Der Anfang war gemacht, und so verging ein Tag nach dem anderen. Ich suchte mir einen Schlafplatz wo ich gerade war. Mit Erlaubnis der Bauern schlief ich in der Scheune, und wenn ich die Erlaubnis nicht hatte, suchte ich mir einen Heuschober auf irgendeiner Wiese, oder in den noch auf den Feldern stehenden Hocken.

Eine Nacht verbrachte ich in einem sehr verfallenen Schuppen. Ein deutscher Junge hatte sich dort bereits ein Nachtlager eingerichtet. Es war kalt und es regnete, der Junge bot mir einen Teil seiner Decke mit der Bemerkung an: „Ich habe aber Läuse!“ Nun ja, am nächsten Tag hatte ich sie auch, dafür habe ich aber sehr gut geschlafen. Der Junge weihte mich in einige Besonderheiten des Bettelns ein und nannte mir die wichtigsten litauischen Begriffe, die ich für mein Vorhaben brauchte. Langsam füllte sich mein Rucksack mit Brotscheiben und ein wenig Speck. Eine Bäuerin gab mir sogar einen Beutel mit Mehl, in dem ich ein paar Eier verstaute.

Eines Tages erweckte ich die Aufmerksamkeit eines herumstreunenden Hundes, der mich so lange attackierte, bis der Beutel mit dem Mehl und den darin befindlichen Eiern seine Beute wurde. Das Leben ging weiter, und es reifte der Entschluss den Heimweg anzutreten. Ich weiß nicht wie, aber ich bin tatsächlich wieder in Tauroggen angekommen. Je näher ich der Stadt kam, desto größer wurde die Wahrscheinlichkeit deutsche Kinder zu treffen. So stieß ich auf eine Gruppe von vier deutschen Jungen, die im Begriff waren ihre Betteltour zu beenden. Ich schloss mich ihnen an, und so gingen

wir ein Stück des Weges, bis einer der Jungen sagte: „Dort der Bauer ist großzügig, der gibt immer was, wir waren schon bei ihm, aber wenn du mit vollem Rucksack dorthin gehst, gibt er dir nicht viel“. Die Jungs boten mir an, solange auf meinen Rucksack aufzupassen bis ich wieder zurückkäme. Gesagt, getan.

Der Bauer und seine Frau waren wirklich sehr nett. Sie bewirteten mich reichlich und gaben mir großzügig Wegzehrung mit. Freudig ging ich zu den Jungs zurück, aber die waren inzwischen mit meinem Rucksack verschwunden. Ich stand vor einem Nichts, was ich von dem Bauern in meinen Hosentaschen verstaubt hatte war nun mein ganzer Reichtum. Verzweifelt und heulend fand mich eine litauische Frau, sie sprach sehr gut Deutsch und nahm mich in ihre Wohnung mit. Nachdem ich ihr mein Leid geschildert hatte, steckte sie mich in eine Badewanne, gab mir ein paar saubere und passende Bekleidungsstücke und bemutterte mich für einen Tag. Von ihr erhielt ich einen gut gefüllten Militärrucksack, von uns scherzhaft als „Dawei-Beutel“ bezeichnet, eine Wegbeschreibung nach Tilsit und wie ich weiter nach Wehlau komme. Nachdem sie mich ein Stück des Weges begleitet hatte, verabschiedeten wir uns, und ich war und bin dieser Frau auch heute noch dankbar, obwohl ich nicht einmal ihren Namen kenne. Auf dem Weg nach Tilsit habe ich die Möglichkeit genutzt, meine Vorräte aufzufüllen. Ich befand mich gerade auf einem Bauernhof, als ich in der Nähe eine Schießerei beobachten konnte. Ein relativ junger Bauer, der einigermaßen gut Deutsch sprach, erzählte mir, dass sich litauische Partisanen und sowjetisches Militär Feuergefechte liefern, und dass es zwischen den Litauern und den Russen keine sehr guten freundschaftlichen Beziehungen gibt. Ich, ein inzwischen 12-jähriger Junge, und keine drei Jahre Schulausbildung, wurde hier mit Geschichte konfrontiert, die weit über meinen Horizont ging, die mich aber in meinem späteren Leben begleitet hat. Er sprach zu mir wie mit seinesgleichen.

In Tilsit angekommen machte ich auf der Luisenbrücke die Bekanntschaft mit einem sowjetischen Militärposten, der den Verkehr auf der Brücke überwachte. Nachdem wir uns eine Weile freundschaftlich unterhalten hatten, sagte er, er würde ein Auto organisieren, das mich bis nach Guttschallen mitnimmt. Nach dem Motto „bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt“ stoppte er ein Militärfahrzeug, das in Richtung Königsberg fuhr, befahl dem Fahrzeugverantwortlichen, mich mitzunehmen und in Guttschallen abzusetzen.

So war ich bereits Stunden später bei meinen Geschwistern. Die Wiedersehensfreude war groß und die mitgebrachten Lebensmittel, auch wenn die Brotscheiben schon knochenhart und krumm waren, waren Geschenke als würde Weihnachten, Neujahr, Ostern und Pfingsten auf einen Tag fallen.

Die Produkte wurden sehr rationell eingesetzt, so dass wir eine gewisse Zeit davon zehren konnten.

Ich habe dann wieder im Pferdestall gearbeitet und habe eine Stute mit ihrem Fohlen betreut, die noch nicht im Gespann eingesetzt werden konnte. Meine beiden Ponystuten wurden nach der Geburt ihrer Fohlen aus dem Bestand der Arbeitspferde herausgenommen. So führte ich mit diesem Pferd Restarbeiten auf den Feldern aus. Wenn das Fohlen trinken wollte, wurde eine Pause eingelegt. Das Fohlen saugte auf der einen Seite, und auf der anderen Seite habe ich die Stute gemolken und hatte somit eine zusätzliche Mahlzeit, die mir sicherlich gut bekommen ist.

Dann kam der Winter 1947/48. Dies war für uns die schwerste Zeit, die wir durchstehen mussten. Für die ganzen Weihnachtsfeiertage hatten wir „Sieben“ drei Futterrüben zur Verfügung, die in dünne Scheiben geschnitten und auf der Herdplatte geröstet wurden.

Im Frühjahr 1948 stand ein sowjetischer Lkw vor unserer Wohnung. Ich wurde vom Feld geholt, das Pferd im Stall abgestellt, rauf auf den Lkw, meine Geschwister, bis auf meine älteste Schwester Hilde, die noch als Arbeitskraft auf der Kolchose bleiben musste, und ab ging die Fahrt in ein sowjetisches Waisenhaus in der Nähe von Insterburg und Gumbinnen.

In diesem Heim, einem ehemaligen Gutshof, befanden sich bereits mehrere Kinder, denen es ähnlich wie uns ergangen war. Hier erfuhren wir, dass es auch noch ein anderes Leben gibt. Wir wurden regelmäßig gepflegt, hygienisch und medizinisch betreut, eingekleidet, und wir wurden auch kulturell unterhalten, indem uns alte deutsche und sowjetische Märchenfilme gezeigt wurden. Da ich zu den älteren Kindern zählte, habe ich mich für den Einsatz in der Landwirtschaft entschieden, mit dem Privileg, ein paar Gramm Brot und ein Stückchen mehr Butter zu erhalten. Unsere Erzieher waren sowjetische Bürger, die mit viel Geduld und Einfühlungsvermögen sich unserer annahmen. Ich habe noch heute eine große Hochachtung vor diesen Menschen.

Anfang Herbst 1948 wurden wir in ein Sammellager nach Königsberg verlegt. Ich war mit meinen Brüdern in einem großen Saal mit vielen anderen Jungen untergebracht. Die Versorgung war gut, nur kam es hier zu Übergriffen einiger sowjetischer Jungen, die ihre alten Bekleidungsstücke durch unsere neuen, die wir noch im Heim erhalten hatten, austauschten. Besonders mein jüngster Bruder Ulrich war davon betroffen. Ich versuchte dies zu verhindern, indem ich den Diensthabenden zu Hilfe holen wollte. Ich wurde aber von ihnen abgefangen und sollte nun aus einem Fenster im 3. Stock ins Freie befördert werden. Meine Gegenwehr und das Herannahen eines Erziehers

haben die Ausführung dieser Tat verhindert. Im Unterbringungsraum haben sie mich weiter bedrängt und wurden dabei von einem Erzieher ertappt.

Der eine erhielt einen Schlag, der ihn ein Stück über das Parkett schlittern ließ. Sie mussten mit ihm gehen. Nach einer Weile waren sie jedoch wieder da und ich befürchtete, dass sie sich rächen werden. Ich hatte mich aber getäuscht. Der eine Junge, wahrscheinlich der Rädelsführer, ging zu meinem Bruder, gab ihm seine Sachen wieder, umarmte und küsste ihn und schenkte ihm ein großes Stück Kuchen. Ich bekam auch etwas ab, und so wurden wir Freunde.

Ein Junge, dem ein Arm fehlte, ich glaube es war der linke Arm, ausgerüstet mit einer Zugkette von einer Toilettenspülung, die er bisher gerne gegen deutsche Kinder benutzte, erzählte mir, dass deutsches Militär seine Familie getötet hätte, und als er in ein Kornfeld flüchtete, wurde er von einer Kugel in den Arm getroffen. Nachbarn haben ihn später fast verblutet aus dem Kornfeld geholt. Der Arm musste jedoch amputiert werden. Da er keine Verwandten mehr hatte, bat er mich, als sein Bruder mit nach Kiew zu gehen. Tage später erfuhr ich, dass diese Jungen in ihre Heimatdörfer zurück gebracht wurden, wir konnten uns nicht einmal verabschieden. Für uns rückte die Zeit heran, wo sich auch

unser Zug, ein Personenzug, vom Königsberger Hauptbahnhof in Richtung Deutschland in Bewegung setzte. Am 15. Oktober 1948 erreichten wir das Sammellager in Eggesin und durchlebten hier die Quarantäne. Meine Geschwister und ich gehörten zu den Kindern, die dann in das Heim nach Pinnow bei Angermünde verlegt wurden. In diesem Heim waren vorwiegend Waisenkinder aus Ostpreußen untergebracht. Hier erfolgte die Aufteilung der Kinder in altersgerechte Gruppen, und am 02. Februar 1949 begann nach 5-jähriger Unterbrechung mein erster Schultag und zwar in der 4. Klasse.

Die lange Schulunterbrechung deshalb, weil es nach dem Krieg in den Städten und auf dem Lande keinen Schulunterricht für uns Deutsche gab. Unser Hauptanliegen bestand im Kampf ums Überleben, in der Beschaffung von



111-1223

Heinrich Kenzler in Angermünde

Nahrung und Arbeit. 1949 zog das Heim von Pinnow nach Kyritz um im Tausch mit einer Polizeieinheit, die in Pinnow bessere Ausbildungsmöglichkeiten hatte. Hier in Kyritz, im Kinderdorf „Ernst Thälmann“, erreichte ich das Klassenziel der 4., 5., und 6. Klasse und wurde auf Grund meiner Leistungen zum Absolvieren der 7. Klasse nach Wiesenburg delegiert. Nach Überspringen der 8. Klasse kam ich zur Erweiterten Oberschule nach Waldsiedersdorf bei Buckow, wo ich im Mai 1952 das Klassenziel der 10. Klasse erreichte.

Unseren Erziehern und Betreuern gilt auch heute noch die größte Hochachtung, dass sie uns mit sehr viel Fingerspitzengefühl und Einfühlungsvermögen auf einen Weg geführt, und wenn es notwendig war, auch bugsiert haben, den wir damals hätten nie alleine finden können. Auch unsere Lehrer haben sich sehr um uns überalterten Schüler bemüht. Durch Erteilen von Zusatzaufgaben und Konsultationen wurden wir kontinuierlich an das Niveau der Normalschüler herangeführt. Unsere Hausaufgabenzeit betrug dadurch das Mehrfache der anderen Schüler. Heute kann ich sagen, dass wir damals sehr bewusst und intensiv gelernt haben.



111-1225

Die Geschwister Kenzler  
im Kinderheim Kyritz mit ihren Gasteltern.

Vergleiche ich das Schulwissen meiner Kinder und Enkelkinder mit dem meinigen, so schneiden sie nicht gut ab. Das macht mich ein bisschen stolz und ich bin der DDR, die sich sehr um uns bemüht hat, dankbar. Das gilt besonders dem damaligen Präsidenten Wilhelm Pieck und der Vorsitzenden der Volkssolidarität des Landes Brandenburg, Frau Gerda Sucker.

Am 11. Mai 1952 erreichte uns die Nachricht, dass der Student Philipp Müller bei einer Demonstration in Essen durch die dortige Polizei erschossen wurde. Dies hat mich so empört, dass ich, obwohl ich keine Waffe in die Hände nehmen wollte, bereits am 20. Mai 1952 Angehöriger der kasernierten Volkspolizei wurde. Aus 3 verpflichtenden Jahren wurden letztendlich 36 Dienstjahre. Auch hier erfuhr ich die Unterstützung anderer Menschen. So wurde ich zur Offiziersschule delegiert, konnte den Facharbeiterbrief als Kfz-Schlosser erwerben und in einem 5-jährigen Fernstudium den Abschluss als Ingenieur für Kfz-Instandhaltung erreichen. Natürlich ist mir dies nicht alles in den Schoß gefallen. Es kostete eine Menge Willenskraft und Entbehrungen auf sich zu nehmen, die auch die Familie tragen musste.

Meine Frau Sieglinde lernte ich durch ihre Geschwister kennen, denn mit Waltraud und Ulrich war ich bereits im sowjetischen Waisenheim bekannt. Ihren Bruder Rudolf traf ich im Quarantänelager in Eggesin, er war mein Bettnachbar. Mit ihm hatte ich bis zum Abschluss der 10. Klasse einen gemeinsamen Lebensweg. Meine Frau kehrte 1956 aus Litauen nach Deutschland zurück. 1958 haben wir geheiratet. Aus unserer Ehe entstanden 4 Kinder und bis jetzt 8 Enkelkinder. Darüber berichtet sie selbst.

Ich möchte besonders betonen, dass das Kinderdorf in Kyritz noch lange, nachdem wir es verlassen hatten, unser Zuhause blieb. Ich habe viele Jahre meinen Urlaub im Kinderheim verbracht, war mal Rat oder Hilfe vonnöten, stand das Kinderheim uns zur Seite. Mit einigen „Ehemaligen“ und mit einigen Pädagogen stehen wir heute noch in Verbindung.



**111-1226** Ehemalige Schüler zu Besuch  
im Kinderheim Kyritz. Es war damals ihr Zuhause.



**111-1227**

Heinrich Kenzler

Meine älteste Schwester Hilde, von der wir 1948 getrennt waren, fanden wir 1951 in Spandau bei meiner Tante wieder. Sie hat sich unmittelbar nach unserer Trennung mit ihrer Freundin auf den Weg gemacht und ist nach vielen Hindernissen schließlich in Spandau angekommen. Letztendlich hat jeder von meinen Geschwistern seinen Weg gemacht. Aber einen Teil der damals entstandenen Wunden konnte auch die lange Nachkriegszeit nicht heilen, und so trägt auch heute noch jeder meiner Geschwister sein spezielles Päckchen mit sich.

Zum Gedenken meiner Mutter habe ich ein Kreuz anfertigen lassen und dieses in Anwesenheit einiger meiner Geschwister an einen Baum auf dem Friedhof in Guttschallen angebracht. Nach 6

Jahren sind die Schrauben in den wachsenden Baum hineingezogen worden; und das Kreuz ist herunter gefallen. Genia, eine Bäuerin und Lehrerin, bewohnt jetzt die Räume, in denen meine Mutter gestorben ist. Da ihre Eltern auch auf dem gleichen Friedhof beerdigt sind, hat sie eine ungenutzte Grabumrandung als Grab für meine Mutter gestaltet und das heruntergefallene Kreuz daran befestigt. So hat auch meine Mutter viele Jahre nach ihrem Tode eine Grabstelle und erfährt so die gebührende Ehrung.

1991, als die geschichtliche Entwicklung uns die Möglichkeit bot, in das ehemalige ostpreußische Gebiet zu fahren, waren wir, meine Frau und ich, wieder in unserer Heimat. Seit 1996 fahren wir regelmäßig „nach Hause“ und manchmal mehr als einmal im Jahr.

Bei der ersten Fahrt war es ein eigenartiges und beklemmendes Gefühl. Heute ist es so als mahnt einen die Pflicht: „Du warst schon lange nicht mehr zu Hause, du musst mal nach dem Rechten sehen“. Obwohl von dem Anwesen der Eltern meiner Frau und von unserem Bauernhof nichts mehr existiert.

In der Zwischenzeit haben wir dort viele Freunde gefunden, betreuen mehrere Kinderheime mit Spendensachen und geben tatkräftige Hilfe. Mit der dortigen „Organisation Samland“, vorwiegend russlanddeutsche Bürger, besteht eine enge Zusammenarbeit, speziell zur Betreuung und Unterstützung russlanddeutscher Familien.

Das Haus der Begegnung „Samland“ in Tapiaw, das am 15.06.2003 offiziell eröffnet wurde, soll eine Begegnungsstätte werden, in der auch unsere Landsleute die Möglichkeit haben, ihre alte Heimat neu zu entdecken und nach Wegen zu suchen, wie die Geschichte Ostpreußens aufgearbeitet werden kann.

**Heinrich Kenzler**



**111-1122** Heinrich Kenzler mit seiner  
Frau Sieglinde auf dem Weg nach Ostpreußen



***Bitte denken Sie daran,  
dass nur Ihre Spende sicherstellt,  
dass der Heimatbrief auch in Zukunft regelmäßig  
erscheint und die Kreisgemeinschaft  
ihre satzungsgemäßen Aufgaben erfüllen kann.***



## ***Liebe Leserinnen, liebe Leser,***

die nachfolgenden Seiten geben die Sonderausgabe des Wehlauer Heimatbriefes aus dem Jahr 1985 wieder. Damals haben wir des vierzigsten Jahrestages der Flucht und Vertreibung gedacht. Heute, 20 Jahre später, hat sich an unserer Situation nur wenig verändert. Wir können zwar unsere Heimat wieder besuchen, müssen aber immer noch fern unserer geliebten Heimat leben.

Das Sonderheft ist seit vielen Jahren vollständig vergriffen und viele von Ihnen haben es nie gesehen oder gelesen. Da der Inhalt der Sonderausgabe auch heute noch aktuell ist haben wir uns zu dieser Neuauflage in Verbindung mit der Ausgabe „60 Jahre Flucht und Vertreibung“ entschlossen. Wir haben keine Veränderungen an den Texten vorgenommen, nichts hinzugefügt und nichts weglassen.

Der Inhalt gibt nur andeutungsweise die furchtbare Not und das Elend der Bewohner des Kreises Wehlau wieder, die im Januar 1945 ihre Heimat verlassen mussten, die unter unmenschlichen Bedingungen mit Pferd und Wagen, mit der Bahn, mit dem Auto oder zu Fuß bei eisiger Kälte tagelang auf der Straße oder in Wäldern verbringen mussten immer mit der Angst im Nacken, der Russe ist unmittelbar hinter uns.

Viele ältere Menschen und kleine Kinder haben diese Strapazen nicht ausgehalten, sie liegen irgendwo an den Straßen und Wegen begraben und viele sind trotz aller Bemühungen von den Russen im wahrsten Sinne des Wortes überrollt worden. Sie mussten bis zu vier Jahre unter katastrophalen Bedingungen für die Sieger arbeiten und wurden dann ausgewiesen.

Trotz aller Widrigkeiten und trotz aller Bemühungen der Siegermächte lebt unsere Heimat in uns und durch uns weiter:

## ***Ostpreußen lebt, wir werden unsere Heimat nie vergessen!***



**Ihre Heimatbriefredaktion**  
Hans Schlender



# Wehlauer Heimatbrief

Sonderausgabe 1985



Vor 40 Jahren - Flucht und Vertreibung

## **Grundgesetz vom 23. Mai 1949**

### **Präambel**

Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen, von dem Willen beseelt, seine nationale und als gleichberechtigtes Glied in einem vereinten Europa dem Frieden der Welt zu dienen, hat das deutsche Volk in den Ländern Baden, Bayern, Bremen, Hamburg, Hessen, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Schleswig-Holstein, und Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern, um dem staatlichen Leben für eine Übergangszeit eine neue Ordnung zu geben, kraft seiner verfassungsgebenden Gewalt dieses Grundgesetz der Bundesrepublik-Deutschland beschlossen. Es hat auch für jene Deutsche gehandelt, denen mitzuwirken versagt war. Das gesamte deutsche Volk bleibt aufgefordert, in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden.

## **Satzung der Landsmannschaft Ostpreußen**

### **Präambel**

Die Landsmannschaft Ostpreußen ist der Zusammenschluss der Ostpreußen und setzt Ostpreußen in seiner Gesamtheit und in seinen Stadt- und Landkreisen fort.

Sie fordert für die angestammte ostpreußische Heimat, von der die Ostpreußen seit dem Jahre 1945 unter Bruch des Völkerrechts und Verletzung der Menschenrechte getrennt sind, die Wiederherstellung des vor der Vertreibung und Okkupation bestehenden staatsrechtlichen Rechtsstandes.

Sie erstrebt das Recht auf Selbstbestimmung und das Recht auf die Heimat als ein jedem Volk unantastbares Recht in dem Bewusstsein, dass ein menschenwürdiges und friedliches Zusammenleben der Völker nur auf dem Boden des Rechts, nicht der Gewalt möglich ist.

## ***Vor 40 Jahren - Flucht und Vertreibung***

Diese Sonderausgabe unseres Heimatbriefes soll daran erinnern, was in den letzten Monaten des 2. Weltkrieges und danach in Ostpreußen - besonders im Kreis Wehlau - geschah.

Warum? werden viele fragen; warum diese schrecklichen Erinnerungen wieder wachrufen, warum alte Wunden wieder aufreißen? Zwei Drittel unseres Volkes, alle die um die 40 Jahre alt und jünger sind, haben das Ende des Krieges nicht mehr selbst erlebt. Da erscheint es gut, ihnen die Geschehnisse bei Flucht und Vertreibung bewusst zu machen. Die berechnigte Forderung, den jungen Menschen geschichtliche Zusammenhänge, Entwicklungen und Ereignisse lebendig zu machen und sie damit zu befähigen, aus der Geschichte zu lernen, gilt auch für das Flucht- und Vertreibungsgeschehen.

Es lebten in Ostdeutschland und in Ostmitteleuropa rund 15 Millionen Deutsche, die zum allergrößten Teil vertrieben wurden. Weit über zwei Millionen Deutsche kamen in den Vertreibungsgebieten auf der Flucht, während des Krieges und bei der Vertreibung ums Leben oder gelten als vermisst.

Mit diesen Zahlen wollen wir aber keine Aufrechnung verbinden. Zu einer tragfähigen Partnerschaft mit unseren osteuropäischen Nachbarn gehört aber das Offenlegen aller historischen Tatbestände.

Die Vertriebenen waren und sind keine Illusionisten; politisch haben sie den Beweis dafür schon 1950, fünf Jahre nach dem Krieg, mit ihrer Charta erbracht, in der sie feierlich auf Rache und Vergeltung verzichten und dazu aufrufen, mit Hand anzulegen, damit aus Schuld und Unglück, Leid und Elend der Weg in eine bessere Zukunft gefunden wird. Unser Ziel ist ein freies Deutschland zusammen mit einem freien Polen in einem freien Europa. Dann sollen Grenzen keine Rolle mehr spielen, sondern zu Demarkationslinien degradiert werden können. Wir müssen darum alles dafür tun, dass die Freiheit der freien Völker bewahrt und gesichert wird und dass all die Völker, die heute unfrei sind, Mitglieder eines Europas der freien Vaterländer werden können.

Wir haben in diesem Heft im ersten Teil allgemein die Vorgänge dargestellt, die sich in Ostpreußen vollzogen, um auch jüngeren Menschen die Ereignisse im Kreis Wehlau verständlich werden zu lassen. Dann folgen Berichte, die den Kreis Wehlau unmittelbar berühren. Wir bitten die älteren Leser des Heimatbriefes dieses Heft auch den Kindern und Enkeln in die Hand zu geben. Wir hoffen, dass sich dabei auch Gespräche zwischen Jung und Alt ergeben, die den Jungen Erkenntnisse vermitteln, die für die Gestaltung einer friedlichen Zukunft in Freiheit wichtig sind.

**Rudolf Meitsch**

Jeder Mensch hat ein Recht auf angestammte Heimat, und es ist ungerecht, ihn von dort zu vertreiben, wenn er sich nicht durch persönliche Schuld unwürdig gemacht hat.

Papst Pius XII. (1948)

## ***Die Vertreibung hat kein neues Recht geschaffen***

(GNK) Die Vertreibung der Deutschen aus ihrer Heimat, dort, wo die Heimat unter die Herrschaft des Kommunismus kam, ist und bleibt ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. In der Anklage und auch im späteren Urteil des Internationalen Militärtribunals in Nürnberg, vor dem sich die höchsten Amtsträger des Nationalsozialismus zu verantworten hatten, spielte die Deportation, sprich Vertreibung, eine entscheidende Rolle. In der Anklage in Nürnberg lesen wir: „In gewissen, als von Deutschland annektiert angegebenen Gebieten, zielten die Bestrebungen der Angeklagten methodisch und fortgesetzt darauf ab, diese Gebiete politisch, kulturell, sozial und wirtschaftlich dem Deutschen Reich anzugleichen. Die Angeklagten bemühten sich, den bisherigen Volkscharakter dieser Gebiete zum Verschwinden zu bringen. In Verfolgung dieses Plans und Bestrebens deportierten die Angeklagten gewaltsam Einwohner, die überwiegend nichtdeutsch waren und brachten dafür Tausende von deutschen Siedlern in die betreffenden Gebiete.“

Der Amerikaner, Alfred de Zayas, dem wir die beste Darstellung über die Vertreibung als juristisches Problem und als Schuld nicht nur des Ostens, sondern auch des Westens verdanken, schrieb in seinem Büchlein „Zeugnisse der Vertreibung“: „Was, um Gottes willen, dachten sich die Richter und die Ankläger dabei, die sehr genau wussten, dass zur gleichen Zeit, als der Nürnberger Prozess lief, eine unerhörte Vertreibung von Millionen Deutschen in Gang war, zahlenmäßig viel größer als die von den Nazis inszenierten Deportationen? Diese Frage verlangt eine Antwort. Wie konnte das höchste internationale Gericht Massenvertreibungen verurteilen, während Millionen deutsche Vertriebene aus ihrer Heimat verjagt wurden, von einem Boden, den ihre Ahnen vor 700 Jahren besiedelt und kultiviert hatten? Unterwegs wurden sie noch beraubt, geschändet, ermordet.“

Zu keiner Zeit sind die Vertreiber der Deutschen angeklagt und verurteilt worden. Die Vertreibung, so ist wiederholt gesagt worden, war eben die Folge all dessen, was zuvor den anderen Völkern wiederfahren ist. Hier kann nicht deutlich genug geantwortet werden: Das eine Verbrechen rechtfertigt nicht das andere. Selbstgerechtigkeit und Selbstjustiz sind vom Übel.

Beides aber obwaltete 1945 und danach. Noch immer wird geleugnet, dass es eine Vertreibung gegeben habe. Oder man versucht zu entschuldigen, was geschehen ist. Aber auch das ist zu registrieren, dass vielfach erst gar nicht zur Kenntnis genommen wird, in welcher Weise die Millionen von Unschuldigen für die Schuld von Verbrechern in brutaler Weise zur Rechenschaft gezogen worden sind. Man rächte sich an Frauen und Kindern.

In einem Kanzelwort sagten am 30. Januar 1946 die katholischen Bischöfe Westdeutschlands: „Die Austreibung ist mit furchtbarer Brutalität, unter Nichtachtung aller Menschlichkeit erfolgt. Die Weltöffentlichkeit schweigt zu dieser furchtbaren Tragödie. Es ist, als sei ein eiserner Vorhang vor diesem Teil Europas niedergelassen. Wir wissen, dass gerade in jenen Gebieten Deutsche furchtbare Verbrechen an den Angehörigen anderer Nationen begangen haben. Aber seit wann ist es erlaubt, an Unschuldigen sich zu rächen und Verbrechen durch Verbrechen zu sühnen?“

In der Charta der deutschen Heimatvertriebenen haben die Sprecher der Vertriebenen am 5. August 1950 in Stuttgart trotz aller Bitternis der Vertreibung feierlich auf „Rache und Vergeltung“ verzichtet. „Wir fühlen uns berufen“, so heißt es in der Charta, diesem ersten Gewaltverzicht, „zu verlangen, dass das Recht auf die Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit anerkannt und verwirklicht wird“. Noch sind wir allerdings von der Anerkennung dieses Rechts auf die Heimat weit entfernt.

Die Vertreibung als ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit schafft kein neues Recht. Wer sich mit den Tatsachen, mit den durch die Vertreibung geschaffenen so genannten Realitäten abfindet, anerkennt die Vertreibung als ein Mittel der Politik. Das aber würde bedeuten, dass Vertreibungen Endgültiges und sogar Rechtmäßiges stiften. Dem ist aber nicht so, das darf auch nicht so sein.

Wer der Vertreibung jegliche Qualität der Rechtsstiftung abspricht, wird um Verständnis ringen und dafür eintreten dürfen, dass er zu den aus der Vertreibung resultierenden Folgen für das eigene Volk nicht ja sagen kann. Es muss aber auch hinzugefügt werden, dass eine Vertreibung bereits eine Vertreibung zu viel in der Weltgeschichte war, weshalb auch um des Rechts willen niemand eine neue Vertreibung wollen darf.

Wer als Deutscher über die Vertreibung der Deutschen 1945 und danach spricht, wer für die Wahrheit Zeugnis ablegt, für die Wahrheit des den Deutschen zugefügten Leids durch die Vertreiber, will nicht aufrechnen, aber es darf ihm nicht verwehrt sein, zu berichten, wie es gewesen ist. Es darf sich nicht mehr wiederholen, was geschehen ist, aber wir müssen wissen, was geschehen ist. Keines der Verbrechen, ob vor 1945 oder danach, darf verschwiegen werden. Wir, die Deutschen, haben unsere Geschichte mit all den grausamen Fakten

aufgearbeitet. Noch steht Gleiches bei unseren Nachbarn im Osten aus. Nur die ganze Wahrheit führt in eine bessere Zukunft.

**Dr. Herbert Hupka, MdB**

## ***Die Ausgewiesenen***

Ein Kinderlied

Wir hatten einst ein Haus, und das Haus verdarb.  
Wir hatten eine Heimat, und die Heimat starb.  
Man trieb uns, wie man Vieh mit dem Stecken treibt,  
man rieb uns, wie man Korn zwischen Steinen reibt.  
O hilf uns, liebe Maria.

Der Vater ist gefangen im fremden Land,  
die Mutter ist begraben im fremden Land.  
Haben einen neuen Vater, der heißt Tod,  
haben eine neue Mutter, die heißt Not.  
O hilf uns doch, liebste Maria.

**Ernst Wiechert**

## ***Rechtsverwahrung***

Die Landsmannschaft Ostpreußen ist der Zusammenschluss der Ostpreußen und setzt Ostpreußen in seiner Gesamtheit und seinen Stadt- und Landkreisen fort.

Das höchste Organ der Landsmannschaft Ostpreußen, die demokratisch gewählte Ostpreußische Landesvertretung, hat am 26. April 1980 folgende Erklärung verabschiedet:

### **I.**

Ostpreußen ist ein Teil Deutschlands. Weder die Sowjetunion noch die Volksrepublik Polen haben einen rechtlichen, historischen, moralischen oder wie auch immer gearteten Anspruch auf dieses seit Jahrhunderten rechtmäßig von Deutschen bewohnte und gestaltete Land.

Die faktische Annexion Ostpreußens durch die Sowjetunion und die Volksrepublik Polen ist ein Verstoß gegen das völkerrechtliche Annexionsverbot und steht im Widerspruch zu der Atlantic-Charta vom 14. August 1941. Sie ist auch durch die Verträge von Moskau und Warschau vom 12. August und 7. Dezember 1970 nicht rechtens geworden.

Die gewaltsame Vertreibung der einheimischen Bevölkerung Ostpreußens ist ein Verstoß gegen die allgemein anerkannten Grundsätze des Völkerrechts, wie sie bereits in der Haager Landkriegsordnung vom 18. Oktober 1907 ihren Niederschlag gefunden haben und in Art. 49 des „Genfer Abkommens über den Schutz von Zivilpersonen in Kriegszeiten“ vom 12. August 1949 ausdrücklich normiert worden sind. Sie ist auch ein schwerer Verstoß gegen die Grundsätze der Menschlichkeit, deren Achtung das Völkerrecht verlangt.

Die Aufrechterhaltung des Zustandes der Vertreibung ist eine grobe Verletzung der unveräußerlichen Menschenrechte. Zu diesen gehört das in der Völkerrechtsordnung anerkannte Selbstbestimmungsrecht der Völker und Volksgruppen, mit dem das Recht auf die Heimat untrennbar verbunden ist. Die Verweigerung des Selbstbestimmungsrechtes und des Rechts auf die Heimat verstößt u. a. gegen

- die Atlantic-Charta vom 14. August 1941,
- die Art. 1 und 55 der Charta der Vereinten Nationen vom 26. Juni 1945,
- die Art. 1 der beiden internationalen Menschenrechtskonventionen vom 19. Dezember 1966

und steht im Widerspruch zu

- Art. 13 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Generalversammlung der Vereinten Nationen vom 10. Dezember 1948,
- den Entschlüssen der Vollversammlung der Vereinten Nationen über Kolonialismus und Selbstbestimmung vom 14. Dezember 1960 und über die völkerrechtlichen Prinzipien für freundschaftliche Beziehungen und Zusammenarbeit zwischen den Staaten vom 24. Oktober 1970,
- dem Prinzip VII in Korb 1 der KSZE-Schlussakte vom 1. August 1975.

## II.

Als die demokratisch gewählte Vertretung der vertriebenen Ostpreußen in der Bundesrepublik Deutschland und

in dem Bewusstsein ihrer Verantwortung für die über 100.000 noch in ihrer Heimat verbliebenen sowie die zum Schweigen verurteilten, nach ihrer Vertreibung in die „Deutsche Demokratische Republik“ verschlagenen ostpreußischen Mitbürger,

in Verantwortung auch für die nächste Generation, legt die Ostpreußische Landesvertretung gegen die faktische Annexion der angestammten, rechtmäßigen Heimat der Ostpreußen durch die Sowjetunion und die Volksrepublik Polen und die andauernde Vorenthaltung ihres Eigentums Rechtsverwahrung ein.



Sie erklärt, dass sie das ihnen und damit dem deutschen Volk durch willkürliche Gewalt angetane Unrecht nicht hinzunehmen bereit ist.

Sie fordert die Wiederherstellung des Rechts als der einzigen dauerhaften Grundlage für ein friedliches Miteinanderleben der Völker!

Vor 60 Jahren, als Polen schon einmal Ansprüche auf Ostpreußen erhob, hat das Selbstbestimmungsrecht der Ostpreußen über diese unberechtigten Ansprüche gesiegt: Am 11. Juli 1920 war die Bevölkerung des südlichen Teils Ostpreußens aufgrund des Versailler Vertrages aufgerufen, unter internationaler Kontrolle in freier Abstimmung darüber zu entscheiden, ob ihre Heimat zu Deutschland oder zu Polen gehören sollte. 97,86 % stimmten für Deutschland und 2,14 % für Polen!

Die Gewährung dieses den Ostpreußen vor 65 Jahren zugestandenen und ausgeübten Selbstbestimmungsrechts fordern wir auch heute!

Die deutschen Heimatvertriebenen haben schon vor 35 Jahren in ihrer Charta vom 5. August 1950 feierlich auf Rache und Vergeltung verzichtet. Eingedenk des schweren Leids, welches Krieg und Gewalt in den letzten Jahrzehnten über die Menschheit, insbesondere auch die deutschen Heimatvertriebenen und ihre östlichen Nachbarvölker gebracht hat, bekennen wir Ostpreußen uns erneut zu diesem Verzicht. Gerade aber weil wir die Schrecknisse des Krieges, Gewalt und Vertreibung erlitten haben, fühlen wir uns besonders berufen, die Durchsetzung der Menschenrechte und des Selbstbestimmungsrechts der Völker nicht nur für uns, sondern auch für uns deutsche Heimatvertriebenen einzufordern.

### III.

Den Völkern der Sowjetunion, dem polnischen Volk und den baltischen Völkern versichern wir unseren guten Willen, gemeinsam mit ihnen nach Wegen zu suchen, die auf der Grundlage des Rechts und des gegenseitigen Interessenausgleichs ein freundschaftliches Miteinander ermöglicht, das den Frieden gewährleistet und in dem die Idee der Freiheit und der Würde des Menschen verwirklicht ist.

Die Regierungen der Sowjetunion und der Volksrepublik Polen fordern wir auf, entsprechend den verbindlichen Regeln des Völkerrechts und den von ihnen eingegangenen völkerrechtlichen Verpflichtungen den gegenwärtigen Unrechtszustand zu beenden und dem Recht, insbesondere den allgemeinen Menschenrechten und dem Selbstbestimmungsrecht, Geltung zu verschaffen und damit ihren Völkern den Weg frei zu machen, mit dem deutschen Volk in guter Nachbarschaft und echter, gleichberechtigter Partnerschaft zusammenleben zu können.

Die Regierung der Bundesrepublik Deutschland fordern wir auf,

- in Erfüllung der ihr durch das Grundgesetz aufgegebenen und durch das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 31. Juli 1973 konkretisierten Verpflichtung, auf die Erreichung des Zieles der Wiederherstellung der staatlichen Einheit Deutschlands hinzuwirken, den Wiedervereinigungsanspruch im Inneren wachzuhalten und nach außen beharrlich zu vertreten und alles zu unterlassen, was die Wiedervereinigung vereiteln würde.
- gemäß ihrer Verantwortung für alle Deutschen zu handeln,

auf der Grundlage

- des Art. 7 des Deutschlandvertrages vom 26. Mai 1952,
- der einstimmigen Entschließung des Deutschen Bundestages vom 17. Mai 1972,
- des Beschlusses des Bundesverfassungsgerichts vom 7. Juli 1975 zu den Verträgen von Moskau und Warschau,
- der aufgeführten völkerrechtlichen Bestimmungen

auf die Erfüllung der von der ostpreußischen Landesvertretung gestellten Forderungen nach Kräften hinzuwirken.

## **Aus der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte** (beschlossen von den Vereinten Nationen am 10.12.1948)

### **Artikel 9:**

„Niemand darf willkürlich festgenommen, verhaftet oder ausgewiesen werden.“

### **Artikel 13:**

„Jeder hat das Recht auf Freizügigkeit und Aufenthalt innerhalb der Grenzen aller Staaten. Jeder hat das Recht, jedes beliebige Land einschließlich seines eigenen zu verlassen, sowie das Recht, in sein eigenes Land zurückzukehren.“

### **Artikel 49:**

„Zwangswise Einzel- oder Massenumsiedlungen ... aus besetzten Gebieten sind ohne Rücksicht auf den Beweggrund untersagt.“

## ***Militärische Operationen in Ostpreußen seit Januar 1945***

Nach Abschluss der sowjetischen Sommeroffensive, die bis zur Weichsel führte, und nach Beendigung der Kämpfe in Ostpreußen vom Oktober 1944 blieben die Fronten in Ostpreußen und Polen bis zum Januar 1945 im Wesentlichen stabil. Doch musste jeden Tag mit dem Losbrechen einer neuen Offensive der Sowjets gerechnet werden. Trotzdem wurden im Winter 1944/45 mehrere deutsche Divisionen aus Ostpreußen und der Weichselfront herausgezogen und teils nach Ungarn, teils nach der Rheinfront übergeführt, wo im Dezember die deutsche Ardennenoffensive begann. Die an der Ostfront zur Verfügung stehenden deutschen Kräfte waren damit weiter geschwächt worden; so gut wie völlig fehlten hinter der dünn besetzten Frontlinie kampffhige Reserven, die bei einem etwaigen Durchbruch sowjetischer Truppen hätten eingesetzt werden können.

Nachdem die deutsche Armeeführung Anfang Januar 1945 den Aufmarsch von mehr als zehnfach überlegenen russischen Kräften in den drei russischen Weichselbrckenkpfen von Baranow, Pulawy und Magnuszew festgestellt und trotz dringender Vorstellungen beim Führerhauptquartier keine Verstärkung erhalten hatte, war bereits deutlich, dass der zu erwartende russische Angriff eine militärische Katastrophe auslösen und die Zivilbevölkerung in ihren Wirbel reißen musste.

Hatten die erbittert geführten Kämpfe auf allen Kriegsschauplätzen des 2. Weltkrieges eine möglichst vorsorgliche Evakuierung der Zivilbevölkerung notwendig gemacht und auch allenthalben eine Fluchtbewegung ausgelöst, so ließen die Erfahrungen mit dem ersten Einbruch sowjetischer Truppen in Ostpreußen erst recht ein Ausweichen der ostdeutschen Bevölkerung vor den ihr drohenden Gefahren geraten sein. Ihre einzige Chance lag darin, sich durch rechtzeitige Flucht dem Zugriff der Roten Armee zu entziehen. Ob und wie weit es für sie noch Fluchtmöglichkeiten geben würde, sollte ganz von der Schnelligkeit und der Richtung der russischen Vorstöße abhängen, die in den einzelnen Operationsgebieten sehr verschieden waren.

Vom 12. - 15. Januar erfolgte - bei kurzer zeitlicher Staffelung der einzelnen Vorstöße aus den verschiedenen Aufmarschrumen - an der gesamten Front von der Memel bis zur oberen Weichsel der russische Großangriff.

Zwei Vorstöße sollten Ostpreußen abschnüren: Am 13. Januar vom Osten her der Angriff der 3. weißrussischen Front (Tschernjakowski) in Richtung Königsberg, zwei Tage später, am 15. Januar, der aus dem Narew-Brückenkopf Pultusk über Ciechanw und Soldau angesetzte Vorstoß der 2. weißrussischen Front

(Rokossowski), der auf Thorn und Elbing zielte, um Ostpreußen vom Reich abzuschneiden.

Die mit ungeheurem Truppen- und Materialeinsatz geführten sowjetischen Angriffe erzielten schon nach wenigen Tagen große Erfolge.

Auch in Ostpreußen war schnell die strategische Entscheidung gefallen. Der am 13. Januar zwischen Ebenrode und Schlossberg begonnene Angriff führte am 18. Januar zu einem Durchbruch bis an die Inster, der alle nördlich der Einbruchsstelle stehenden deutschen Truppen zwang, sich hinter die Deime zurückzuziehen.

Am 22. Januar fiel Insterburg, und am 25. Januar waren bereits alle ostpreußischen Kreise westlich der Deime, den Masurischen Kanal und die Masurischen Seen gekennzeichneten Linien in russischer Hand.

Nicht minder erfolgreich war der aus dem Narew–Brückenkopf Pultusk vorgebrachte sowjetische Angriff. Bis zum 19. Januar waren Ciechanow und Soldau gefallen und die ostpreußische Grenze im Kreis Neidenburg von russischen Truppen überschritten. Noch am gleichen Tag erreichten die ersten sowjetischen Verbände die Kreise Ortelsburg und Osterode und setzten ihren Vormarsch in Richtung Allenstein (21.1.) und Mohrungen (23.1.), und noch am 23. Januar drangen russische Panzer vorübergehend in Elbing ein, das jedoch erst nach schweren Kämpfen am 9. Februar eingenommen wurde. Schon am 26. Januar hatten die Russen bei Tolkemit das Frische Haff erreicht und damit die Land- und Bahnverbindung Ostpreußens zum Reich unterbrochen.

Nur einem geringen Teil der ostpreußischen Flüchtlinge war es gelungen, vor der Einschließung Ostpreußens die Weichsel nach Westen zu überschreiten. Jede weitere Fluchtbewegung in Richtung Westpreußen war nunmehr unmöglich geworden, und als letzter Ausweg für die im mittleren Teil Ostpreußens unterwegs befindlichen Trecks blieben nur das Samland mit dem Hafen von Pillau und vor allem das zugefrorene Frische Haff und die Nehrung, die noch eine letzte Landverbindung nach Westen bot.

Am 26. Januar musste auch die Deimestellung ostwärts Königsberg aufgegeben werden, so dass die russischen Truppen ins Samland vorstoßen und am 31. Januar Königsberg einschließen konnten. - Indessen hatten die unter General Hoßbach stehenden Truppen der 4. Armee in Eilmärschen die Stellung entlang der Masurischen Seen verlassen, um durch eine gegen den Willen des Führerhauptquartiers unternommene Angriffsoperation nach Westen die Abschnürung Ostpreußens zu durchstoßen und den Anschluss an die westlich der Weichsel stehenden deutschen Truppen wiederzugewinnen. Nach anfänglichen Erfolgen hat dieser kühne Versuch am 26. Januar mit der Absetzung Hoßbachs und der Einstellung der von ihm begonnenen Operation sein Ende gefunden.

Am 30. Januar war die Besetzung des ostpreußischen Territoriums durch konzentrische russische Angriffe von Osten, Süden und Westen bereits weit fortgeschritten. Die Linie, auf der die deutschen Truppen in dieser Zeit standen, verlief von Tolkemit am Frischen Haff in südöstlicher Richtung nach Wormditt, bog dann ganz nach Osten um und folgte der Alle über Heilsberg nach Bartenstein, von wo aus sie in nordwestlicher Richtung bis nach Brandenburg bei Königsberg dicht an das Frische Haff zurückschwenkte und sich dann im Belagerungsring um Königsberg fortsetzte.

In diesem schlauchartigen Kessel, der an das Frische Haff angelehnt war und in seinem Zentrum die Kreise Braunsberg und Heiligenbeil umfasste, waren hunderttausende von ostpreußischen Flüchtlingen zusammengedrängt, die von dort aus in endlosen Trecks den gefährvollen Weg über das Eis des Frischen Haffs antraten. Neben dem Kessel südlich des Frischen Haffs waren noch die Stadt Königsberg sowie das westliche Samland mit Neukuhren, Rauschen, Pillau und Fischhausen in deutscher Hand. Hier hatten sich ebenfalls unzählige Flüchtlinge versammelt.

Diese letzten deutschen Bastionen in Ostpreußen wurden in den folgenden Monaten äußerst zäh verteidigt, um Zeit zum Abtransport der Zivilbevölkerung über das Haff und über den Seehafen Pillau zu gewinnen. Erst am 25. März verließen die letzten, auf der Halbinsel Balga zusammengedrängten deutschen Truppen über das Haff den Heilsberger Kessel. Am 9. April fiel Königsberg und am 25. April Pillau, während sich auf der Frischen Nehrung noch bis zum Waffenstillstand am 9. Mai deutsche Truppen hielten.



90-0087 Panzerfahrzeuge auf ostpreußischem Boden

Nachdem am 27. März auch Gdingen und Danzig, von allen Seiten umfasst, aufgegeben werden mussten, blieben nur noch die Weichselmündung bei Schiewenhorst und die Landzunge von Hela feindfrei. Wie die Frische Nehrung in Ostpreußen konnten diese durch ihre natürliche Lage geschützten Gebiete bis zur Kapitulation gehalten und als letzte Ausgangspunkte für Seetransporte nach Rügen, Kiel oder nach Dänemark benutzt werden.

## ***Die Flucht der ostdeutschen Bevölkerung vor der Roten Armee***

### **Allgemeine Feststellungen**

Innerhalb des Gesamtprozesses der Vertreibung von über zehn Millionen Ostdeutschen nach Mittel- und Westdeutschland, der in den letzten Kriegsmonaten begann, später in den Potsdamer Beschlüssen von den Siegermächten zum Programm erhoben und z. T. durch die Ausweisungsaktionen der folgenden Jahre beendet wurde, stellt die Flucht der ostdeutschen Bevölkerung vor der Roten Armee den ersten Abschnitt dar. Etwa die Hälfte aller Deutschen aus Ostpreußen, Ostpommern, Ostbrandenburg, Schlesien und aus Polen, die heute in Mittel- und Westdeutschland als Vertriebene leben, kam während dieses ersten Zeitabschnittes auf dem Wege der Flucht aus ihren ostdeutschen Heimatorten über die spätere Oder-Neiße-Linie nach Westen. Diese Ost-West-Bewegung von rund 5 Millionen Ostdeutschen war zunächst nichts anderes als eine der kriegsbedingten Bevölkerungsverlagerungen innerhalb Deutschlands, deren es schon mehrere gegeben hatte. Auch aus Berlin waren infolge des Luftkrieges 1,5 Millionen Menschen evakuiert worden oder selbstständig abgewandert, und in der Rheinprovinz, die ebenfalls durch Luftangriffe besonders heimgesucht und seit dem Herbst 1944 zusätzlich durch die Annäherung der Westfront bedroht war, lebten um die Jahreswende 1944/45 rund 2 Millionen Menschen (d. i. 25 v.H.) weniger als 1939.

Die Flucht der ostdeutschen Bevölkerung nach Innerdeutschland unterschied sich von diesen Bevölkerungsbewegungen allerdings durch die Plötzlichkeit, mit der sie infolge des schnellen russischen Vormarsches hereinbrach, und die dadurch hervorgerufenen zahllosen Katastrophen. Auch das Ausmaß der Flucht aus dem Osten war größer, weil der Schrecken, den die sowjetischen Armeen unter der deutschen Bevölkerung verbreiteten, die Furcht vor der Besetzung durch die angloamerikanischen Truppen, ja selbst vor den Bombenangriffen um ein Vielfaches übertraf. Dennoch war prinzipiell die Evakuierung bzw. Flucht der ostdeutschen Bevölkerung nicht von anderer Natur als die Vielzahl kleiner und großer Bevölkerungsbewegungen innerhalb Deutschlands, die durch

Kriegsmaßnahmen und Kampfhandlungen hervorgerufen worden waren und deren Rückläufigkeit nach Ende des Krieges als sicher zu erwarten stand.

Da die Flucht der ostdeutschen Bevölkerung heute fast nur noch als Einleitung und Vorstufe der darauf folgenden Vertreibung betrachtet wird, ist es notwendig, darauf hinzuweisen, dass den Flüchtlingen damals, als sie vor der Roten Armee flohen, nichts ferner lag als der Gedanke, ihre Entfernung von der Heimat könnte eine Verdrängung für längere Dauer oder schließlich gar eine dauernde Trennung von ihren angestammten Wohnsitzen, den Verlust ihrer Heimat bedeuten. Es war ihnen vielmehr selbstverständlich, dass das Verlassen der gefährdeten Heimatorte wie jede andere kriegsbedingte Evakuierung innerhalb Deutschlands nur eine vorübergehende und allenfalls für die Dauer des Krieges geltende Notmaßnahme war. Kaum jemand in Deutschland ahnte, dass zu dieser Zeit bereits die polnische Exilregierung und die Alliierten darin übereinstimmten, große Teile Ostdeutschlands an Polen zu übergeben und die dort wohnenden Deutschen auszusiedeln, und dass durch die Flucht somit die spätere Ausweisungsarbeit der Polen erleichtert, ihr gleichsam vorgearbeitet worden war. Wenn auf den Konferenzen von Jalta und Potsdam aus der Flucht der ostdeutschen Bevölkerung auf ihren Willen zur Preisgabe der Heimat geschlossen und damit die spätere Austreibung begründet wurde, so war dies ein verhängnisvoller Fehlschluss und musste in den Ohren der Ostdeutschen wie Hohn klingen. Denn erst durch die alliierten Beschlüsse über die Ausweisung der Deutschen östlich der Oder-Neiße, die während der Potsdamer Verhandlungen im Juli/August 1945 endgültig formuliert wurden, ist die im Zuge der Flucht erfolgte Ost-West-Wanderung von 5 Millionen Deutschen zu etwas anderem als einer kriegsbedingten und vorübergehenden Bevölkerungsbewegung geworden. Erst jetzt und dadurch, dass die Ausweisung auch der in Ostdeutschland Zurückgebliebenen beschlossen wurde, hörte die schon im Gange befindliche Rückkehr der Ostdeutschen auf, und wurde die durch die Flucht aus Ostdeutschland hervorgerufene Bevölkerungsverlagerung nach Westen endgültig. Die Flüchtlinge aus Ostpreußen, Ostpommern, Ostbrandenburg und Schlesien waren nunmehr, da ihnen die Rückkehr verwehrt und das Heimatrecht genommen worden war, im wahren Sinne des Wortes „Vertriebene“. Aus diesem Grunde muss auch die Flucht für die historische Betrachtung als ein Teil des Gesamtvorganges der Vertreibung gelten, obwohl sie zunächst eine rein kriegsbedingte Erscheinung darstellte.

Die Ursachen, die den Flüchtlingsstrom aus Ostdeutschland in den ersten Monaten des Jahres 1945 auslösten, waren zwingender, als dies bei anderen Evakuierungs- und Fluchtbewegungen der Zivilbevölkerung im Ersten oder Zweiten Weltkrieg der Fall war. Es galt nicht allein, der Front und den Kampfhandlungen auszuweichen, sondern einem Gegner, der, wie die im Herbst 1944 in Ostpreußen und schon vorher in den baltischen Ländern gemachten Erfahrungen

gezeigt hatten, keinerlei Rücksicht auf die Zivilbevölkerung nahm, sondern - zur Vergeltung gegenüber der deutschen Bevölkerung und zum Beutemachen ermuntert - zügellos und brutal plünderten, die Frauen vergewaltigte und nach Belieben Zivilisten erschoss. Tausende in provisorisch errichtete Lager zusammentrieb und nach Osten verschleppte. Der Entschluss zur Flucht vor den sowjetischen Truppen war deshalb unter der gesamten deutschen Ostbevölkerung nahezu allgemein. Wohl benutzte die Parteipropaganda die Kunde von Gräueltaten für ihre Zwecke, vor allem, um eine Stärkung des Widerstandswillens zu erreichen, aber auch unabhängig davon war man in Ostdeutschland einer Meinung darüber, dass die Zivilbevölkerung Schlimmstes von den sowjetischen Truppen zu erwarten hatte.

Die ostdeutsche Bevölkerung machte sich auf die Flucht, obwohl von Januar bis März 1945 in allen ostdeutschen Provinzen ein äußerst strenger Winter herrschte, der unterwegs Erfrierungen, auf den eisglatten Straßen und Schnee verwehten Wegen härteste Strapazen befürchten ließ. Hierzu kam, dass die Plötzlichkeit des russischen Vormarsches und der Mangel an ausreichenden Transportmitteln dazu zwangen, nur die nötigsten Gebrauchsgegenstände und Lebensmittel mitzunehmen. Der größte Teil des Besitzes, die Habe in Haus und Hof, mussten zurückgelassen werden, vor allem auch zahlreiches Vieh, was gleichbedeutend war mit seinem Verlust. Außerdem war vielerorts die Chance des Entkommens schon äußerst gering, da die russischen Panzer schneller waren als die Flüchtlingstrecks und überdies ständig die Gefahr bestand, eingeschlossen zu werden oder auf offener Straße in die Kampfhandlungen hineinzugeraten. Auch das Fehlen der zum Kriegsdienst eingezogenen Männer machte sich in dieser Notzeit für die Zivilbevölkerung sehr erschwerend bemerkbar.

Die hohe Zahl von Verzweiflungstaten und Selbstmorden in jener Zeit und bereits vor dem Eintreffen der russischen Truppen verdeutlicht die verzweifelte Notlage der ostdeutschen Bevölkerung in ihrer Furcht vor den Gefahren der Flucht und den unermesslichen Leiden, die von der Roten Armee drohten. - In dieser entsetzlichen Not entschied sich dennoch die überwiegende Mehrzahl in allen deutsch bewohnten Gebieten jenseits der Oder-Neiße für den Aufbruch zur Flucht, da alle Bedenken, die davon abhalten konnten, von der Furcht vor den Kampfhandlungen und vor den zu erwartenden Übergriffen der sowjetischen Truppen übertroffen wurden.

Bei der panikartigen Flucht, die überall allein das Erscheinen der Roten Armee auslöste, waren die amtlichen Anordnungen zur Räumung oft nahezu ohne Bedeutung. Eine geregelte Evakuierung im Großen war meistens nicht mehr möglich oder zu spät begonnen worden. Die für die Räumung verantwortlichen Behörden vermochten eine überstürzte und regellose Flucht nicht zu verhindern,



und die mit der Evakuierung beauftragten Organisationen waren trotz mancher aufopfernder Bemühungen, vor allem bei der NSV. und den Kreis- und Orts-Bauernschaften, nicht imstande, den plötzlich anwachsenden Flüchtlingsstrom hinreichend zu lenken und zu versorgen.

Die Befehlsgewalt der Partei in allen Räumungsangelegenheiten hatte im Ganzen zweifellos nachteilige Folgen, sie bedeutete aber keineswegs, dass die Flucht oder Evakuierung gegen den Willen der ostdeutschen Bevölkerung erzwungen worden ist. Dies geht allein schon daraus hervor, dass die Bevölkerung auch dann, wenn keine Räumungsbefehle gegeben wurden, in gleicher Weise flüchtete. Der Zwangscharakter, den die Räumung infolge der Anordnungen der Partei erhielt, bezog sich nur auf die von den Gau- und Kreisleitern angeordneten Räumungstermine, nicht auf die Flucht als solche. Nicht darin lag die Unverantwortlichkeit der parteiamtlichen Maßnahmen, dass Räumungsbefehle gegeben wurden, sondern dass dies infolge des Unvermögens der Parteibehörden, sich die wirkliche Lage einzugestehen, meist zu spät erfolgte und damit der Aufbruch zur Flucht eine Verzögerung erlitt, die ein rechtzeitiges Entkommen für Teile der ostdeutschen Bevölkerung unmöglich machte.



**90-0088** Endlose Flüchtlingstrecks auf ostpreußischem Chausseen

Obwohl die Flüchtenden, als sie sich auf die Flucht begaben, zweifellos nicht absehen konnten, was ihnen im einzelnen unter russischer Herrschaft bevorstand, so hat sich doch später an der vielfältigen schrecklichen Erfahrung derjenigen, die zurückgeblieben waren oder denen die Flucht misslang, eindeutig erwiesen, dass die Flucht im Rahmen des Gesamtschicksals der ostdeutschen

Bevölkerung nach 1945 noch das geringste Übel war. Unzählige Menschen sind dadurch vor Schlimmerem bewahrt geblieben, denn die Verluste, die während der Flucht entstanden, reichten - so schmerzlich sie waren - nicht an die viel höheren Verluste und Schädigungen heran, die als Folge der russisch-polnischen Herrschaft über Ostdeutschland für diejenigen entstanden, die in diesen Gebieten zurückgeblieben waren.

## ***Die Flucht der ostpreußischen Bevölkerung***

Der russische Vorstoß vom Oktober 1944 hatte dazu geführt, dass die östliche Zone Ostpreußens nahezu völlig von der Bevölkerung geräumt und die Gesamtbevölkerung des noch unbesetzten Landes Ende 1944 auf 1,75 Millionen abgesunken war. Da ein beträchtlicher Teil der evakuierten Bevölkerung in den Regierungsbezirken Königsberg und Allenstein untergebracht worden war, hatte sich dort die Einwohnerzahl der Städte und Landgemeinden durchschnittlich um rund 15 % erhöht. Diese dichte Ansammlung von Menschen in dem kleiner gewordenen ostpreußischen Raum erschwerte von vornherein die Flucht.

Als Mitte Januar 1945 vom Osten und Süden der russische Großangriff auf Ostpreußen begann, traf er auf eine Provinz, deren oberste Parteiführung ohne Bedacht auf die exponierte Lage Ostpreußens harträchtig die Notwendigkeit vorsorglicher Evakuierungen leugnete und an dieser Haltung auch dann noch festhielt, als der Vormarsch der Roten Armee nach Ostpreußen in vollem Gange war. Die Eifersucht, mit der der Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar von Ostpreußen darüber wachte, dass kein Räumungsbefehl in den Städten und Landgemeinden gegeben wurde, den er nicht genehmigt hatte, führte dazu, dass die Anordnungen der Gauleitung in Königsberg ständig hinter der Entwicklung der militärischen Lage herhinkten und die Räumungserlaubnis oft erst gegeben wurde, als eine ordnungsgemäße und gelenkte Evakuierung längst unmöglich geworden war. Vielerorts waren die Räumungsbefehle völlig überflüssig geworden, weil sich die Bevölkerung bereits selbstständig auf die Flucht begeben hatte.

Eine rechtzeitige und organisierte Räumung fand fast nirgends statt, vielmehr stellte der Aufbruch der ostpreußischen Bevölkerung meist eine regellose, im letzten Moment ausgelöste und oft völlig verwirrte Flucht dar. Und dabei erwies es sich noch als ein Glück, dass sich wenigstens ein Teil der Bevölkerung nicht um das Fluchtverbot kümmerte, sondern, ohne die Bekanntgabe des Räumungsbefehls abzuwarten, mit der Eisenbahn oder auf dem Treckwege die bedrohten Wohnorte verließ.

Der Verlauf, die Richtung und der Erfolg der Flucht der ostpreußischen Bevölkerung waren in erster Linie bestimmt vom Ablauf der militärischen Opera-

tionen. Durch diese und die geografische Lage Ostpreußens bedingt, ergaben sich für die Flucht verschiedene zeitliche und örtliche Schwerpunkte.

Der erste Abschnitt der Flucht setzte etwa am 19./20. Januar ein und dauerte bis zur Abschneidung Ostpreußens bei Elbing am 26. Januar. Während dieser Zeit verlief die Fluchtbewegung im Allgemeinen von Osten nach Westen. Aus den nordöstlichen Kreisen Labiau und Wehlau floh die Bevölkerung seit dem 19. Januar ins Samland und in Richtung Königsberg. Aus den östlich der Masurischen Seen gelegenen Kreisen Angerburg, Lötzen, Lyck, Johannisburg, die im Oktober entweder gar nicht oder nur teilweise geräumt waren, begann der Aufbruch ziemlich gleichzeitig am 20. Januar.

Die Flüchtlingstrecks versuchten zunächst, quer durch Ostpreußen zu kommen, um dann bei Marienwerder oder Dirschau die Weichsel zu überqueren; denn jedermann glaubte, an der unteren Weichsel werde der Vormarsch der Russen zum Stehen kommen. Der russische Vorstoß von Süden nach Elbing machte diese Absicht jedoch weitgehend zunichte.

Nur ein geringer Teil der Bevölkerung der östlichen Kreise, der schon am 20., 21. und 22. Januar auf dem Schienenwege flüchtete, hat noch vor der Einschließung Ostpreußens die westlich der Weichsel gelegenen Gebiete erreichen können. Vor allem aus Königsberg sind auf diesem Wege schon ab 15. Januar schätzungsweise 75000 Menschen herausgekommen. Am 21. Januar fuhren die letzten Flüchtlingzüge aus Königsberg ab, von denen einige aber bereits nicht mehr nach Elbing durchkamen und von Braunsberg nach Königsberg zurückgeleitet werden mussten. - Schon am Vortage war durch die Einnahme Allensteins die südliche Strecke blockiert. Über andere Eisenbahnverbindungen, wie die von Lötzen über Rastenburg nach Heilsberg und Elbing, mögen am 22. Januar ebenfalls noch einige Tausende Ostpreußen verlassen haben. Spätestens ab 22. Januar war jedoch der Zugverkehr von Ostpreußen nach dem Reich auf allen Strecken eingestellt.

Ganz aussichtslos war es für die Masse der Bevölkerung aus den östlichen Kreisen, die mit dem Treck losgezogen war, auf dem Weg nach Westen über die Weichsel zu gelangen. Schnee und Kälte trugen das ihre dazu bei, dass ein Vorwärtskommen der Trecks auf den von Flüchtlings- und Wehrmachtsfahrzeugen verstopften Straßen sehr verzögert wurde. Es gelang kaum einem dieser Trecks, auf dem Landweg in westlicher Richtung die Weichsel zu erreichen. Am 21. Januar fiel Allenstein in russische Hand, wodurch für die südöstlichen Gebiete der Fluchtweg auf den nach Westen führenden Straßen endgültig versperrt wurde. Die unterwegs befindlichen Trecks mussten nach Norden ausweichen, und als am 23. Januar erste russische Panzer durch Elbing fuhren, war jeglicher Landweg nach Westen über die Weichsel abgeschnitten. Nur am Frischen Haff entlang konnten noch einige wenige Flüchtlinge aus der

Elbinger Gegend sowie aus Tolkemit durch die Niederungen von Nogat und Weichsel nach Westen gelangen, bis am 26. Januar durch den russischen Vorstoß nach Tolkemit ans Haff auch diese beschränkte Möglichkeit fortfiel.

Zunächst etwas günstiger war die Situation für die südwestlichen und westlichen Kreise Ostpreußens, durch die der sowjetische Durchbruch aus dem Raum Ciechanów-Soldau nach Elbing führte.

Vom 19. bis 21. Januar fuhren aus den Kreisen Neidenburg, Ortelsburg, Allenstein, Osterode, Mohrungen und Preußisch Holland noch mehrere Flüchtlingszüge entweder über Deutsch Eylau und Thorn nach Südwesten oder über Marienburg und Elbing nach Nordwesten. Der ungeheuer schnelle russische Vormarsch, der bereits am 18. Januar den am weitesten südlich gelegenen Kreis Neidenburg erreichte, am 19. und 20. die Kreise Ortelsburg, Osterode und Deutsch Eylau erfasste und sich am 21./22. Januar auf das Gebiet um Allenstein, Mohrungen und Preußisch Holland ausdehnte, verursachte auf den Bahnhöfen der Städte ungeheure Menschenansammlungen. Dieser russische Vorstoß wurde aber vor allem denen zum Verhängnis, die sich seit dem 19. Januar auf dem Treck nach Norden und Nordwesten unterwegs befanden. Mit Ausnahme derjenigen Trecks aus dem Kreise Preußisch Holland und aus der westlichen Hälfte des Kreises Mohrungen, die den direkten Weg nach Westen in Richtung Marienburg eingeschlagen hatten und sich auf diese Weise der Einschließung Ostpreußens entziehen konnten, bewegten sich die Dorf- und Gutstrecks aus den südlichen und südwestlichen Kreisen auf den Straßen nach Nordwesten in Richtung Elbing/ Frisches Haff, also genau auf der Linie und in der Richtung, die die sowjetischen Panzer für ihren Vormarsch gewählt hatten.

Ein Teil der Trecks aus den Kreisen Ortelsburg, Allenstein, Mohrungen konnte noch rechtzeitig nach Norden abschnellen, der größere Teil aber fiel in russische Hand. Besonders die Trecks aus dem Kreise Osterode, der im Zentrum der russischen Angriffsbewegung lag, wurden meist schon im Kreisgebiet von sowjetischen Panzern überrollt.

Groß war in diesem südwestlichen Teil Ostpreußens auch die Zahl derer, die noch, ehe sie sich zur Flucht entschlossen hatten, in ihren Heimatdörfern und -städten unter die Russen gerieten. In Allenstein war noch die Hälfte der Bevölkerung in der Stadt, als diese völlig überraschend von sowjetischen Truppen besetzt wurde, und auch in der Stadt Osterode hielten sich während des russischen Einmarsches noch tausende von Einheimischen und Flüchtlingen auf.

Von den über 500 000 Menschen, die im Südwestteil Ostpreußens (südlich der Linie Elbing - Allenstein - Ortelsburg) lebten, wurde etwa die Hälfte infolge des sowjetischen Vorstoßes, der zur Abschnürung Ostpreußens führte, überrascht

bzw. unterwegs überrollt. Rund ein Viertel gelangte mit der Eisenbahn, mit Kraftwagen oder mit dem Treck nach Westen über die Weichsel, und die Übrigen flohen in den Raum südlich des Frischen Haffs, der in den folgenden Wochen im Brennpunkt der Fluchtbewegung in Ostpreußen stehen sollte.

Nachdem schon eine Woche nach dem Beginn der Fluchtbewegung der direkte Landweg von Ostpreußen nach dem Reich unterbrochen war, blieben nur noch zwei Fluchtmöglichkeiten: über See im Schiffstransport von Pillau aus oder über das Eis des Frischen Haffs auf die Nehrung und von dort aus über Kahlberg und die Weichselmündung nach Danzig und dann weiter nach Pommern.

Für die Bevölkerung, die sich im nördlichen Zipfel Ostpreußens (nördlich des Pregels) befand, war der Weg nach dem Samland und Pillau der gegebene, während die Masse der aus den südöstlichen und mittleren ostpreußischen Gebieten fliehenden Bevölkerung den Weg zum Frischen Haff einschlug. Diejenigen Trecks, die aus den östlich der Masurischen Seen gelegenen Kreisen Lötzen, Lyck und Johannisburg schon am 20./21. Januar aufgebrochen waren und sich zunächst in westlicher Richtung bewegt hatten, bogen jetzt nach Nordwesten um und zogen durch die Kreise Sensburg, Rössel und Rastenburg. Dazu kamen noch Teile der Trecks aus dem Kreis Ortelsburg, die vor dem südlichen russischen Angriff geflohen waren. Dadurch strömte in dem Gebiet unmittelbar westlich der Masurischen Seen bald eine unübersehbare Menge von Flüchtlingen zusammen. Als schließlich seit dem 25. Januar auch die Bevölkerung der Kreise Rastenburg, Sensburg und Rössel vor den nachdrängenden Russen die Flucht ergriff, waren die Straßen bald so verstopft, dass die Bewohner mancher Ortschaften die Flucht als aussichtslos betrachteten und die sowjetischen Truppen zu Hause erwarteten.

Der harte ostpreußische Winter, die Nachrichten von dem Vorstoß der Sowjets bis nach Elbing und bis vor Königsberg sowie das sichtbare Elend der Flüchtlingszüge nahmen Teilen der Bevölkerung allen Mut, sich an den Aufbruch zu machen. Am 26. Januar wurden Rastenburg, am 28. die Städte Sensburg und Rössel von Truppen der Roten Armee eingenommen, und dabei fielen nicht nur zahlreiche Bewohner dieser Städte in russische Hand, sondern auch viele Trecks aus den weiter östlich gelegenen Gebieten, die nicht schnell genug vorangekommen waren.

Dennoch gab die Bevölkerung im ganzen die Flucht keineswegs auf. Obwohl der feindfreie Raum südlich des Haffs Ende Januar zusehends kleiner wurde, strömten weitere Massen von Osten und Süden in die Kreise Preußisch Eylau, Heilsberg, Braunsberg und Heiligenbeil ein, wobei die nachdringenden Russen unter der fliehenden Bevölkerung immer wieder heillose Verwirrung anrichteten. Trecks und Flüchtlinge aus nahezu allen ostpreußischen Kreisen trafen hier zusammen, und es entstand eine Zusammenballung von Menschen, die dem

Organisationsvermögen der Behörden nicht mehr gewachsen war. Kälte, Hunger und Luftangriffe kamen hinzu und verursachten besonders in den Städten Braunsberg, Mehlsack und Heiligenbeil hohe Verluste.



90-0089

Treckwagen auf dem Haffeis



90-0090

Treckwagen am Haffufer

Seit Ende Januar bis in die letzten Februartage vollzog sich von der Haffküste bei Heiligenbeil und Braunsberg der Abmarsch von Hunderttausenden von Flüchtlingen über das Eis des Frischen Haffs zur Nehrung. Während der Kessel südlich des Haffs hartnäckig von deutschen Truppen verteidigt und nur in wochenlangen Kämpfen eingeengt werden konnte, zogen Tag und Nacht auf abgesteckten Treckwegen Tausende von Menschen und hochbeladene Pferdewagen durch diese letzte gefährvolle Öffnung des russischen Einschließungsringes um Ostpreußen. Einbrüche in das Eis, russische Luftangriffe auf den endlosen Flüchtlingszug und Bombenabwürfe auf die Eisdecke sowie Erfrierungen, Hunger, Durst und das Übermaß der Anstrengungen kosteten während dieser Flucht über das Eis und die Nehrung viele Menschen das Leben.

Vom Haff aus führte der Weg der Flüchtlinge auf der Nehrungsstraße in westlicher Richtung nach Kahlberg und Stutthof. Der weitaus größte Teil der Menschen, die glücklich die Nehrung erreichten, setzte die Flucht auf diesem Wege nach Danzig und Pommern fort. Ein geringer Teil wandte sich auf der Landzunge ostwärts nach Neutief und suchte, unter Zurücklassung von Pferden und Wagen, von Pillau aus über See in das westliche Reichsgebiet zu gelangen. Ende Februar begann die Eisdecke zu schmelzen; damit wurde der Flucht über das Haff ein Ende gesetzt.

Inzwischen war auch der Kessel an der Haffküste immer enger geworden. Ein Teil der einheimischen Bevölkerung und der Flüchtlinge war in den Kreisen Braunsberg und Heiligenbeil während der wochenlangen schweren Kämpfe, die diesen Landstreifen verwüsteten, bereits unter die Russen geraten oder hatte sich, von dem Elend und den Gefahren der Flucht über das Haff abgeschreckt, zur Aufgabe weiterer Fluchtversuche entschlossen. Die überwiegende Mehrzahl der Menschen, die sich in den Monaten Januar und Februar südlich des Haffs zusammengedrängt hatten, war jedoch über das Eis entkommen. Ihre Zahl kann auf knapp eine halbe Million berechnet werden.

Nachdem Ende Februar die Flucht über das Haff geendet hatte und Ende März die Abwehrkämpfe im Kessel von Heiligenbeil endgültig eingestellt werden mussten, blieben nur noch in Königsberg und im Samland letzte Schlupfwinkel für die deutsche Bevölkerung. In den letzten Januartagen war der Angriff sowjetischer Truppen mit voller Wucht in den Raum um Königsberg und ins Samland hineingetragen worden. Er hatte dazu geführt, dass Königsberg eingeschlossen und die Samlandfront bis dicht an die Ostseeküste zurückgedrängt wurde.

Einige zehntausende von Einheimischen und Flüchtlingen waren in Cranz und anderen Orten des Samlandes von sowjetischen Einheiten überrascht worden, und auch nördlich von Königsberg kam es im Zuge der Einschließung der Stadt in und bei Metgethen für die in Richtung Pillau fliehenden Menschen zu einer Begegnung voller Schrecken mit russischen Truppen.

Der Masse der im Samland zusammengeströmten Flüchtlinge und der einheimischen Bevölkerung gelang es jedoch, sich zunächst entweder in die Stadt Königsberg oder in den schmalen Küstenstreifen von Neukuhren bis nach Pillau und Fischhausen zu retten. Über 150000 Menschen befanden sich zu dieser Zeit in Königsberg und über 200 000 wurden in den noch feindfrei gebliebenen Raum des Samlandes zusammengedrängt.

Die Königsberger Bevölkerung war zunächst mit Eisenbahnzügen geflohen, bis der Zugverkehr ins Reich am 21. Januar aufhörte. Danach hatten sich große Teile nach Pillau begeben, um von dort aus entweder über die Nehrung nach Westen zu gelangen oder über See ins Reich abtransportiert zu werden. Als Ende Januar 1945 die Einschließung der Stadt vollendet war, wurden noch geringe Teile der Bevölkerung zu Schiff von Königsberg nach Pillau gebracht, und Mitte Februar, nachdem im Norden der Stadt die Verbindung zum Samland für einige Wochen wieder freigekämpft war, konnten noch weitere Teile der Zivilbevölkerung aus Königsberg ins Samland übergeführt werden. Dennoch blieben ca. 100 000 Menschen in Königsberg zurück. Viele von ihnen kamen den Räumungsaufforderungen der Partei absichtlich nicht nach, weil sie sich in der Stadt sicherer glaubten als im Samland oder auf dem gefährvollen Fluchtweg über Pillau.

Fortgesetzte Bombenabwürfe und Artilleriebeschuss auf Königsberg zerstörten während der Wochen der Einschließung einen großen Teil der ohnehin durch Luftangriffe schon früher schwer mitgenommenen Stadt und richteten unter der nur noch in Kellern lebenden Zivilbevölkerung hohe Verluste an. Als schließlich am 06.-09. April der Generalangriff der Roten Armee auf Königsberg erfolgte, wurden nochmals viele Zivilisten in die Kriegsereignisse hineingerissen. Ca. 25 Prozent der in Königsberg verbliebenen Bevölkerung waren im Laufe der Kampfhandlungen ums Leben gekommen, als am 9. April die Stadt an die Russen übergeben wurde.

Als letzte Bastion in Ostpreußen blieb nunmehr nur noch der Streifen entlang der Samlandküste und der Raum um Pillau - Fischhausen in deutscher Hand. Noch immer betrug die Zahl der aus Königsberg, dem Samland und aus weiter östlich gelegenen Kreisen in Pillau, Fischhausen, Palmnicken, Rauschen und Neukuhren untergebrachten Menschen viele Tausende, obwohl die Hauptmasse der Flüchtlinge bereits von Pillau aus über See abtransportiert worden war.

Die ersten mit Flüchtlingen beladenen Schiffe hatten am 25. Januar Pillau verlassen, und am 15. Februar konnte in Pillau bereits registriert werden, dass 204 000 Flüchtlinge mit Schiffen befördert und weitere 50 000 nach Neutief übersetzt und im Treck oder Fußmarsch auf der Frischen Nehrung weitergeleitet worden waren.



Aber noch immer strömten viele Tausende nach Pillau. Sie kamen nicht nur über Land, sondern auch von Neukuhren aus mit kleinen Schiffen an. Die Stadt beherbergte an manchen Tagen über 75000 Menschen, unter denen die ständigen sowjetischen Fliegerangriffe hohe Verluste anrichteten. Allein in der Zeit von Anfang März bis Mitte April fanden 13 schwere Luftangriffe auf Pillau statt, während gleichzeitig auch sowjetische Artillerie Stadt und Hafen beschoss.

Vom 8. März an musste für ca. drei Wochen der Abtransport von Flüchtlingen aus Pillau eingestellt werden, weil aller zur Verfügung stehende Schiffsraum in dieser Zeit zum Abtransport der Flüchtlinge aus den Städten Danzig und Gdingen benötigt wurde, denen in Kürze die Einnahme durch sowjetische Truppen drohte. In dieser Zeit, als keine Schiffe von Pillau abfahren, zogen viele Tausende nach Neutief herüber und die Nehrung entlang, denn von der Danziger Niederung aus verkehrten auch nach der Einnahme Danzigs noch Fährprahme nach Hela, von wo aus dann der Weitertransport ins Reich erfolgen konnte.

Ab Ende März wurde der Schiffsverkehr von Pillau aus nach Westen wieder aufgenommen. Erst als nach dem Fall von Königsberg der sowjetische Großangriff gegen die Samlandfront Mitte April begann, stand auch für das Fluchtzentrum Pillau das Ende bevor. Innerhalb weniger Tage mussten die letzten Verteidigungsstellungen längs der Samlandküste aufgegeben werden. Aus Neukuhren, Rauschen und z. T. auch aus Palmnicken und der Stadt Fischhausen konnte nur noch ein Teil der Bevölkerung fliehen. Zahlreich waren auch diejenigen, denen der Mut zu einer weiteren Flucht gesunken war und die resigniert den Einzug der Russen abwarteten. Am 20. April begann der Kampf um die Festung Pillau, der nach fünf Tagen mit dem Übersetzen sowjetischer Truppen nach Neutief endete. Zahlreiche Soldaten fielen dabei in russische Hände, aber der Hauptteil der Flüchtlinge war bereits vorher befördert worden.

Die Flucht nach Pillau hatte sich für Hunderttausende als Rettung erwiesen. Insgesamt verließen von Ende Januar 1945 bis Ende April 451 000 Flüchtlinge mit Schiffen den Hafen von Pillau, und in der gleichen Zeit wurden 180 000 - 200 000 Menschen nach Neutief übersetzt.

Durch Schiffsuntergänge fanden mehrere Tausende ein entsetzliches Ende. Die überwiegende Zahl der über See abtransportierten Flüchtlinge kam jedoch wohlbehalten im westlichen Reichsgebiet oder in dem damals noch von deutschen Truppen besetzten Dänemark an.

Während der sowjetischen Offensive gegen Ostpreußen haben über 75 Prozent der ostpreußischen Bevölkerung, die Anfang 1945 noch im Lande war, Ostpreußen verlassen, um dem sowjetischen Zugriff und den russischen Truppen zu entgehen. Nur ca. 400 000 Menschen sind entweder durch den sowjetischen Vormarsch überrascht worden oder aus persönlichem Entschluss in Ostpreußen

zurückgeblieben. Es kann angenommen werden, dass dazu die zahlenmäßig kleine Gruppe der echten polnischen Minderheit gehörte, obwohl darüber keine Zeugnisse vorliegen. Zusammen mit den ca. 100 000 Menschen, die schon im Herbst 1944 im Memelland und im Regierungsbezirk Gumbinnen in die Hände der Russen gefallen waren, blieben somit rund eine halbe Million Menschen in Ostpreußen zurück. - Fasst man den Verlauf der Flucht der ostpreußischen Bevölkerung vom Herbst 1944 bis zum April 1945 in wenige große Abschnitte zusammen, so ergibt sich folgendes Bild:

Zahl der Anfang 1944 in Ostpreußen lebenden Bevölkerung (einschließlich Memelland, ohne Reg.-Bez. Westpreußen)	2 350 000
im Herbst 1944 evakuiert oder abgewandert	500 000
ab Januar 1945:	
auf dem Landwege (Eisenbahn oder Treck) nach Westen	250 000
über das Haff in den Raum Danzig - Pommern	450 000
von Pillau über die Nehrung in den Raum Danzig -Pommern	200 000
von Pillau über See abtransportiert	450 000
in Ostpreußen in russische Hand gefallen	500 000

Für hunderttausende von Menschen war mit dem Verlassen der ostpreußischen Heimat jedoch ihr Leidensweg noch nicht beendet. Sie gerieten im Raum um Danzig und in Ostpommern abermals in das Chaos des Krieges hinein, und viele von ihnen wurden noch dort von russischen Truppen erfasst.

\*

## ***Übergriffe und Gewalttaten der sowjetrussischen Truppen beim Einzug in Ostdeutschland***

Die Ereignisse, die sich beim ersten Zusammentreffen der siegreichen Truppen der Roten Armee mit der ostdeutschen Bevölkerung abspielten, stellen zweifellos den tiefsten Punkt der Erniedrigung dar, den die Deutschen jenseits von Oder und Neiße erleben mussten. Auf die wenigen Tage der ersten Begegnung mit den russischen Truppen drängt sich in der Erinnerung vieler Vertriebener zusammen, was sie an Schrecklichem seit 1945 in ihrer Heimat erlebt haben. Daher rührt es, dass in einer so großen Zahl von Erlebnisberichten über die Vertreibung die Tage des Einmarsches der Roten Armee im Mittelpunkt stehen und erlebnismäßig alles andere in den Schatten stellen. Dies war nicht

nur eine subjektive Empfindung, sondern entspricht auch der tatsächlichen Schwere der Erlebnisse, die in diese Tage fallen. Massenhafte Vergewaltigungen von Frauen, willkürliche Tötung vieler Deutscher, Raub und Misshandlung während des Einzuges der Roten Armee sind in einem Maße und in solcher Gleichförmigkeit in allen Gebieten jenseits der Oder und Neiße verübt worden, dass keine Darstellung der Vertreibung daran vorübergehen kann.



90-0091

Erschlagene Bauern

### ***1. Die Vergewaltigung von Frauen***

Unter den Ausschreitungen der einzelnen russischen Truppen hatten ganz besonders die Frauen zu leiden. Bei den zahlreichen Erlebnisberichten, die vom Einzug der Roten Armee handeln, gibt es kaum einen, der nicht von Vergewaltigung deutscher Frauen und Mädchen zu berichten weiß, in vielen wird sogar in aller Offenheit von selbst erlittenen Vergewaltigungen erzählt. Es kann auch bei kritischster Prüfung dieser Berichte kein Zweifel sein, dass es sich bei den Vergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen durch sowjetische Soldaten und Offiziere um ein Massenvergehen im wahren Sinne des Wortes handelt, keineswegs um bloße Einzelfälle. Darauf deutet schon hin, dass förmlich Razzien auf Frauen unternommen wurden, dass ferner manche Frauen in vielfacher Folge nacheinander missbraucht wurden und dass die Vergewaltigungen oft in aller Öffentlichkeit vor sich gingen. In gleicher Weise befremdend und Entsetzen erregend wirkte es auf die deutsche Bevölkerung, dass von den Vergewaltigungen auch Kinder und Greisinnen nicht verschont wurden. Abge-

sehen von den physischen und psychischen Schädigungen, die die Vergewaltigungen für die ungeheure Zahl der betroffenen deutschen Frauen bedeuteten, haben besonders die Brutalität und Schamlosigkeit, mit der sich diese Vorgänge oft vollzogen, zur Verbreitung von Angst und Schrecken unter der deutschen Bevölkerung beigetragen.

Es lässt sich erkennen, dass hinter den Vergewaltigungen eine Verhaltensweise und Mentalität stand, die für europäische Begriffe fremd und abstoßend wirkt, und man wird sie teilweise auf jene, besonders in den asiatischen Gebieten Russlands noch nachwirkenden Traditionen und Vorstellungen zurückführen müssen, nach denen die Frauen im gleichen Maße eine dem Sieger zustehende Beute sind, wie Schmuckstücke, Wertgegenstände und die Sachgüter in Wohnungen und Magazinen.

Ohne eine solche unter den sowjetischen Truppen verbreitete Grundhaltung wären die Formen und die massenhaften Fälle von Vergewaltigungen nicht denkbar. Die Tatsache, dass sowjetische Soldaten asiatischer Herkunft sich dabei durch besondere Maßlosigkeit und Wildheit hervortaten, bestätigt, dass gewisse Züge asiatischer Mentalität wesentlich zu jenen Ausschreitungen beigetragen haben.

Aber noch anderes ist in Rechnung zu stellen. Durch Soldatenzeitungen, Flugblätter und Rundfunksendungen, z. B. des Schriftstellers Ilja Ehrenburg, sind die sowjetischen Truppen vor Beginn der Offensive gegen die deutschen Gebiete und noch in den Wochen der Eroberung mit brutaler Offenheit dazu aufgefordert worden, Rache und Vergeltung an den Deutschen zu üben. Von deutschen Truppen erbeutete Briefe russischer Soldaten sowie sowjetische Zeitungen aus dieser Zeit bestätigen dies einwandfrei, und von exilrussischer Seite ist offen zugegeben worden, dass ein Teil der sowjetischen Offiziere und Soldaten und besonders die überzeugten Stalinisten unter ihnen durch diese Hassparolen Ilja Ehrenburgs und anderer sowjetischer Journalisten beeinflusst wurden und die Schändung deutscher Frauen als einen Akt der Rache an den Deutschen betrachteten. Nur auf diese Weise lässt es sich erklären, dass es in vielen Fällen nicht bei der Vergewaltigung blieb, sondern dass die deutschen Frauen anschließend getötet und mitunter auf sadistische Weise entstellt wurden.

Manches davon mag auf das Konto einer durch den Krieg verursachten Zügellosigkeit gehen; im Ganzen lassen sich die Vorgänge jedoch damit nicht erklären und entschuldigen. Es steht auch fest, dass zumindest in den ersten Wochen der Besetzung der deutschen Gebiete die sowjetische Armeeführung und die Truppenführer gegen die massenhaften Vergewaltigungen deutscher Frauen nicht eingeschritten sind, sie also durchaus duldeten, wenn nicht förderten.

Es soll im Interesse objektiver Berichterstattung nicht verschwiegen werden, dass es erfreulicherweise auch unter den russischen Soldaten und Offizieren eine beträchtliche Anzahl gegeben hat, die sich nicht an den Ausschreitungen beteiligten, ja den Frauen und Mädchen sogar ihren Schutz anboten oder durch energisches persönliches Eingreifen manche Vergehen verhinderten. Sie haben damit verdient, besonders hervorgehoben zu werden. Trotz solcher rühmenswerten Ausnahmen bleibt die Tatsache bestehen, dass die Vergewaltigungen zu den furchtbarsten Vorgängen innerhalb des Gesamtprozesses der Vertreibung gehören.

Sie hatten zur Folge, dass zahllose deutsche Frauen durch Geschlechtskrankheiten und sonstige körperliche Schädigungen für ihr ganzes Leben ruiniert wurden, und vor allem, dass seelische Depressionen und Verzweiflung, daneben ein dumpfer Fatalismus sich unter ihnen ausbreitete. Viele zogen den von eigener Hand gegebenen Tod der immer wiederholten Schande vor. Viele leiden noch heute unter den psychischen Nachwirkungen des Schreckens und der Entehrung.



90-0092

Zusammengeschossener Treck

## ***2. Die Tötung ostdeutscher Zivilpersonen***

Neben den zügellosen Ausschreitungen gegenüber Frauen und Mädchen kam es in den Tagen unmittelbar nach dem Einzug der Roten Armee in den Städten und Dörfern Ostdeutschlands zu zahlreichen „Liquidierungen“ von Zivilpersonen und auch zu bloßem Mord. Es handelte sich dabei in der Regel um ein Vorgehen,

dem keine auch nur formale gerichtliche Entscheidung vorherging, sondern um bloße Exekutionen auf Grund irgendwelcher Verdachtsmomente oder Beschuldigungen und oft genug auch um rein willkürliche Handlungen einzelner Sowjetsoldaten.

Trotz großer Verschiedenheit der Vorfälle im Einzelnen lässt das Vorgehen der sowjetischen Truppen gewisse Grundzüge erkennen, die auf allgemeine Motive schließen lassen. So wurden von den Erschießungen durch einrückende sowjetische Truppen zunächst vor allem Personen betroffen, die exponierte Parteistellen innehatten oder bestimmten nationalsozialistischen Organisationen angehörten. In gleicher Weise wie die Ortsgruppenleiter und Ortsbauernführer, die SA - und SS - Männer wurden häufig aber auch Bürgermeister und höhere Angestellte der Zivilverwaltung sowie Polizeiangehörige behandelt, von denen die Sowjets offenbar annahmen, dass sie allesamt führende NS-Funktionäre waren.

Im Unterschied zu der Behandlung von Parteimitgliedern, wie sie sich in der späteren Zeit der russischen Militäradministration und der polnischen Verwaltung entwickelte, sind diejenigen Personen, die direkt von den einziehenden russischen Truppen - zu Recht oder Unrecht - als exponierte NS-Leute identifiziert wurden, zu einem großen Teil kurzerhand ohne weiteres Verfahren erschossen worden. Fast überall in den Dörfern und Städten Ostdeutschlands sind auf diese Weise hier einige, dort mehrere Menschen getötet worden, die offenbar durch die den sowjetischen Truppeneinheiten beigegebenen politischen Kommissare aufgespürt worden waren.

Es steht fest, dass bei diesen Exekutionen viele an verbrecherischen Maßnahmen des NS-Regimes völlig Unbeteiligte ums Leben gekommen sind. Dies rührt zum Teil daher, dass die russischen Kommissare eine oft sehr unzutreffende Vorstellung von den Kompetenzen und der Verantwortlichkeit der einzelnen NS-Funktionäre und -Organisationen hatten. Wie weit die Unkenntnis oder aber der Mutwille auf russischer Seite in dieser Beziehung ging, wird daran deutlich, dass es wiederholt vorkam, dass fälschlicherweise Eisenbahnbeamte, Feuerwehrleute und andere Uniformträger des öffentlichen Dienstes als Angehörige nationalsozialistischer oder militärischer Organisationen betrachtet und ohne Befragung erschossen wurden. Nicht anders wurde gegen diejenigen verfahren, in deren Wohnungen Waffen oder Uniformstücke gefunden worden waren. In vielen solchen Fällen genügte der bloße äußere Anschein und der geringste Verdacht, um Menschen hinzurichten.

Eine wichtige Rolle spielte in dieser Hinsicht vor allem der Verdacht, die von den sowjetischen Truppen in ihren Heimatorten angetroffenen Deutschen seien als Partisanen mit geheimem Auftrag zurückgelassen worden. Zweifellos leitete sich dieser Verdacht von den offiziellen deutschen Ankündigungen über die

Schaffung des „Wehrwolfs“ wie von der wohl organisierten Partisanentätigkeit her, mit der die Sowjets in Russland die deutschen Truppen bekämpft hatten. Nichtsdestoweniger war er bei der allgemeinen Verängstigung und Einschüchterung der zurückgebliebenen deutschen Bevölkerung unhaltbar. Es geschah besonders in den ersten Wochen des sowjetischen Vordringens nach Ostdeutschland überaus häufig, dass vor allem Männer auf Grund irgendeines den argwöhnischen Sowjetsoldaten verdächtig erscheinenden Verhaltens kurzerhand erschossen wurden.

Auch andere Motive wirkten bei den Erschießungen von Deutschen in den Tagen des Einzuges der sowjetischen Armeen mit. Besonders der aus den Traditionen der russischen Revolution stammende Hass gegen die „Kapitalisten“ fand vielfältig Entladung. Da nicht nur Großgrundbesitzer und Unternehmer, sondern auch kleine Leute, soweit sie nur ein eigenes Haus besaßen, in den Augen der sowjetischen Soldaten „Kapitalisten“ waren, sind von diesen Hassgefühlen nahezu unterschiedslos sowohl Gutsbesitzer und Geschäftseigentümer als auch Beamte, Angestellte und selbst Arbeiter betroffen worden. Die in Ostdeutschland besonders zahlreichen Gutsbesitzer wurden in den Augen der Russen in besonderer Weise in schlechtes Licht gesetzt durch den Umstand, dass bei ihnen während des Krieges zahlreiche russische Kriegsgefangene und Zivilarbeiter beschäftigt gewesen waren. Die Aussagen dieser russischen oder auch polnischen Zivilarbeiter oder Kriegsgefangenen waren deshalb für das Schicksal der Gutsbesitzer und ihrer Familien im positiven wie im negativen Sinne vielfach entscheidend. Die geringste Beschuldigung wegen schlechter Behandlung kostete manchem Landwirt das Leben, wie andererseits auch positive Zeugnisse oft Wunder wirkten.

Daneben zeigen sehr viele andere Beispiele von Erschießungen, dass die Tötung von Deutschen in hohem Maß dem seltsam naiven und zu plötzlichen und willkürlichen Handlungen fähigen Temperament der Russen zugeschrieben werden muss, dessen Unberechenbarkeit sich in den Tagen der Eroberung dadurch noch unheilvoller auswirkte, dass große Teile der sowjetischen Truppen fast ständig unter Alkoholeinfluss standen. Die zahllosen Trinkgelage endeten fast regelmäßig nicht nur mit Vergewaltigungen von Frauen, sondern auch mit Schießereien, denen nicht wenige völlig unschuldige Deutsche zum Opfer fielen. Doch auch wenn sie sich in nüchternem Zustand befanden, war es für viele russische Soldaten charakteristisch, dass sie in einer spielerisch-kindlichen Weise mit ihren Schusswaffen umgingen und jederzeit zum Schießen und Erschießen bereit waren, was viele ahnungslose Deutsche das Leben kostete.

Häufig kam es vor, dass Männer, die der Vergewaltigung ihrer Ehefrauen und Eltern, die der Schändung ihrer Töchter Widerstand leisten wollten, brutal niedergeschossen wurden, ebenso wie Frauen, die sich nicht missbrauchen

lassen wollten, oder Alte und Schwache, die nicht erfüllen konnten, was von ihnen verlangt wurde. In einzelnen Fällen waren auch völlig belanglose Dinge, nicht selten sprachliche Missverständnisse, die Ursache, dass von der Schusswaffe Gebrauch gemacht wurde. Es muss als charakteristischer Zug dieser Vorgänge festgehalten werden, dass hinter ihnen - im Gegensatz zu den späteren polnischen Ausschreitungen - viel weniger nationalistisch bestimmter Deutschenhass stand, sondern teils sozialrevolutionäre, kommunistische oder antifaschistische Gefühle, teils einfach selbstherrliche naive Willkür des einzelnen russischen Soldaten oder Offiziers.

### **3. Plünderungen und Brandstiftungen**

Neben den Vergewaltigungen der Frauen und den Erschießungen, von denen vor allem die Männer bedroht waren, gab es auch Übergriffe, denen keiner der zurückgebliebenen Deutschen entrann und die, mochten sie auch im Einzelnen als nicht so tragisch empfunden worden sein, doch auf Grund ihrer allgemeinen Verbreitung die deutsche Bevölkerung stark in Mitleidenschaft zogen.

An erster Stelle stehen hier die unaufhörlichen Plünderungen und Beraubungen, die beim Einmarsch der Roten Armee begannen und noch lange unter der russischen Besatzung andauerten, so dass die zurückgebliebene ostdeutsche Zivilbevölkerung durch fortgesetzte Beraubungen ihrer persönlichen Habe weitgehend verarmte.

Das furchtbare Ausmaß, das die Plünderungen in den ersten Tagen und Wochen nach der Eroberung der ostdeutschen Städte und Dörfer angenommen haben, die systematische Gründlichkeit, mit der sie geschahen, lässt auf planmäßiges Vorgehen schließen. Zweifellos hatten die sowjetischen Truppen lange Zeit uneingeschränkte Plünderungsfreiheit. Nicht nur, dass die sowjetische militärische Führung ihre Soldaten gewähren ließ, sie ermunterte sie noch in ganz offensichtlicher Weise, sich an deutschem Eigentum zu bereichern, oder leistete durch gelenkte Maßnahmen Plünderungsaktionen Vorschub.

So spielten Plünderungsabsichten zweifellos eine wichtige Rolle, wenn in größeren Orten, z. B. in Königsberg, Elbing und Danzig, daneben auch besonders in pommerschen Städten die deutsche Bevölkerung nach dem Einzug der Russen in tagelangen Märschen in der Umgebung umher getrieben wurde. Obwohl diese zeitweiligen Austreibungen mitunter durch die Nähe der Front bedingt waren oder auch anderen Zwecken, wie Verhören und Registrierungen dienten, so stand dabei doch offenbar die Absicht im Vordergrund, durch eine vorübergehende Entfernung der Bevölkerung aus ihren Wohnungen das deutsche Eigentum für die Beschlagnahme und Aneignung durch die sowjetischen Truppen freizugeben. Bei diesen Aktionen hat zweifellos die Vorstellung eine Rolle gespielt, dass der einzelne russische Soldat auf seine Weise an einer Wieder-



gutmachung teilnehmen sollte. Der Warenhunger von Menschen, die aus einem Lande kamen, in dem seit Jahrzehnten ein ungeheurer Mangel an Verbrauchsgütern bestand, trug das Seinige dazu bei, den ideologisch genährten Hass gegen alle Besitzenden zu offenen Raubhandlungen oder, was noch furchtbarere Wirkungen hatte, zu systematischen Zerstörungsakten zu steigern.

Viele Erlebnisberichte geben ein Bild nicht nur von Raub und Plünderungen, sondern auch von mutwilligen und fahrlässigen Vernichtungen, von Brandstiftungen in Wohnungen, Häusern, ja von der Niederbrennung ganzer Orte und Stadtteile. Da ein großer Teil der Wohnungen und Häuser leer stand, als die ostdeutschen Provinzen erobert wurden, gab es nichts, was die sowjetischen Truppen hätte hindern können, dort ganz nach ihrem Gefallen zu plündern und zu wüten. Diejenigen Deutschen, die von der Flucht zurückkamen, fanden in der Regel ihre Wohnungen in völlig ruiniertem Zustand vor. Besonders dann, wenn die sowjetischen Truppen in Erfahrung gebracht hatten, dass der Besitzer dieses oder jenes Hauses Nationalsozialist war, oder wenn sie in verlassenen Wohnungen NS-Embleme, Bilder von deutschen Soldaten, Hitlerbilder o.ä. fanden, führten solche Entdeckungen in der Regel dazu, dass die Wut gegen die abwesenden Besitzer sich auf deren Wohnungen und Häuser übertrug, die meist nicht nur völlig verwüstet, sondern auch in Brand gesetzt wurden. Die Verlassenheit der Orte in jenen Tagen hat dazu geführt, dass das Feuer von den einzelnen Häusern ungehindert auf ganze Straßenzüge und Stadtteile übergriff und Brände in großer Zahl wüteten. Manchmal gewinnt man geradezu den Eindruck, dass das Feuer von vornherein planmäßig gelegt wurde, um nicht nur einzelne Gebäude, sondern ganze Orte in Brand zu setzen.

Es ist erwiesen, dass durch die Zerstörungen und Brandstiftungen in den Tagen des Einmarsches der Roten Armee in Ostdeutschland größerer Schaden verursacht wurde als durch Bombenangriffe und Kampfhandlungen.

#### **4. Zusammenfassung**

Eine summarische Betrachtung der hauptsächlichen Erscheinungsformen der zahllosen Übergriffe, wie sie von der Roten Armee gegen die ostdeutsche Bevölkerung und ihr Eigentum verübt wurden, kann nur das Typische hervorkehren. Dabei darf nicht übersehen werden, dass die Vorgänge je nach Örtlichkeit, Umständen und Zeit gewisse Varianten zeigten.

In größeren Städten, in denen sich noch eine relativ hohe Zahl Deutscher aufhielt, verteilten sich naturgemäß die Übergriffe auf eine größere Zahl, und das Leid traf den Einzelnen weniger gleichmäßig und manchmal auch weniger schwer als in Dörfern, in denen starke russische Einheiten Quartier machten. Die größere Anonymität, mit der sich das Leben einer Stadtbevölkerung vollzieht, setzte auch den Denunziationen polnischer und russischer Zivilarbeiter oder übel

wollender Nachbarn engere Grenzen als auf dem Lande. Dazu kam, dass die Weitläufigkeit von Städten wie Königsberg, Breslau und Danzig größere Unterschlupf- und Versteckmöglichkeiten bot.

In Dörfern und kleinen Landstädten hing das Maß des beim Einzug russischer Truppen zu Erleidenden in erster Linie davon ab, ob starke russische Verbände oder nur kleine Einheiten einzogen. In der Regel waren es auch nicht die Kampftruppen, die noch im Gefecht befindlich waren, sondern die Nachschub-einheiten und Reserven, von denen die schwersten Übergriffe ausgingen. Besonders katastrophal wirkte sich das Zusammentreffen mit russischen Truppen dort aus, wo es auf offener Landstraße während des Trecks erfolgte. Hierbei gerieten die Flüchtlinge mitunter in Gefechte zwischen russischen und deutschen Truppen hinein; aber auch wenn sie davon verschont blieben, hatte das Auftreffen russischer Panzer auf Flüchtlingstrecks verheerende Wirkungen: Fuhrwerke wurden niedergewalzt, Menschen erschossen, das Gepäck geplündert.

Der Ablauf der Ereignisse bei der Begegnung mit den sowjetischen Truppen wurde schließlich auch durch den Zeitpunkt bestimmt, an dem diese erfolgten. Ganz allgemein gilt, dass in den ersten Wochen des sowjetischen Einmarsches im Januar/Februar 1945 schlimmere Übergriffe stattfanden als in den letzten Wochen vor dem Waffenstillstand im April und Mai. In den zuerst von russischen Truppen eroberten Gebieten Ostdeutschlands, in Ostbrandenburg, den südlichen Kreisen Ostpommerns, in manchen Gegenden Ostpreußens und in Oberschlesien war die Anzahl der Erschießungen größer, das allgemeine Verhalten der russischen Truppen ungezügelter und hemmungsloser als etwa in den schlesischen Randgebirgen, die erst im Mai in russische Hände fielen. Es ist auch deutlich, dass die Bevölkerung Danzigs und Königsbergs unter Ausschreitungen dieser Art schwerer zu leiden hatten als die Breslaus, das bis zum 6. Mai gehalten werden konnte. - Vielleicht hat in diesem Zusammenhang auch die Herkunft der Truppen und ihr Zivilisationsstand oder die Haltung der einzelnen Kommandeure eine Bedeutung gehabt. Ob man, verglichen mit solchen grausamen Exzessen, wie denen von Nemmersdorf in Ostpreußen im Oktober 1944, von Metgethen bei Königsberg im Februar 1945 und anderen, die sich zu Beginn der Besetzung deutscher Gebiete ereigneten, später von einer gewissen Abkühlung des Fanatismusses der russischen Truppen sprechen kann, sei dahingestellt. Sicher ist, dass seitens der sowjetischen Armeeführung nach den ersten Wochen der Eroberung die Tendenz zu wachsen begann, Ausschreitungen zu begegnen, weil diese auf die Dauer die Disziplin der Armee untergraben mussten. Auch das Problem der Rückwirkungen, die auf die Moral kommunistischer Soldaten bei einer zu engen Berührung mit der kapitalistischen Welt eintreten konnten, wird mitgewirkt haben. Die sowjetischen Aufrufe, die die Rote Armee zur Vergeltung aufforderten, wurden daher etwa ab März 1945

eingestellt und statt dessen Tagesbefehle und Flugblätter ausgegeben, die zur Disziplin aufriefen.

Gleichwohl vollzog sich auch in den Monaten März - Mai 1945 die Besetzung ostdeutschen Gebiets unter schwersten Leiden für die Zivilbevölkerung. Nur die Dichte und Intensität der Übergriffe und Gewalttaten wurde, soweit wir nach den Berichten urteilen können, etwas geringer; besonders krasse Einzelereignisse werden nicht mehr so oft bezeugt. Erst mit dem Zeitpunkt des Waffenstillstandes aber hat eine wirklich merkbare Erleichterung für die deutsche Zivilbevölkerung eingesetzt.



90-0093

Zusammengeschossener Treck

## ***Das Schicksal der Deutschen im sowjetisch verwalteten Teil Ostpreußens nach 1945***

Der Einfall der Roten Armee nach Ostdeutschland hatte zur Folge gehabt, dass über die Hälfte der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich von Oder und Neiße nach Mittel- und Westdeutschland verdrängt worden war. Die Millionen von Deutschen, die durch die Flucht vor der Roten Armee die Heimat verlassen mussten, hatten an den Folgen der Vertreibung noch lange schwer zu tragen, und noch heute haben sie unter der Besitz- und Heimatlosigkeit zu leiden. Dennoch blieb ihnen wenigstens das schwerere Schicksal der Deutschen erspart, die im Frühjahr und Sommer 1945 unter sowjetische und

polnische Herrschaft gekommen waren. Auch diesen über 5 Millionen Ostdeutschen, die den Einzug der sowjetischen Truppen in ihrem Lande erlebten oder nach dem Ende der Kampfhandlungen dorthin zurückgekehrt waren, ist der Verlust ihrer angestammten Heimat nicht erspart geblieben, nur traf sie dieses Schicksal später, und der Weg dahin gestaltete sich für sie unvergleichlich schwerer. Ehe sie mit nur wenigem Handgepäck ihre Heimat verlassen mussten, lebten sie lange Monate und manchmal Jahre unter russischer oder polnischer Herrschaft im Zustande völliger Rechtlosigkeit unter menschenunwürdigen Lebensbedingungen, die ihnen schließlich die Austreibung, wenn sie sie noch erlebten, als Erlösung von unsagbaren Leiden erscheinen ließ.

Im Gesamtvorgang der Vertreibung der ostdeutschen Bevölkerung muss dem Schicksal der Deutschen in den Jahren der russisch-polnischen Herrschaft deshalb besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Sowohl die Flucht, die am Beginn des Vertreibungsprozesses stand, wie die Ausweisung als sein Ende würden weitgehend unverständlich bleiben und nicht hinreichend zu erklären sein ohne Betrachtung der dazwischen liegenden Zeit, die die Deutschen jenseits von Oder und Neiße seit 1945 unter der Herrschaft der Russen und Polen in ihrer Heimat erlebten.

Nachdem Deutschland militärisch besiegt war, entwickelte sich die Lage in den deutschen Ostgebieten, in Danzig und in Polen für die dort lebende deutsche Bevölkerung sehr unterschiedlich.

Völlig abgesondert von den übrigen ostdeutschen Provinzen wurde der Nordteil von Ostpreußen, der durch die Potsdamer Beschlüsse der Alliierten unter die Verwaltung der UdSSR gestellt worden war. Im Unterschied zu diesem Gebiet erlebte die deutsche Bevölkerung im südlichen Ostpreußen, in Danzig, Ostpommern, Ostbrandenburg und Schlesien zunächst zwar ebenfalls mehrere Monate oder zumindest einige Wochen russische Besatzung, kam aber später unter polnische Verwaltungshoheit.

Schon im Februar 1945 waren die Alliierten in Jalta übereingekommen, dass ein Teil Ostpreußens der Sowjetunion zugesprochen werden sollte. Dieser Übereinkunft wurde im Potsdamer Abkommen Rechnung getragen durch den Beschluss, den nördlichen Teil Ostpreußens mit Königsberg unter die Verwaltung der UdSSR zu stellen. Die angloamerikanischen Mächte bekräftigten diese Abmachung durch ihre gemeinsame Zusage, die Übertragung dieses Gebietes an Russland bei der Friedensregelung zu unterstützen. Als Grenze zwischen dem sowjetisch verwalteten und dem polnisch verwalteten Teil Ostpreußens wurde eine Linie festgelegt, die fast gradlinig von der Küste des Frischen Haffs unmittelbar südlich von Heiligenbeil nach Osten quer durch Ostpreußen verläuft und nördlich von Goldap auf die alte ostpreußisch-litauische Grenze stößt.

Nördlich dieser Grenzlinie befanden sich nach dem Einmarsch der Russen und dem Abschluss der Rückkehrbewegung nur noch etwa 250 000 - 300 000 Deutsche, von denen sich ca. ein Viertel in der Stadt Königsberg aufhielt. Der östlichste Teil des Landes, der die Kreise Tilsit, Ebenrode, Schlossberg, Gumbinnen und Insterburg umfasste, war fast gänzlich von Menschen entblößt. Auch die Städte zählten hier nur noch wenige tausend Deutsche. Schon im Februar 1945 deportierten die Russen deshalb zahlreiche Einheimische und Flüchtlinge, die sie im Samland angetroffen hatten, in diese östlichen Kreise, wo sie für die sowjetischen Truppen Zwangsarbeiten zu verrichten hatten und später auf Kolchosen zusammengefasst wurden. In der folgenden Zeit sind dann auch aus Königsberg und im Frühjahr 1946 vor allem aus dem Kreis Labiau Deutsche in die menschenarmen Gebiete im Osten des sowjetisch verwalteten Ostpreußens verschleppt worden.

Dieser erzwungene Bevölkerungstransfer, der zahlreiche Deutsche aus ihrer engeren Heimat riss, hat dazu geführt, dass die Entwurzelung der Bevölkerung, die schon durch die Flucht- und Rückkehrbewegungen bewirkt worden war, noch weitere Fortschritte machte. In einer fremden Umgebung mit gleichfalls verschleppten Landsleuten aus den verschiedensten Gegenden Ostpreußens nebeneinander zu leben, die alle der Heimatlosigkeit preisgegeben waren, kennzeichnete im nördlichen Teil Ostpreußens mehr als in allen anderen deutschen Ostgebieten das Schicksal der in russische Hand gefallenen Deutschen. Dazu kam der Zustand absoluter Unsicherheit und ständiger Gefährdung, der noch Monate und Jahre nach der Besetzung andauerte. Obwohl allmählich russische Kommandanturen eingerichtet und Vergewaltigungen und Plünderungen verboten wurden, vermochten die Anordnungen der Kommandanten und die vereinzelt ausgesandten Streifen und Wachposten nicht, die deutsche Bevölkerung vor Übergriffen durch Soldaten und Offiziere zu schützen. Selbst in Königsberg hatte die deutsche Bevölkerung noch lange nach der Einnahme der Stadt unter fortgesetzten Beraubungen durch russische Soldaten zu leiden. Wesentlich unsicherer noch war die Lage aber auf dem Lande und besonders in abgelegenen und menschenarmen Orten und Gütern. Hier hörten die Belästigungen durch einzelne russische Soldaten, die Räubereien ganzer Banden und die Vergewaltigungen der deutschen Frauen noch zu Ende des Jahres 1945 und selbst im Laufe des nächsten Jahres nicht auf.

Besonders traurig war das Schicksal der vielen Tausenden, die nach der Besetzung des Landes wiederholten Verhaftungen zum Opfer fielen, die nicht nur unter den ehemaligen Mitgliedern der NSDAP viele Unbelastete, sondern auch viele fälschlich Verdächtige erfassten. Sofern die Verhafteten nicht nach Russland verschleppt wurden, hielt man sie nach zahllosen Verhören und Misshandlungen in Gefängnissen, Zuchthäusern und Lagern fest. Im nördlichen Teil Ostpreußens waren das Zuchthaus von Tapiau, das Gefängnis von Insterburg

und das in den Kasernen von Preußisch Eylau errichtete Lager die Hauptsammelstellen für die Verhafteten. Im Lager Preußisch Eylau befanden sich allein über 10 000 Deutsche, die bei schlechtester Ernährung harte Arbeit leisten mussten. Über die Hälfte von ihnen ist bis zur Auflösung des Lagers Ende 1945 an Unterernährung und Erschöpfung und den berüchtigten Typhuserkrankungen gestorben.

Aber auch die übrige Bevölkerung des sowjetisch verwalteten Ostpreußens hat in den auf die Eroberung folgenden Monaten und Jahren Schwerstes durchmachen und ungeheure Opfer bringen müssen. Die weitgehende Entvölkerung und wirtschaftliche und verkehrsmäßige Abschließung des Landes, besonders aber die brutale sowjetische Behandlung seiner wenigen deutschen Menschen, führte im Nordteil Ostpreußens seit 1945 zu einem Prozess wachsender Verelendung, Verwilderung und Primitivisierung, demgegenüber die zur gleichen Zeit in manchen Gegenden Schlesiens und Pommerns herrschenden Zustände noch als kultiviert erscheinen mochten. In wenigen Jahren verwischten sich die Züge einer alten europäischen Kulturlandschaft, und den Menschen verwandelte sich ihre Heimat unter ihren Augen in eine unheimliche Fremde.

In Königsberg und den kleineren Städten des nördlichen Ostpreußens wurde die Bevölkerung sofort nach der Eroberung durch sowjetische Truppen systematisch zu Zwangsarbeiten aller Art herangezogen. Ein Teil der arbeitsfähigen Männer und Frauen wurde zu diesem Zweck vorübergehend interniert; die anderen wurden dadurch zur Arbeit gezwungen, dass sie nur dann Verpflegung erhielten, wenn sie unter Aufsicht der sowjetischen Truppen arbeiteten. Eine organisierte allgemeine Lebensmittelversorgung, d. h. eine Ausgabe und regelmäßige Belieferung von Lebensmittelkarten, hat es im nördlichen Teil Ostpreußens offenbar nirgends gegeben. Für Alte, Kranke und Kinder begann die Ernährungslage in den Städten und besonders in Königsberg bald katastrophal zu werden.

In den ersten Wochen nach der Einnahme Königsbergs konnten noch die Vorräte in den verlassenen Häusern und Magazinen, soweit sie nicht schon von Russen ausgeraubt waren, über die erste Not hinweghelfen. Plündernde russische Soldaten und Nahrung suchende Deutsche durchzogen die Wohnungen und Keller der Stadt. Da die Zahl der Deutschen, die in russischen Haushalten und Kommandanturen oder in den wenigen von den Russen wieder in Gang gesetzten Betrieben Arbeit fanden, beständig abnahm, wurde die Ernährungslage für die Bevölkerung immer schlechter. Eine Ausnahme bildeten in dieser Beziehung lediglich die wenigen qualifizierten Facharbeiter, die als Spezialisten meist ausreichende Verpflegung und mitunter sogar Bezahlung erhielten. Im Übrigen hat aber wohl in keiner anderen deutschen Stadt der Hunger in den Jahren 1945-1947 so viele Opfer gefordert wie in Königsberg. Große Teile der Bevölkerung

nährten sich von Abfällen, und die Verwilderung führte schließlich sogar dazu, dass Fleisch getöteter Menschen feilgeboten wurde.

Furchtbare hygienische Verhältnisse trugen das ihre dazu bei, dass Typhus-, Ruhr-, Krätze-, ja selbst Malariaepidemien um sich griffen und die Sterblichkeit in unerhörtem Maße stieg. Zwei Jahre lang - vom Sommer 1945 bis zum Sommer 1947 - hielt die hohe Sterblichkeit in Königsberg infolge der Unterernährung und der Epidemien an. Innerhalb dieser zwei Jahre ist von den rund 70 000 Deutschen, die im Sommer 1945 in Königsberg registriert worden waren, mindestens die Hälfte gestorben. Im Sommer 1947 befanden sich nach übereinstimmenden Angaben nur noch 20 000- 25 000 Deutsche in der Stadt. Da die Krankenhäuser in Königsberg teilweise noch unter der Leitung deutscher Ärzte und Schwestern standen, die, soweit es in ihrer Macht lag, es an ärztlicher Betreuung nicht fehlen ließen, konnte vielen Kranken Erleichterung verschafft werden. Dennoch war es nicht zu verhindern, dass die Sterblichkeit anhielt.

Nicht viel besser war die Lage in den kleineren Städten des sowjetisch verwalteten Gebietes. Auch in ihnen stieg mit dem Sommer 1945 die Zahl der Todesfälle unter der Bevölkerung ungewöhnlich an.

Etwas günstigere Voraussetzungen bestanden anfangs für die Landbevölkerung. Obwohl die sowjetischen Truppen wiederholt Getreide requirierten und fast sämtliches Vieh beschlagnahmten, fand sie im Frühjahr und Sommer 1945 gelegentlich noch einiges an Vorräten von der vorjährigen Ernte, so dass sie ein kümmerliches Leben fristen konnte. Hier und dort wurde jedoch auch sie schon im Sommer 1945 zu verzweifelten Handlungen getrieben. Manchen von denen, die erst im Mai oder Juni von ihrer Flucht zurückkamen und ihre Wohnungen und Höfe völlig ausgeplündert vorfanden, blieb nichts anderes übrig, als bei den russischen Soldaten um Nahrung zu betteln. Die Gutmütigkeit und Freigebigkeit einzelner Russen kleinen Kindern und ihren Müttern gegenüber, die in seltsamem Kontrast zu den vielen Exzessen und Ausschreitungen stand, haben für manche deutsche Familie eine große Hilfe in ihrer furchtbaren Not bedeutet.

Im Sommer und Herbst 1945 besserte sich die Ernährungslage auf dem Lande insofern, als die Wintersaat, die überall noch vor dem russischen Einfall nach Ostpreußen in den Boden gekommen war, geerntet werden konnte. Auf allen großen Gütern waren sowjetische Militärkommandos eingesetzt, unter deren Leitung die deutsche Bevölkerung die Erntearbeiten verrichten musste. Nach sowjetischem Arbeitsnormsystem hatten Frauen und Männer, oft auch Kinder, schwerste Arbeit zu leisten. Jedoch brachte ihnen dies gegenüber der Stadtbevölkerung den Vorteil, dass sie sich beim Ernten, Dreschen und Kühe melken neben den kargen Rationen zusätzlich Lebensmittel verschaffen konnten. Häufig wird berichtet, wie ehemalige Bauersfrauen und Gutsbesitzerinnen nachts

auf ihre eigenen Felder schleichen und Korn für sich und ihre Kinder stehlen mussten, weil die russische Armeeführung die Ernte beschlagnahmt hatte. Mit Ausnahme der geringen Zuteilung, die die Landbevölkerung für ihre Arbeit auf den Feldern erhielt, war das gesamte auf den ostpreußischen Gütern geerntete Getreide für die Versorgung der sowjetischen Besatzungstruppen bestimmt, deren Zahl besonders im nördlichen Ostpreußen auch lange nach der Eroberung ungewöhnlich hoch war. Daraus erklärt sich, dass seit dem Frühjahr 1946 die allgemeine Hungersnot in wachsendem Maße auch die Landbevölkerung ergriff. Im Jahre 1946 wurde in Königsberg, dessen Sowjetisierung durch die Umbenennung in Kaliningrad auch nach außen demonstriert wurde, und im ganzen nördlichen Ostpreußen die sowjetische Militäradministration durch staatliche Zivilverwaltungsbehörden abgelöst. Der nördliche Teil Ostpreußens bildete - mit Ausnahme des Memellandes, das der Sowjetrepublik Litauen einverleibt wurde - fortan als Oblast Kaliningrad (Departement Kaliningrad) eine administrative Einheit, die verwaltungsmäßig in die großrussische Republik (RSFSR) eingegliedert wurde. Schon Anfang 1946 kamen die ersten Zivilrussen aus dem Inneren Russlands in die ostpreußischen Städte und Dörfer. Dennoch blieb das Land auch in der folgenden Zeit vorwiegend militärisch beherrscht. Pillau und Königsberg wurden zu Marinestützpunkten ausgebaut, und auch im Hinterland wurden starke sowjetische Einheiten stationiert.

Zivile Verwaltungsaufgaben standen demgegenüber völlig im Hintergrund. Besonders die Landwirtschaft wurde im nördlichen Teil von Ostpreußen aufs Äußerste vernachlässigt. Infolge der Menschenarmut, die auch durch den Zuzug von Zivilrussen nur sehr wenig und nur ganz allmählich etwas behoben werden konnte, lag in den Jahren 1946 - 1949 der überwiegende Teil der landwirtschaftlichen Nutzfläche brach, womit eine zunehmende Versteppung einsetzte.

Lediglich einige der großen Güter wurden als sowjetische Kolchosen organisiert. Auf ihnen musste der größte Teil der ländlichen deutschen Bevölkerung und teilweise auch die Bevölkerung der kleinen Städte arbeiten. Die Mehrzahl dieser Kolchosen befand sich in der Gegend um Insterburg, Gumbinnen, Schlossberg und Ebenrode. Die Deutschen, die zwangsweise auf die Kolchosen verschleppt worden waren oder in Ermangelung anderer Existenzmöglichkeiten dort Arbeit gesucht hatten, lebten und arbeiteten in den Jahren 1946 und 1947 in äußerst primitiven Verhältnissen. Die Wasser- und Lichtversorgung war kaum irgendwo in Gang gesetzt, die wichtigsten Maschinen und das Vieh waren abtransportiert, so dass mitunter Frauen vor den Pflug gespannt wurden und die Felder mit der Sense gemäht werden mussten. Die Gutshöfe waren großenteils verwildert, und es setzte sich die in Rußland seit altersher übliche Gewohnheit durch, leer stehende Scheunen und Gehöfte abzureißen und die Holzteile im Winter als Brennmaterial zu verheizen.



Durch die Ankunft von Zivilrussen, die gleichfalls auf den Kolchosen arbeiten mussten, wurden viele Deutsche aus ihren Unterkünften verdrängt und neue Belästigungen und Plünderungen hervorgerufen, gegen die es keine Wehr gab. Krankheiten, Erschöpfung durch die schwere Arbeit und mangelhafte Ernährung kamen hinzu und hielten den überwiegenden Teil der Landbevölkerung im nördlichen Ostpreußen in einem Zustand des bloßen Vegetierens. Einzelne versuchten deshalb, die streng bewachte Grenze zu überschreiten, die den nördlichen, sowjetischen Teil Ostpreußens von dem südlichen, polnisch verwalteten Teil trennte, um von dort aus nach Westen zu gelangen. Eine besondere Anziehungskraft übten vor allem aber Litauen und Lettland aus. Viele Deutsche aus den östlichen Kreisen Ostpreußens, aber auch aus Königsberg machten sich trotz Verbots und drohender Verhaftung auf den gefährvollen Weg in die baltischen Staaten, die zu dieser Zeit landwirtschaftlich und ernährungsmäßig wesentlich günstiger gestellt waren als das durch die Sowjets ausgeraubte und verwahrloste Ostpreußen. Vor allem in das nahe gelegene Litauen, vereinzelt aber auch in das entferntere Lettland, zogen Frauen, Männer und viele Jugendliche aus Ostpreußen, um sich Nahrungsmittel zu erbetteln und dann zu ihren Angehörigen in Ostpreußen zurückzukehren oder auch, um dort zu bleiben und bei litauischen oder lettischen Bauern Arbeit und Brot zu finden. Die große Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit der Litauer und Letten haben für viele Ostpreußen eine sehr wirksame Erleichterung ihrer Lage bedeutet und manchem Gelegenheit gegeben, sich den unerträglichen Verhältnissen und den sowjetischen Zwangsmaßnahmen solange zu entziehen, bis eine Ausreise nach Mittel- oder Westdeutschland möglich wurde.



90-0094 Auf der Flucht durch zerschossene Dörfer

Die große Masse der deutschen Bevölkerung in Königsberg und auf dem Lande musste jedoch bleiben, wo sie war, und auf eine Besserung ihrer Lage in der Zukunft hoffen. Besonders niederdrückend war es, dass sie fast ohne jegliche Verbindung mit der Außenwelt lebte und nur die spärlichste Kunde vom übrigen Deutschland erhielt. Der Grad der Abgeschlossenheit von der Welt, in der sich die Deutschen seit Januar 1945 in Ostpreußen befanden, wird daran deutlich, dass manche von ihnen erst im Herbst 1945 vom Waffenstillstand und vom Ende des Krieges erfuhren, und dass die Deutschen in Königsberg und in anderen Orten des nördlichen Ostpreußens erstmalig im Jahre 1946 Post von ihren Angehörigen aus Mittel- und Westdeutschland empfangen. Im Gegensatz zu den anderen Provinzen Ostdeutschlands, in denen die Bevölkerung bereits seit dem Sommer 1945 zu Tausenden nach Mittel- und Westdeutschland ausgetrieben wurde, blieben die Deutschen im sowjetischen Teil Ostpreußens zwar im Lande, aber herabgedrückt auf die niedrigste Stufe menschlichen Daseins, die sie zwang, sich in primitivster Weise nur noch um die pure Erhaltung ihres Lebens zu kümmern, war ihnen die Heimat völlig entfremdet worden.

In Königsberg sowie in den Städten nahe der litauischen Grenze verhalf der Schwarzmarkt-Handel, der seit 1946 überall in Gang gekommen war, manchem, sich über Wasser zu halten. Seit Herbst 1945 war der Rubel als allein gültiges Zahlungsmittel eingeführt worden, und jedermann suchte durch Verkauf der restlichen irgendwie entbehrlichen Kleidungsstücke und noch nicht geraubten Sachgüter in Besitz von Rubeln zu kommen, mit denen auf dem schwarzen Markt Lebensmittel zu teuren Preisen erstanden werden konnten. In Königsberg, in Tapiau, Gumbinnen, Wirballen, Tilsit und anderen Orten wurde der schwarze Markt sehr stark durch litauische und polnische Verkäufer belebt, und auch die russischen Soldaten suchten hier direkt oder indirekt Gelegenheit zu unsauberen Geschäften.

Während die Landbevölkerung weiter in unerträglich primitiven Verhältnissen lebte, begann sich seit 1947 wenigstens in Königsberg die Lage für die Deutschen etwas zu bessern. Seit dem Sommer flauten die Typhusepidemien ab. Im Dezember des gleichen Jahres kam die russische Währungsreform, durch die die Kaufkraft des Rubels erheblich erhöht wurde. Seitdem wurden die Lebensmittel billiger und die Versorgung der am Leben gebliebenen deutschen Bevölkerung, die für Arbeitsleistungen nunmehr auch entlohnt wurde, allmählich geregelter.

Zu dieser Zeit hatte die alte Ordensstadt aber infolge des fortgesetzten Zuzugs russischer Zivilisten bereits das Aussehen einer russischen Stadt erhalten. Die ca. 25 000 am Leben gebliebenen Deutschen traten im Straßenbild kaum noch hervor, zumal sie weitgehend in die zerstörten und abgelegenen Stadtteile abgedrängt worden waren. Das fortgesetzte Eintreffen von Zivilrussen nahm den Deutschen auch allmählich ihre Arbeitsplätze, die für sie die einzige Exi-

stanzmöglichkeit bedeuteten. Damit wurde es offensichtlich, dass die Deutschen in jeder Beziehung entbehrlich geworden waren, und es begann im Sommer und Herbst 1947, als durch die Besserung der Ernährungslage neue Hoffnung unter den Deutschen in Königsberg erwacht war, ihre Ausweisung in die westlichen Teile Deutschlands.

Ähnlich wie in Königsberg war das deutsche Bevölkerungselement in den anderen Städten, ebenso in den Kolchosen auf dem Lande, infolge der hohen Sterblichkeit in den Jahren 1945-1947 ständig geringer geworden und gegenüber den in steigendem Maße hinzukommenden Russen in den Hintergrund getreten. Die Deutschen verloren damit auch als Arbeitssklaven an Bedeutung, und mit der gleichen Entschiedenheit, mit der die Sowjets in der vergangenen Zeit verhindert hatten, dass sie das sowjetisch besetzte Ostpreußen verließen, betrieben sie in den Jahren 1947 -1949 ihre Ausweisung.



90-0095 Zerschossener Treck

## ***Nemmersdorf***

Was 1944 in Nemmersdorf in Ostpreußen geschah, sollte sich bald tausendfach in anderen Teilen Ostdeutschlands wiederholen. Die Ereignisse von Nemmersdorf sind aber in zweifacher Hinsicht bedeutsam: Die Gräueltaten in dieser Ortschaft gehören nicht nur neben den Morden von Katyn zu den bestbelegten

Fällen sowjetischer Verbrechen im Zweiten Weltkrieg; sie waren auch mit ursächlich für die Flucht von Millionen vor der Roten Armee.



***Folgendes hatte sich zugetragen:***

Am 19. Oktober 1944 eroberten die Russen die Kreise Goldap und Gumbinnen in Ostpreußen. Am 5. November wurden sie durch eine Gegenoffensive wieder zurückgeworfen. Was die deutschen Soldaten in Nemmersdorf und anderen Gemeinden vorfanden, überstieg jedes menschliche Vorstellungsvermögen. Es ist nicht verwunderlich, wenn die Berichte über Nemmersdorf von den Westmächten zunächst für Propaganda gehalten wurden. Beweismaterial ist aber mehr als reichlich vorhanden. Der Bericht einer internationalen Ärztekommision ist zwar verloren gegangen, dafür existieren Presse- und Fotoreportagen in- und ausländischer Journalisten, die sofort nach dem Vorfall verständigt wurden.

Im Genfer »Courier« schreibt z. B. ein Schweizer Korrespondent am 7.11. 1944 über seine Eindrücke aus Ostpreußen: »... Verstümmelung und Hinrichtung von Gefangenen und die fast vollständige Ausrottung der deutschen bäuerlichen Bevölkerung, soweit sie in ihrem Gebiet geblieben war... In Brauersdorf habe ich selbst zwei Landarbeiter französischer Herkunft gesehen, ehemalige Kriegsgefangene, die ebenfalls massakriert wurden. Einer konnte identifiziert werden. Nicht weit davon dreißig deutsche Gefangene, die dasselbe Schicksal erlitten hatten. Ich verschone Sie mit der Schilderung der Verstümmelungen...«

Der Volkssturmmann K. P. aus Königsberg wurde mit seiner Kompanie zu Aufräumarbeiten nach Nemmersdorf geschickt. Sein Augenzeugenbericht liegt im Bundes-Archiv in Koblenz:

„An dem ersten Gehöft, links von dieser Straße, stand ein Leiterwagen. An diesem waren 4 nackte Frauen in gekreuzigter Stellung durch die Hände genagelt. Hinter dem »Weißen Krug« in Richtung Gumbinnen ist ein freier Platz mit dem

Denkmal des „Unbekannten Soldaten“. Hinter diesem freien Platz steht wiederum ein großes Gasthaus »Roter Krug«. An diesem Gasthaus stand längs der Straße eine Scheune. An den beiden Scheunentüren waren je eine Frau nackt in gekreuzigter Stellung durch die Hände angenagelt. Weiter fanden wir dann in den Wohnungen insgesamt 72 Frauen einschließlich Kinder und einen alten Mann von 74 Jahren, die sämtlich tot waren fast ausschließlich bestialisch ermordet bis auf nur wenige, die Genickschüsse aufwiesen. Unter den Toten befanden sich auch Kinder im Windelalter, denen mit einem harten Gegenstand der Schädel eingeschlagen war. In einer Stube fanden wir auf einem Sofa in sitzender Stellung eine alte Frau von 84 Jahren vor, die vollkommen erblindet (gewesen) und bereits tot war. Dieser Toten fehlte der halbe Kopf, der anscheinend mit einer Axt oder Spaten von oben zum Halse weg gespalten war.



90-0096 Erschlagene Kinder in Nemmersdorf

Diese Leichen mussten wir auf den Dorffriedhof tragen, wo sie dann liegen blieben, weil eine ausländische Ärzte-Kommission sich zur Besichtigung der Leichen angemeldet hatte. So lagen diese Leichen dann 3 Tage, ohne dass diese Kommission erschien. Inzwischen kam eine Krankenschwester aus Insterburg, die in Nemmersdorf beheimatet war und hier ihre Eltern suchte. Unter den Ermordeten fand sie ihre Mutter von 72 Jahren und auch ihren alten schwachen Vater von 74 Jahren, der als einziger Mann zu diesen Toten gehörte. Diese Schwester stellte dann fest, dass alle Toten Nemmersdorfer waren.

Am 4. Tag wurden dann die Leichen in zwei Gräbern beigesetzt. Erst am nächsten Tag erschien die Ärzte-Kommission, und die Gräber mussten noch

einmal geöffnet werden. Es wurden Scheunentore und Böcke herbeigeschafft, um die Leichen aufzubahren, damit die Kommission sie untersuchen konnte. Einstimmig wurde dann festgestellt, dass sämtliche Frauen wie Mädchen von 8 - 12 Jahren vergewaltigt waren, auch die alte blinde Frau von 84 Jahren. Nach der Besichtigung durch die Kommission wurden die Leichen endgültig beigesetzt.“



**90-0097**

Frauen in Nemmersdorf  
vergewaltigt, erschossen, erschlagen

## Flucht aus dem Kreis Wehlau

### *Von Königsberg weiter über See.*

Am 20. Januar 1945 fuhr ich mit dem fahrplanmäßigen Zug von Königsberg nach Allenburg, Kreis Wehlau, um nach dem Hause meiner Eltern zu sehen und unsere dortige Einquartierung zu versorgen, da meine betagten Eltern sich bereits seit Ende Oktober bei meiner Schwester in Berlin befanden. Zum Sonntag, dem 21. Januar 1945, hatte ich eine Einladung auf das Gut Groß Plauen angenommen und wurde von einem Fuhrwerk bereits zum Mittagessen abgeholt. Ich hatte gebeten, spätestens um 17 Uhr wieder in Allenburg sein zu dürfen, da ich noch Flüchtlingsgut für meine Eltern packen wollte, welches Einwohner unseres Hauses mitnehmen wollten. Es hieß, dass am Dienstag, dem 23. Januar 1945, bestimmt ein oder mehrere Räumungszüge die Bevölkerung des Kreises Wehlau in Sicherheit bringen sollten. Es kam jedoch anders.

Herr von Weiß auf Groß Plauen, der gleichzeitig Bürgermeister der Gemeinde Plauen war, stand dauernd mit dem Landrat und der Kreisleitung Wehlau in Verbindung, um den Treckbefehl zu erreichen. Alle seine Vorstellungen, dass es bald zu spät wäre, fanden kein Gehör; der Landrat von E. sagte einmal sogar: „Der Kreis Wehlau dürfe sich nicht auch noch auf die Landstraße begeben - an einer Stelle müsste ja schließlich damit Schluss gemacht werden!“ Dies war etwa um 15 Uhr. Ich hatte zur gleichen Zeit Gelegenheit, mich mit einer Sekretärin des Postamtes Wehlau telefonisch zu unterhalten, die mir bestätigte, dass unweit von Wehlau die ersten Russen gesehen worden wären und dass ein etwa 8 km von Wehlau entfernt gelegenes Gehöft von diesen in Brand gesteckt worden wäre.

Ich war um 17 Uhr dann wieder in Allenburg. Es mag eine Stunde vergangen sein, während der ich packte, als eine junge Frau zu mir kam und mich davon unterrichtete, dass soeben vom Bürgermeister der Befehl an die Bevölkerung gegeben sei, dass Allenburg bis 19 Uhr geräumt werden müsste. Ein Zug fuhr nicht, andere Fahrgelegenheit war nur schnell für die Ältesten bereitgestellt, alle anderen sollten zu Fuß nach Friedland wandern und sehen, ob und wie sie von dort weiterkämen.

Sofort begab ich mich ans Telefon - die Post blieb noch auf ihrem Posten - und berichtete Herrn von Weiß die neueste Lage in Allenburg. Ihm war nichts von einem Räumungsbefehl bekannt. Er setzte sich sofort wieder mit dem Landrat in Verbindung und erreichte endlich wenigstens den Befehl: „Alles zum Treck bereithalten!“ Getreckt werden durfte immer noch nicht!!

Ich bat Herrn von Weiß mit den Plauern trecken zu dürfen und wurde am Sonntagabend noch einmal mit Fuhrwerk abgeholt. Wir packten dort noch die

ganze Nacht, versahen uns für alle Fälle mit Zyankali, um den Russen nicht in die Hände zu fallen, und warteten auf den Treckbefehl. Am 22. Januar 1945 um 9 Uhr war es dann endlich soweit, dass die Gemeinde Groß Plauen - mit einigen Ausnahmen der sich nachts schon eigenmächtig aus dem Staube gemachten Leute - geschlossen treckte.

Auf dem vorgeschriebenen Weg war nicht mehr durchzukommen - wir mussten Nebenwege einschlagen. Infolge des Tauwetters kamen wir nur schrittweise vorwärts. Wir brauchten 11 Stunden, um einen Weg von ca. 10 km zurückzulegen. Wir übernachteten in Klein Schönau in einem Gasthof, wo wir abwechselnd zu zweien mal auf einem Stuhl sitzen konnten. Beim Morgengrauen setzten wir unseren Weg fort. Soweit das Auge reichte, war jede Straße mit Flüchtlingswagen, wandernden Menschen, frei herumlaufenden Tieren übersät, ein trostloses Bild einer „Völkervertreibung“. Immer wieder sah man in einen Graben gekippte Wagen, das Flüchtlingsgut verstreut, die Menschen, den Blick auf ihre letzte Habe noch einmal wendend, zu Fuß weiterwandern.

Den ganzen Weg begleitete uns das Böllern der Artillerie - ob es die feindliche oder unsere war, vermochte ich nicht zu unterscheiden. Die engste Berührung mit den feindlichen Truppen blieb uns gottlob erspart, auch Tiefflieger griffen uns nicht an.

Die zweite Nacht verbrachten wir in Lisettenfeld, Kreis Bartenstein. Wir lagen zu 40 Menschen auf der Erde in einem winzigen Raum, eingepfercht wie Sardinen in der Büchse, und waren trotzdem dankbar, dass wir uns etwas Warmes zu essen machen durften und uns einmal ausstrecken konnten.

Noch in der Nacht wurden wir davon unterrichtet, dass russische Panzerspitzen bis Elbing vorgedrungen seien, und uns der Rat erteilt, den Treck aufzugeben. Herr von Weiß entschloss sich nach Lage der Dinge sofort dazu, holte seine Leute zusammen und erklärte ihnen, dass Pferde, Wagen und Flüchtlingsgut bis auf Handgepäck und notwendige Essensvorräte der Wehrmacht übergeben würden und alle mit von der Wehrmacht zur Verfügung gestellten Lastwagen, die in Richtung Heiligenbeil-Zinten führen, mitfahren könnten.

Zunächst waren die Plauer Leute und Siedlerfrauen damit einverstanden, aber etwa um 5 Uhr morgens erschien der Kämmerer und bat Herrn von Weiß, weiter trecken zu dürfen. Nur nach langem Zögern gab Herr von Weiß seine Einwilligung, da sich die Mehrzahl der Siedlerfrauen mit dem größeren Teil der Plauer Leute dazu entschlossen hatten. Wer nicht weiter trecken wollte, fuhr mit uns mit den Wehrmachts-Lastwagen bis Königsberg oder in den Raum von Heiligenbeil-Zinten. Der Lastwagen, in dem ich fuhr, war so dicht besetzt, dass ich nur knapp auf einem Fuß stehen konnte. Entsetzlich war es, sehen zu müssen, wie kleinste Kinder erdrückt wurden oder erfroren und ihre Leichen



von ihren Müttern einfach aus dem Wagen geworfen werden mussten, da zum Aussteigen und Begraben keine Zeit blieb. Das Schicksal des Trecks, dem es nicht mehr gelang durchzukommen, ist mir bis heute ein Rätsel geblieben.

Das Ehepaar von Weiß sowie ihre Begleitung nahm ich in Königsberg zu mir und brachte sie in meiner Wohnung und den z. T. bereits verlassenen Wohnungen des Hauses unter.

Erwähnen möchte ich noch, dass die Wagen des ganzen Trecks entweder von Siedlerfrauen oder von Polen geführt wurden, die umsichtig, hilfsbereit und fleißig waren. Auch die Polenfrauen kamen mit - es wollte keiner unter die Russen kommen. In Plauen blieb nur ein einziger Pole zurück, der im äußersten Falle das Vieh herauslassen sollte, das er so lange wie möglich zu betreuen hatte und dem ein Fahrrad zur Verfügung stand, mit dem er sich dann selbst absetzen konnte.

Der Ring um Königsberg wurde immer enger, der Kanonendonner täglich deutlicher hörbar. Herrn von Weiß gelang es mit größter Mühe, einen Dampfer ausfindig zu machen, der uns mitnehmen wollte. Es war der 900 t schwere, sehr alte Handelsdampfer „Consul Cords“ aus Rostock, der zur Reparatur in der Schichau-Werft lag. Nachts um 2 Uhr waren wir auf dem Dampfer „Consul Cords“, fuhren bald darauf zum Hafenbecken 1, um dort Flüchtlinge aufzunehmen. Bis mittags waren bereits ca. 1200 Flüchtlinge an Bord - wahllos, teils mit Berechtigungsschein der NSV, zum größten Teil aber ohne. Der Kapitän hatte den Befehl bekommen, mit Flüchtlingen auszulaufen, obgleich der Dampfer noch nicht völlig repariert war. Seine Einwendungen wurden nicht anerkannt, und so lehnte er jede Verantwortung ab. Vielleicht war dies der Grund, dass sich auf dem Dampfer keine Führung der NSV oder der Partei befand, kein Arzt, keine Krankenschwester. Der Kapitän war ratlos und wandte sich mit der Bitte an Herrn von Weiß, sich der Flüchtlingsbetreuung anzunehmen, soweit es in seinen Kräften stand. Er sagte dies selbstverständlich sofort zu, ohne zunächst zu wissen, wie sich diese Betreuung auswirken sollte. Nachts waren wir in Pillau. Wir lagen im Kohlenbunker auf Stroh, nur in einer Ecke brannte eine winzige Petroleum-Laterne.

Zur Mittagszeit des nächsten Tages bat der Kapitän Herrn von Weiß zu sich. Er eröffnete ihm, dass der Dampfer sich nur noch etwa 1 - 2 Stunden über Wasser halten würde, da die Maschine einen nicht unbeträchtlichen Schaden aufweise. Alle SOS-Rufe nach Gotenhafen blieben unbeantwortet. Außer uns wenigen wusste gottlob niemand, in welcher großen Gefahr wir uns befanden. Da kam Herr von Weiß auf den Gedanken, auf Hela zuzusteuern. Befragt, antwortete der Kapitän, dass er Hela vielleicht noch schaffen könnte. Herr von Weiß fuhr mit dem Steuermann zum Kommandanten nach Hela - ein Lotse holte sie nach erfolgter Funk-Verständigung ab - und bat um Aufnahme für alle an Bord

befindlichen Flüchtlinge. Der Kommandant sagte sofort zu, und mit Gottes Hilfe kamen wir glücklich noch bis Hela unter Wind und wurden dort von der Marine vorbildlich untergebracht und gepflegt. Vier Tage waren wir Gast des dortigen Kommandanten, dann war unser Dampfer wieder flott, nachdem die besten Ingenieure, Techniker, Schiffsbauer usw. allen Schaden repariert hatten. Am 30. Januar mittags bestiegen wir dann wieder unseren alten Dampfer „Consul Cords“ und nahmen Kurs auf Kolberg. Die Fahrt ging glatt, und in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar 1945 langten wir in Kolberg an. Viele von uns bezogen in Kolberg Quartier, der größere Teil setzte sich weiter nach Westen ab. Ich möchte hier nicht unerwähnt lassen, dass Behörden und Bevölkerung in Kolberg uns sehr nett aufnahmen und sich bei jeder Gelegenheit hilfsbereit zeigten.

Wie unendlich froh waren wir, als wir endlich wieder in einem Bett schlafen konnten, und im Stillen schworen wir uns, wenn es nötig sein sollte Pommern auch zu verlassen, nicht wieder auf einem Dampfer zu fahren.

Wir verlebten in Kolberg 17 ruhige Tage, nur zweimal Fliegeralarm, jedoch keinen Luftangriff. Bedrohlich und immer bedrohlicher war allerdings der tägliche Wehrmachtsbericht. Wir beschlossen dann doch, unsere Fahrt fortzusetzen, aber es gelang uns nicht mit dem Zug, einem Auto oder Flugzeug fort zu kommen, und da wir Verbindung mit dem Kapitän des „Consul Cords“ gehalten hatten und dieser uns eines Abends erzählte, dass er Befehl hätte, nach Warnemünde zu fahren, entschlossen wir uns nach mancher Überlegung doch mit ihm zu fahren.

Der Dampfer fuhr nun nicht mehr als eigentlicher „Flüchtlingsdampfer“, sondern hatte Flugzeugmotoren und Getreide geladen. Es sollten etwa 45 Personen außer der Besatzung mitgenommen werden; als es dann aber nach tagelangem Warten endlich losging, waren ca. 285 Personen an Bord.

Mir bleibt bis heute unerklärlich, warum der Befehl zum Auslaufen des Dampfers gerade an dem Tag kam - es war Sonnabend, der 17. Februar, nachdem in der Nacht zuvor auf der Strecke Kolberg - Warnemünde von den Engländern Minen gelegt worden waren. Es hieß: Die genau vorgeschriebene Wasserstraße wäre minenfrei. Bei mildem Wetter und ruhiger See ging die Fahrt zunächst sehr gut vonstatten. In der Nacht zum 18. und 19. Februar gab uns ein Feuerschiff Befehl zu stoppen und auf ein Geleit zu warten. Da unser Dampfer nur noch sehr wenig Kohlen hatte, bat unser Kapitän, auf dem vorgeschriebenen Seeweg auch ohne Geleit weiterfahren zu dürfen, was ihm aus triftigen Gründen gestattet wurde. Zwei Stunden vor dem Ziel, um 12 Uhr mittags am 19. Februar 1945, ereignete sich dann das schreckliche Unglück. Der Dampfer war auf eine Treibmine gelaufen und sank innerhalb von 8 Minuten. Bei der Explosion wurde die Notglocke ausgelöst, die weithin über das Meer erschallte ...



90-0099

Rund zwei Millionen Menschen wurden von den Schiffen der Kriegs- und Handelsmarine von Mitte Januar bis zum 9. März 1945 vor der Roten Armee gerettet.

So schnell wie möglich eilte ich zur Kajüte des Kapitäns, wo sich zu der Zeit der Explosion das Ehepaar von Weiß, ihre Wirtin mit dem 8-jährigen Töchterchen und meine Hausgehilfin aufhielten. Aber ich konnte sie nicht mehr finden. Die Verbindungsbrücke des Dampfers war abgerissen, und ich watete auf Strümpfen durch das hereinflutende Wasser und schwamm dann zuerst auf ein noch mit einem Seil an den Dampfer gebundenes Rettungsboot, schwang mich auf die Kante und sah, dass es leck war und einige tote Fische darin schwammen. Ein starker Ruck, und das Boot schlug um. Immer wieder versuchte ich vergebens, an die Oberfläche zu gelangen, jedoch stieß ich mir den Kopf immer wieder an dem Boot und sah schon ganz deutlich meinen Tod vor mir. Aberwelch ein Wunder: Als ich doch noch einmal Mut fasste nach oben zu schwimmen, hatte ich plötzlich den blauen Himmel über mir und erblickte nicht allzu weit entfernt ein Gummifloß, auf welches ich zuschwamm. An dieses hatte sich bereits ein schwer verwundeter Oberfeldwebel der Fallschirmjäger angeklammert. Er hatte noch die Kraft, sich auf das Floß zu schwingen, was mir nicht mehr gelang.

Endlich hatte ich Zeit, das ganze Elend um mich zu betrachten. Etwa 200 m von mir entfernt sah ich das Ehepaar von Weiß sich gegenüberstehen in der See - so sah es jedenfalls aus-, und wie ich später von ihrer Wirtin hörte, hielten sich beide an einer Tonne fest. Für mich waren sie unerreichbar, da die herumschwimmenden Trümmer, Kisten, Bretter, Koffer, Kleider usw. mich von ihnen trennten. Links von mir sah ich in einiger Entfernung einen großen Dampfer - „Margarethe“ -, der Schiffbrüchige aufnahm. Auch zu diesem war der Weg für mich versperrt. Meine kleine Haustochter konnte ich nicht erblicken; sie war - trotzdem sie nicht schwimmen konnte - als eine der Ersten von der Rettungsmannschaft der „Margarethe“ geborgen worden, wurde dann aber einige Wochen später doch ein Opfer dieser Katastrophe. Sie starb in der Rostocker chirurgischen Klinik an Sepsis, nachdem ihr noch ein Bein amputiert worden war.

Das Ehepaar von Weiß, nach dem ich immer wieder blicken musste, zuletzt mit einer entsetzlichen Angst, sie könnten nicht durchhalten, fand dann auch den nassen Tod, und die Wirtin von ihnen verlor ihr 8-jähriges Töchterchen in den Fluten.

Eine halbe Stunde war vergangen, und ich spürte zum ersten Mal, dass ich den linken Arm nicht mehr so recht heben konnte, da erspähten wir ein auf unsere Gruppe zukommendes Rettungsboot. Einen Moment kamen mir Zweifel, ob mein Herz noch so lange schlagen würde, aber trotzdem sprach ich meiner Umgebung Mut und Hoffnung zu und zeigte ihnen das nahende Boot.

Dann wusste ich plötzlich nichts mehr und erwachte erst 4 Stunden später auf einem Vorpostenboot in Warnemünde. Nie vergesse ich diesen Augenblick: Als ich die Augen aufschlug, beugte sich ein Matrose zu mir herunter und

sagte immer wieder: „Sie sind gerettet!“ - „Sie sind gerettet!“ und schien sich unglaublich über den Erfolg der ärztlichen Bemühungen, bei denen er geholfen hatte, zu freuen. Da man mir alle Kleider vom Leib geschnitten hatte, stellte er mir eine weiße Leinenhose und einen blauen Sweater zur Verfügung. So angezogen, barfuß und in eine Decke gehüllt, brachte uns Schiffbrüchige ein Autobus in die Turnhalle einer Schule, wo wir trockene Kleidung bekamen und aus einem Haufen nasser Kleider unser Eigentum heraussuchen konnten.

Wie man mir sagte, war ich am 19. Februar 1945 40 Minuten in der Ostsee gewesen. Von den ca. 285 Personen (mit Besatzung) waren nur ca. 30 übrig geblieben, von welchen auch noch einige an den Folgen der Schiffskatastrophe gestorben sind. Unter den Toten befanden sich auch der Kapitän, der Steuermann, der Bordfunker sowie zwei blutjunge Leute der Bordflak.

## **Kirchspiel Grünhayn**

### ***Die Flucht aus Grünlinde***

Die Vorbereitung zur Flucht erfolgte am 21. Januar 1945. Es war an einem Sonnabend, da kam telefonisch der Räumungsbefehl, am Sonntag musste der Treck bis 2 Uhr abziehen. Treckführer waren Herr Bahr und Herr Otto Riemann. Es war viel Militär im Dorf. Wir fuhren am Sonntag durch bis Friedrichsthal, da war alles mit Flüchtlingen verstopft, dass ein Weiterkommen unmöglich war. Es war bitterkalt. Die Kanonen donnerten, Militär und Flüchtlinge liefen. Mein Mann war krank, da baten wir ein Militärauto, sie sollten ihn bis Tapiau mitnehmen, wo wir uns treffen wollten. Er war der letzte Bürgermeister von Grünlinde, Gustav Thiel, er verstarb am 29. März 1945 in Dänemark.

Der Treck ging nicht weiter, einige Grünlinder sind über die Deime nach Tapiau gekommen. Der Russe war dann überraschend da, es war ein Gräuel, Frauen und Mädchen wurden von den Wagen gerissen und vergewaltigt. In Friedrichsthal wurden Mädchen und Männer erschossen. Erna Bahr, Frau Jankowsky und Frau Bahr aus Grünlinde sind in einer Scheune verbrannt, da beide alt und gehbehindert waren. In den Orten Grünhayn und Friedrichsthal war alles am brennen.

Aus Grünlinde waren zurückgeblieben: Bauer Jurgeit, Bauer Finder mit Frau und Familie, Otto Bierkandt und Frau, Gustav Riemann (Waldarbeiter) mit Familie, Bauer Heinrich Riemann mit Tochter Erna und Sohn Otto, Frau Krause, Frau Klein, Herr Schwermer und Frau, Frau Lagerpusch, Franz Riemann, Frau Coelius mit Enkelkind und Mutter, Frau Doneit, Bauer Nieße mit Schwester, meine Schwiegermutter, mein Vater und ich.

Es waren noch mehr da, deren Namen habe ich schon vergessen. In Friedrichsthal nahmen die Russen uns unsere Wagen weg. Wir gingen nun nach Grünlinde zurück, dort haben sie uns immer überfallen.

Uhren, Geld und die letzten Habseligkeiten nahmen sie uns weg. Grünlinde war voller russischem Militär und vielen Flüchtlingen aus den Kreisen Schlossberg, Tilsit, Labiau und Insterburg. Herr Kurt Frisch wurde von den Russen als Erster mitgenommen als wir in Grünlinde ankamen, er kam auch nicht mehr zurück. Die erste Nacht verbrachten wir in unserem Haus. Am anderen Morgen wurden die Flüchtlinge auf die Straße getrieben, wir sollten zur Grenze wandern, da aber kein Russe mitkam, verteilten wir uns alle. Einige gingen nach Michelau, zu Böhnke am Grünliner Friedhof und zu Finder. Ich war bei Finders. Beim Bauer Finder waren noch die Kühe im Stall, da hatten die Kinder und wir alle Milch und Kartoffeln. In der Nacht kamen die Russen und holten die Männer und jungen Mädchen fort. Sie wurden in dem Schlachtstall von Schlachter G. Krause eingesperrt.



**90-0100**

So sah es an allen Straßen in Ostpreußen aus!

Von dort wurden sie einzeln abgeholt und in unserem Haus verhört. Die jungen Mädchen kamen am anderen Tag zurück; es war schrecklich. Von den Männern kamen zurück: Finder, Otto Bierkandt, Gustav Riemann, mein Vater. Bauer H. Riemann hatten sie nicht mitgenommen. Die anderen sind nicht wiedergekommen, man hat auch nicht gehört, wo sie geblieben sind. Herr Schwermer, Karl Groß, Albert Nieße, Friedrich Schwede. Otto Riemann lag erschossen im Graben zwischen Christoph und Finders. Zwei Tage waren wir da, dann kamen die Russen und haben uns rausgetrieben. In fünf Minuten mussten wir vom Gehöft sein, war etwas vergessen worden, durfte man nicht mehr ins Haus gehen, es wurde mit Erschießen gedroht. Da haben wir uns wieder geteilt, Labiauer, Schlossberger gingen in den Wald, wir Grünlinder gingen nun zu Böhnke am Friedhof, dort trafen wir noch andere Grünlinder und Nickelsdorfer an. Wir haben dort eine schreckliche Zeit verlebt. Vergewaltigungen gab es Tag und Nacht. Frau Breuksch, Nickelsdorf, mit ihren beiden Töchtern, Frau Weiß-Leipen, die zweite Tochter, deren Namen habe ich vergessen, und eine Frau, die hochschwanger war, wurden von den Russen bei Böhnkes im Zimmer, wo noch viele Menschen waren, erschossen. Es war schrecklich, man kann ja nicht alles schildern, sonst gehen die Nerven durch. Wir waren etliche Tage da, es kamen vier Russen und holten uns nach Johannenhof zum Arbeiten ab. Über 100 Kühe waren noch da. Einige kamen nach Grünhayn. Wir wohnten im Haus Wirbeleit. Das Gutshaus war angebrannt. Die Kirche in Grünhayn war ausgebrannt, auch etliche Bauerngehöfte. Nickelsdorf und Michelau waren total zerstört. In Johannenhof starben viele Flüchtlinge, eine junge Frau wurde erschossen. Juni 1945 zog die Militäreinheit ab und wir teilten uns auf, jeder wollte in seinen Heimatort. Wir gingen nach Grünlinde zurück. Ins Dorf durften wir nicht, es war von Militär besetzt. So gingen wir alle zum Abbau Grünlinde (Hohenstücken), die Häuser Seek, Bendrin, Insthaus Seek und Dreyer waren voller Flüchtlinge. Nahrung mussten wir uns selbst suchen, was noch in den Scheunen und auf dem Feld war. Wir Frauen und Mädchen mussten ins Dorf waschen gehen. Am 1. August 1945 kam eine Militäreinheit und hat uns jüngere Frauen und Männer weggeholt, sie brachten uns nach Kawerningken. Dort waren noch mehr Flüchtlinge, auch Wehlauer.

Wir haben die ganzen Felder der Umgebung abgeerntet. Als alles ausgedroschen war, zog die Einheit wieder ab. Nun ging es wieder zurück nach Grünlinde, das Dorf war frei. Im März 1946 kam eine Zivileinheit. Wir mussten für sie arbeiten, die Felder wurden bestellt, sie gaben uns Mehl zum Brotbacken; aber die Kinder und alten Leute bekamen nichts. Der Hunger war groß, es starben viele.

Im Oktober 1946 wanderten wir nach Wehlau, wohnten in Götzendorf, in einem Haus an der Straße. Wir mussten in Wehlau in der Margarinefabrik arbeiten, bei Schnee und Kälte Häuser abreißen, Ziegelsteine reinigen. Dafür bekamen wir ein Paar Rubel zum Einkauf von Brot; aber das Brot war sehr knapp, für uns

Deutsche war es schwer, etwas zu erhalten. Im März 1947 mussten wir nach Alt-Wehlau ziehen und dort arbeiten. Oppen war der Hauptsitz, wo sehr viele Flüchtlinge waren. Wir wurden in Brigaden eingeteilt und mussten alles tun. Bei Schnee und Kälte im Wald Holz einschlagen, auf dem Pregel Eis sägen, Dung fahren. Es waren auch Zivilrussen da.

Am 28. 9.1948 wurden wir ausgewiesen. Wir kamen zum Sammelplatz Tapiau, wurden dort registriert und fuhren mit der Bahn nach Königsberg zum Nordbahnhof, wo schon sehr viele Flüchtlinge waren. Am anderen Tag wurden wir einzeln in den Zug gelassen. In Königsberg mussten wir die Rubel gegen Brot und Wurst abgeben. Nach acht Tagen Bahnfahrt landeten wir in Dessau. Nach drei Wochen Quarantäne wurden wir zu etwa 20 Personen den Gemeinden der Ostzone zugeteilt. In der Nacht sind wir dann alle in die Westzone übergewechselt.

## ***In Großudertal nach 1945***

Aus meinem Heimatort Großudertal - Kreis Wehlau - sind wir am 22. Januar 1945 um 23 Uhr ausgezogen. Vormittag 9 Uhr bekamen wir Packbefehl. Nachmittags kamen schon Trecks aus der Umgebung Goldbachs durchgefahren. Unsere Fahrt ging ins Samland in Richtung Pillau Königsberg. Die Straßen waren zum Teil vereist, die Pferde nicht scharf beschlagen, so dass das Fortkommen nur kümmerlich war. Nach 2 Tagen kamen wir mittags auf das Gut Amalienhof. Als wir beim Auffahren waren, haben uns gleich 25 russische Flieger empfangen, und es kam alles durcheinander. Als es etwas ruhiger wurde, wurden die Pferde zum Teil in Scheunen und Ställen untergebracht.

Bevor wir uns umgesehen hatten, begannen auch schon die Kampfhandlungen. Ich war mit einem Teil meiner Nachbarn in einem Kartoffelkeller, mit einem Mal waren die Russen drin, und wir sollten alle raus. Dann gaben Sie uns wieder Befehl drin zu bleiben. Anschließend kam wieder unsere Patrouille, welche ca. 100 m von uns im Straßengraben lag. Sie sagten wir sollten bleiben, wir würden bald freigekämpft werden. So wechselte es bis zum Abend des 2. Tages. Die Straßenpolizei ließ uns nicht weiter, und es sagte uns auch keiner, dass wir uns in Sicherheit bringen sollten. So wurde gleich am 1. Tag von den Russen die große Scheune in Brand geschossen und es kamen wohl über 100 Pferde in den Flammen um. Auch ein großer Teil der Treckwagen verbrannte, so dass die meisten Heimatlosen arm dastanden. Am 2. Tag brannte dann schon das herrschaftliche Wohnhaus, und es gab schon mehrere Tote. Ich machte mich dann des Nachts mit meiner Nachbarin und ihrem Vater auf den Weg nach Königsberg. Als wir ca. 100 m die Straße benutzt hatten, wurden uns die Pferde erschossen. Wir flüchteten in den Chausseegraben und waren dann vor dem



Kugelregen vorläufig gesichert. Mit einem Wagen, welcher gut durch die Feuerlinie durchgekommen war, landeten wir morgens um 5 Uhr in Königsberg. Dort haben wir uns dann mehrere Tage in der Blindenanstalt Luisenstraße aufgehalten. Die Einwohner von Königsberg waren zum Teil evakuiert. Nach ungefähr 14 Tagen wurden wir mit Autos abgeholt und am Hafen auf Boydaks nach Pillau verladen. Gegen Morgen kamen wir da an, und der größte Teil von uns wurde nach Pillau-Neutief gebracht. Die ruhigen Tage hörten dort auch bald auf. Es sollten alle ins Samland. So machten auch wir uns auf den Weg nach Fischhausen und landeten in Palmnicken. Es sah so aus als sollte das Samland gehalten werden. Aber leider kamen unsere Truppen von der Front und fuhren nach Pillau. Eines Sonntags zogen die Russen ein. Wir befanden uns in einem Keller und konnten von dort aus alles beobachten. Ein Mann, welcher wohl zu tief in die Flasche gesehen hatte und sich mit einem Russen verbrüderern wollte, bekam von dem Russen einen Genickschuß, und er war erledigt. Inzwischen kamen mehrere Russen zu uns in den Keller um Uhri Uhri zu suchen. Als wir diese los waren, sollten wir in unsere Behausungen gehen, was wir auch taten.

Nach 2 Tagen wurde uns gesagt, wir sollten nach Hause und Kartoffeln legen (pflanzen). Wir suchten uns einen Wagen und ein paar lahme Pferde, welche herrenlos waren. Dann zogen wir mit einem großen Treck der Heimat zu. Um die Abendzeit wurden wir von den Russen auf einen Biwakplatz gebracht. Wir waren frohen Herzens, dass wir wieder in die Heimat durften. Als es dunkel wurde, kamen die Räuber und Menschenschänder, suchten sich die Frauen und Mädchen aus und schleppten sie weg. Es war ein Geschrei, das man kilometerweit hören konnte. Wir wurden meistens über unpassierbare Wege geführt, und wenn es nicht weiter ging, wurde nach Waffen gesucht, und was gefiel, wurde mitgenommen. Für die 40 km von Königsberg bis zur Heimat haben wir 4 Tage gebraucht. Des Nachts wurden wir beraubt und die Frauen geschändet. Viele, die noch ihre guten Pferde hatten, sollten sich auch nicht lange ihrer freuen, sie kamen dann mit einem Rucksack oder kleinem Handgepäck nachgezogen. Wir wären auch bald unser lahmes Gespann losgeworden, aber wenn sie sich die edlen Rösser besahen, durften wir weiterfahren. So näherten wir uns unserem Dörflein, nur leider durften wir nicht rein und haben dann auf Ausbauten kampiert.

Es kamen dann Menschenräuber und suchten sich Arbeiter aus. Ich meldete mich freiwillig und kam auf ein Vorwerk in die Nähe meines Gehöftes, und wurde als Pferdehirt beschäftigt. Nach und nach kamen immer mehr Udertaler zurück. Sie waren nicht zu beneiden. Es waren zum Teil Leute von denen, die der Russe in Amalienhof zusammengetrieben und dann bei 30 Grad Kälte von einem Ort zum anderen getrieben hatte. Die meisten hatten sie bis Tilsit gebracht, wo sie in der Landwirtschaft beschäftigt wurden. 12 Frauen mussten einen Pflug ziehen. Die meisten von dem Treck hatten das nicht überstanden.

Es waren aus unserem Dorf allein schon ca. 50 gestorben. Die zurückkamen hatten nichts zu essen, und es wurde alles zusammengesucht, sei es eine Rübe oder Kartoffeln. Ich kam von Albrechtshof nach Birkenfelde und war dort Spezialist, musste Dreschmaschinen in Ordnung bringen und auch schlachten. Es wurden dort jeden 2. Tag acht bis zehn Rinder geschlachtet. Ich habe die Rindermägen aufbewahrt und gesäubert, die durften sie sich dann abholen.

Ich glaube, ich habe da sehr vielen über den Berg geholfen. Wie allerwärts kamen auch da des Nachts die Räuber und holten sich Frauen. Besonders verstand das Rauben ein Sergeant, welcher Kommandant war. Am Tage ritten er und ein Russenweib die Dörfer ab und spionierte die Wohnungen aus, wo Deutsche waren. Kam ihm etwas verdächtig vor, so schickte er seine Trabanten, und die machten dann ganze Arbeit, so dass den Armen, die schon nichts mehr hatten, auch das Letzte genommen wurde. Diese Einheit ging dann zurück nach Minsk. Ich sollte auch mit, außerdem 6 Mädels. Im letzten Augenblick konnte ich noch türmen. Die Mädels fanden sich nach 14 Tagen auch wieder ein, ein Ukrainer hatte ihnen die Flucht ermöglicht. Der Sergeant hatte einen zweispännigen großen Wagen mit gestohlenen Sachen voll beladen, und so zogen die Genossen Stalins dann ab. Nach 14 Tagen kamen sie mich noch suchen, aber leider war ich weg.

In unserem Dorf hatte sic eingefunden, was noch am Leben war. Verschiedene gingen in den Kolchosen arbeiten. Die Kinder und die Arbeitsunfähigen blieben zu Hause. Die Kinder passten auf wenn Russen kamen, und dann gab es ein Laufen und Verstecken. Das Rauben und Vergewaltigen nahm weiter seinen Lauf. Ob die Frauen 65 oder 75 Jahre waren, spielte dabei keine Rolle. Im November wurden die Dörfer geräumt, und die Bewohner kamen nach Goldbach zur Arbeit. Sie waren dort etwas geschützt, da dort eine Kommandantur war. Als die Arbeit dort zu Ende war, fing die Hungersnot an. Die Frauen hatten nichts mehr anzuziehen und waren nur in Lumpen gehüllt. An Schuhzeug war gar nicht zu denken. Sie mussten dann von Goldbach bis zum Stempelker Forst gehen, Holz einschlagen ca. 10 km ohne ein Stückchen Brot. Manche hatten ein Stückchen, manche nur eine gefrorene Rübe. So gingen diese Frauen dem Tode entgegen, und es sind davon wenig übrig geblieben. Die Kinder waren ohne Aufsicht und mussten sehen wie sie ihr Leben fristeten. Sie waren abgemagert, und wenn sie auf der Straße gingen an Stöcken gelehnt und „Hunger, Hunger“ schrien, so tat einem das Herz weh, und es wurde das Letzte geteilt. Aber auch sie gingen ein in die ewigen Gefilde. Ein älteres Fräulein Szameil aus Uderhöhe wurde tot im Wald gefunden von den wilden Tieren aufgefressen, einen Bauern von dort fand man in der Nähe von Goldbach tot. Frau Schwermer, Wilmsdorf, wurde von den Russen erschossen, zwei ältere Frauen von 70 Jahren, Frau Karwill und Frau Puzslauck auch aus Wilmsdorf, wollten sich nicht vergewaltigen lassen und wurden erschossen. Fleischer-

meister Klein, Heiligenwalde, wurde bei Palmnicken, weil er seine Uhr nicht hergeben wollte, erschossen. Fleischermeister Schulz, Goldbach, welcher sich ein paar Äpfel aus einem Garten holen wollte, wurde von einem Leutnant und seiner Frau umgebracht.

Die Dörfer sehen fürchterlich aus, die Scheunen zum Teil abgebrochen, meistens auch die Ställe. Auf den Höfen wachsen Disteln und Unkraut, die Felder sind verqueckt. Was noch leidlich bewirtschaftet wird, sind die Kolchosen, dazu gehört Kuglack, Goldbach, Köwe. Als ich zurückkam, fand man in den ganzen Dörfern nicht ein lebendes Wesen vor, nur meine Katze war noch am Leben. An Möbel war überhaupt nicht zu denken. Rosenfeld und Schillenbruch ist ein Flugzeugerprobungsplatz geworden, und es steht dort nichts mehr. Die Asiaten, die dort angesiedelt sind in unseren Dörfern, wollen auch zurück in ihre Heimat.

### **Albert Mai**

Von unserem Heimatdorf Uderballen mussten wir den anderen Tag nach Goldbach. Diese letzte Nacht haben wir dann noch was erlebt. Um 3 Uhr früh kamen die Räuber, schlugen das Küchenfenster ein und rein in die Stube. Taschenlampe und Pistole in der Hand, wie die Teufel sehen sie aus bei dem grellen Licht. Einer blieb in der Küche und nahm immer ab, draußen waren noch mehr. Dieser mit der Pistole nahm alles, was ihm angenehm war, weg. Erst nahm er sich meinen Bruder Ernst vor. Der musste sich Hosen und alles, was er anhatte, ausziehen. Anschließend wurden seine Papiere immer wieder durchwühlt, dann musste er sich hinstellen und kein Wort sagen. Ernst kochte, aber er musste sich ja fügen. Er hatte sich ja schon so was Ähnliches gedacht, aber so etwas Brutales doch nicht.

Wir hatten unsere Habseligkeiten alle hingestellt, weil es doch den anderen Tag nach Goldbach gehen sollte. Die Säcke, in denen wir etwas Lebensmittel hatten, schlitzten sie mit dem Messer auf und schütteten alles aus. Ich war ja noch so krank, und so nahmen sie auch noch meine Kleider weg, so dass ich nackt dastand. Dann hat er mich mit einem Haufen Säcke beschmissen, so dass ich bald keine Luft bekam. Ich habe ihn gebeten, er soll mir doch mein schlechtestes Kleid geben, denn ich könnte doch nicht nackt nach Goldbach gehen. Er hat mir ein paar alte Lumpen gegeben. Als sie alles hatten, zogen sie ab, und so wurde das ganze Dorf ausgeplündert und diese Räuber waren der Oberleutnant und Sergeant von Kuglack.

In Goldbach mussten wir in der Kolchose arbeiten für ein wenig Wassersuppe und 600 gr. Brot. Die Mädchen hatten Pferde und mussten sämtliche Arbeiten machen die vorkamen. In der letzten Zeit bekam, wer arbeitete, 100 - 200 Rubel den Monat, je nach Leistung. 1/4 Pfund Brot kostete 7 Rubel, es gab aber nur 600 gr. pro Tag zu kaufen. Alte und Kinder, die keine Arbeit hatten,

bekamen kein Geld und somit auch keine Lebensmittel. So kam im kalten Winter 46/47 die große Hungersnot. Die Frauen wurden im Oktober/November entlassen. Verschiedene mussten dann im Wald Holz einschlagen, meistens im Stempelker Revier. Anmarsch 10 km. Die Normen waren so hoch, dass sie nicht das Brot verdienten. Dann die große Kälte und nichts zu essen. So sind dann die Frauen in Lumpen gehüllt mit einem Stückchen gefrorener Rübe oder Karotte, manche hatten auch ein Stückchen gefrorenes Brot, in den Wald gegangen. Es hieß nun sie hatten Arbeit und konnten leben, wie, das war ja gleich. Die Frauen hatten sich bald überarbeitet, und die Hungersnot nahm mit Macht zu. Für die Kinder war zu Hause überhaupt nichts zu essen und so starben ganze Familien aus. Ja, es starben nicht die, die in den Wald gingen, nein auch die, die in der Landwirtschaft arbeiteten, Alte, Kinder und Arbeitslose.

Im Frühjahr, wenn Arbeit war, holte er alles an die Arbeit und im Herbst wurde alles entlassen. Keiner durfte sich ein Tier halten oder was zum Leben besorgen. So starben dann sehr viele aus unserem Dorf. Am meisten in Keylau. Immer rein in den Panzergraben, nicht zugeworfen, es war ja hart gefroren. Mancher legte noch ein paar Tannenzweige drauf. Es war ein Jammer anzusehen, wie die Hungergestalten umherwanderten, nur Haut und Knochen, schwarz die Haut angetrocknet, von Ungeziefer wie mit Spreu übersät, einen Fuß nach dem andern schoben sie vor, es stand die Tür nicht still bei denen, die noch Arbeit hatten.

Kinder stellten sich auf die Straße und schrien „Hunger, Hunger“. Die Mütter waren schon ganz dumm, schlugen ihre Kinder und nahmen ihnen das Stück gebettelt Brot oder die Rübe weg und aßen es selbst auf, ließen die Kinder ihrer Wege gehen und kümmerten sich nicht um sie. Besonders ging es uns durch Leib und Seele mit Sturmans Kindern. Von ihnen blieben noch Helga und Inge übrig. Die Mutter und zwei Kinder mussten sterben. Die beiden Überlebenden Helga und Inge waren nur noch Haut und Knochen in Lumpen gehüllt, voller Ungeziefer von unten bis oben, und gingen am Stock wie halblebendige Menschen rum, bis eines Tages ein russischer Arzt ihnen auf der Straße begegnete und sie mitnahm. Sie sollen wohl in ein Kinderheim gekommen sein. Frau Sturmans tat uns allen so leid, eine so blühende Frau musste so elend umkommen. Sie hatte gearbeitet bis ein paar Tage vor ihrem Tod. Sie fiel immer über ihre Füße, stand wieder auf, arbeitete weiter. Die Zehen abgefaut und abgefroren, ja sie hatte zu Viele mit zu ernähren, die nichts bekamen. Sie hat geklaut, ein paar Kartoffeln, Rüben, Körner, was sie nur erwischen konnte, von andern ist sie unterstützt worden, ließ sich von den Russen schlagen für das Stehlen und sie sagte, ich mache es wieder, ich lasse doch nicht meine Kinder verhungern, aber sie konnte sie trotzdem nicht retten. Der Wald hat ihr den letzten Rest gegeben. Man glaubte nicht, wie solch ein verhungerner Mensch aussieht, man konnte sich versehen; so ging es hunderten von Menschen. Die Frauen holten Rüben von Hasenberg. Auf

jedem Wagen saß ein Russenweib zur Bewachung und die Menschen standen am Weg und bettelten um eine Rübe. Aber wehe, wer eine nahm. Emil Szameit hat sich mit einem Russenweib wegen einer Rübe geschlagen, er musste auch seinen Geist aufgeben. Anna Szameit starb im Wald und wurde von den wilden Tieren halb aufgefressen.

Nach meiner Schätzung sind umgekommen und vermisst: Großudertal 66 Personen, Stampelken 32 Personen, Wilmsdorf 21 Personen, Uderhöhe 25 Personen.

**Ella Gronau**



**90-0085**

Ein Wagen ist in den Graben gerutscht

## **Arbeits- und Lebensverhältnisse im Kreis Wehlau bis Ende 1947.**

*Der Verfasser berichtet eingangs von seiner Flucht mit Frau und Kindern nach Pommern, vom Zusammentreffen mit russischen Truppen am 10. März in der Nähe von Lauenburg und von verschiedenen Gewalttaten russischer Soldaten. Nach Schilderung des Arbeitseinsatzes, zu dem er dort gezwungen wurde, fährt er fort:*

Unser Arbeitseinsatz erfolgte hier bis zum 18. Juni 1945. Am 19. Juni wurden wir auf Anordnung des polnischen Amtsvorstehers und des russischen Offiziers

in unsere frühere Heimat ausgewiesen. Auf LKWs wurden wir zum Bahnhof nach Lanz gefahren, wo wir in Güterwagen zusammengepfercht verladen wurden. In Bromberg mussten wir die Wagen wieder verlassen. Hier kümmerte sich anfangs niemand um uns. Bis zum Abend des ersten Tages lagen wir auf den Bahnsteigen herum. Zur Nacht wurden wir durch die Polen in den Bahnhofstunnel getrieben, wo wir ihrem Gespött ausgesetzt waren. Hier wurden noch einige Deutsche ohne Grund von den Polen niedergeschlagen und dann abgeführt.

Am nächsten Tag wurden wir zu Aufräumarbeiten auf dem Bahnhof eingesetzt, der durch polnisches Militär vollkommen verunreinigt war. Menschenkot mussten wir mit den Händen aufnehmen, da uns kein Handwerkszeug zur Verfügung gestellt wurde. Am dritten Tage wurden wir wieder in Güterwagen verladen und in Thorn wieder ausgeladen. Hier lagen wir auf den Bahnsteigen, auf denen gleichzeitig polnisches Militär exerzierte. Von den polnischen Soldaten wurden wir angespuckt und mit Füßen getreten. Ich hatte noch einen Handkoffer bei mir. Ein polnischer Soldat verlangte den Koffer von mir. Da ich ihm den Koffer nicht freiwillig gab, gab er mir plötzlich einen Fußtritt in den Unterleib, dass ich auf der Stelle zusammenbrach. Aber eine Hilfe gab es ja für uns hier nicht.

Am zweiten Tag mussten wir auf einen voll beladenen Kohlenzug klettern, der uns bis Korschen mitnahm. Hier stopfte man uns wieder in einen Güterwagen und brachte uns nach Insterburg. Hier auf dem Bahnhof wimmelte es voller Russen. Niemand kümmerte sich um uns, und keiner konnte uns Auskunft geben, wie wir hier weiterkommen sollten. Essen bekamen wir auch keins. Die kleineren Kinder weinten vor Hunger, aber wir konnten ihnen ja auch nicht helfen. Am zweiten Tag sind wir dann mit drei Familien (14 Personen) auf einen leeren Kieszug in Richtung Groß Lindenau geklettert und sprangen in Wehlau von diesem Zug ab.

Von hier aus machten wir uns dann auf den Weg in unser Heimatdorf. Überall wurden wir von russischen Soldaten angehalten und ausgelacht, einige versuchten sich an den größeren Mädels zu vergehen. Vor dem Dorf Frischenau ging ich dann zu einem russischen Posten und bat hier um Schutz, da wir dauernd belästigt wurden und es Nacht wurde. Wir konnten dann in der Nähe dieses Postens die Nacht verbringen. Am nächsten Morgen zogen wir dann weiter; da die kleineren Kinder nicht mehr laufen konnten, mussten sie von den Großen abwechselnd getragen werden.

Nachmittags um 4.00 Uhr langten wir dann vor unserem Heimatdorf Friedrichsdorf an. Die Ausbauten waren größtenteils abgebrannt. Überall wo man hinsah, wimmelte es von russischen Soldaten. In das Dorf durften wir nicht rein. In der ehemaligen Abdeckerei fanden wir dann die einzigen Deutschen vor. Es waren hier insgesamt 44 Deutsche, die früher hier in der Umgegend gewohnt hatten.

Da in dem Haus die unteren Stuben alle belegt waren, haben wir 14 Personen uns zur Nacht auf den Boden hingelegt. Nachts begannen dann die Vergewaltigungen. Am nächsten Morgen ging ich dann nach Friedrichsdorf zum russischen Kommandanten, um Arbeit zu bekommen, aber mein Gang war vergebens. Wir waren dem Verhungern nahe. Die kleinen Kinder mussten sich an die Straße stellen und bei den vorbeikommenden Russen um Stückchen Brot prachern. Am sechsten Tag bekam der Bauer M. und ich bei einem russischen Major vorübergehend etwas Arbeit. Mein für den Tag hier verdientes Essen nahm ich abends mit. Im Quartier wurde es mit Wasser verdünnt und unter uns drei Familien (14 Personen) verteilt. Etwa am 10. Juli wurde das Haus des Bauern K., der hier mit uns zusammen war, von russischem Militär geräumt, und der russische Offizier sagte mir, wir könnten jetzt dort mit den drei Familien einziehen.

Wir haben uns dann am 12. Juli dort einquartiert. In der einen Stube standen noch die Holzpritschen von den Soldaten, die uns dann auch als Schlafstelle dienen sollten. - Plötzlich nachts ein fürchterlicher Lärm auf dem Hof. Die Tür wurde aufgerissen, und etwa 50 russische Soldaten drangen ins Zimmer. Mit zusammengedrehten, angezündeten Papierschlängen suchten sie nach Frauen und Mädchen. Meine Frau und meine Tochter (16 Jahre alt) wurden rausgeschleppt. Auf meinen Einspruch erhielt ich einen Kolbenschlag, dass ich zusammenbrach. Gegen Morgen brachten zwei Soldaten meine Frau, die kaum noch gehen konnte, ins Zimmer zurück. Kaum, dass ich sie mit einer Decke bedeckt hatte, stürzten schon wieder einige Soldaten ins Zimmer und schleppten sie wieder heraus. Nach etwa zwei Stunden schleppte meine Frau sich ins Zimmer, ihre Kleider waren vollkommen mit Blut durchtränkt. Plötzlich fielen draußen mehrere Pistolenschüsse. Ich glaubte jetzt hätten diese Bestien meine Tochter erschossen. Kurze Zeit darauf brachte ein russischer Offizier meine Tochter ins Zimmer geschleppt. Er sagte mir, dass er nur durch Abgabe der Schüsse meine Tochter vor den Soldaten errettet habe. Meine Tochter schwamm förmlich im Blut. Die Vergewaltigungen erfolgten in bestialischer, tierischer Weise.

Am Morgen des nächsten Tages lief ich, da die starken Blutungen bei den fast zu Tode Gemarterten nicht aufhörten, zu einem in der Nähe einquartierten russischen Oberarzt. Ich bat ihn, meiner Frau und meiner Tochter, die beide dem Verbluten nahe waren, zu helfen. Als Antwort wurde mir gesagt: „Für euch Deutsche gibt es keine Hilfe, ihr sollt sterben wie die Schweine.“ Es gelang uns dann selbst, die Blutungen zu unterbinden. Da wir annehmen mussten, dass sich dieses Drama in der nächsten Nacht wiederholen würde, zogen wir gegen Abend wieder in das alte Quartier zurück. Meine Frau und meine Tochter waren durch den starken Blutverlust so geschwächt, dass sie diese Strecke von drei Kilometern nicht zu Fuß zurücklegen konnten. Ich besorgte zwei Schubkarren, auf welchen wir die beiden Frauen dann gefahren haben, darüber

haben dann vorbeikommende Russen tüchtig gelacht. Am Tage blieben die Frauen im Quartier, zur Nacht brachte ich sie in ein in der Nähe des Hauses gelegenes großes Distelfeld. In der Nacht kamen dann diese Bestien wieder und suchten die Frauen. Da sie sie nicht fanden, wurden wir dafür verprügelt. Daraufhin erschienen einige Russen dann am Tage, und trotzdem meine Tochter schon fast einer Leiche ähnlich war (70 Pfund), schreckten sie auch jetzt nicht vor ihr zurück, sondern vergewaltigten sie.

Ich bin dann in das in der Nähe gelegene Dorf Sechshuben gegangen, wo der russische Stab lag. Hier habe ich alles erzählt, was sich in den vergangenen Tagen und Nächten bei den Deutschen zugetragen hatte. Bei dem Stab war ein russischer Major, der mir versprach, sofort gegen diese Schandtaten einzuschreiten. Alle Deutschen, mit Ausnahme des Abdeckers J. M. und Frau, die in ihrer Wohnung verblieben, wurden auf Anraten dieses Majors in das in der Nähe gelegene Dorf Kühnbruch gelegt, hier wurde ein russischer Posten gestellt, und wir bekamen Arbeit beim Ernteeinsatz. Der Abdecker J. M. wurde dann einige Zeit später, als seine Frau vergewaltigt werden sollte und er sich dagegen wehrte, aus seiner Wohnung geführt und erschossen. Ebenso wurde die 14-jährige Tochter der Frau Berta Kirchhof an der Straße nach Friedland von Soldaten vergewaltigt und vor den Augen ihrer Mutter dann erschossen. Die Mutter selbst ist im Sommer 1947 in Tapiau dem Hungertod zum Opfer gefallen.



90-0101

Auf der Frischen Nehrung in Richtung Danzig

Nachdem wir die Getreidefelder in der Umgegend von sechs Kilometern abgeerntet hatten, wurden wir nach Stockheim und von dort nach Puschkeiten und später nach Sommerfeld verlegt. (Die Kirche in Stockheim war mit Ackergeräten vollgefahren). Nach Beendigung der Erntearbeiten kamen wir zum



Dreschkommando. Hier bekamen wir je Tag zwei Pfund Roggen, den wir uns auf einer Handmühle zu Mehl gemahlen haben. Da wir in der langen Zeit nie ein Stückchen Fleisch zu essen bekommen hatten, man aber das Verlangen nach Fleisch hatte, habe ich einfach, soweit anzutreffen waren, Hunde und Katzen gefangen und geschlachtet und mir dadurch auch mal ein Stückchen Fleisch verschafft. Wegen dieser Sache wurde ich dann eines Abends, als ich von der Arbeit kam, durch einen russischen Posten mit aufgepflanztem Bajonett zum russischen Stab nach Stockheim gebracht, wo ich gefragt wurde, aus welchem Grunde ich Hunde und Katzen geschlachtet hätte. Ich sagte, dass wir bei der schweren Arbeit auch mal ein Stückchen Fleisch essen müssten, um überhaupt arbeiten zu können, und da die Russen uns kein Fleisch geben, so habe ich mir eben was besorgt. Man entließ mich wieder. Einige Zeit später gab man uns neben dem Roggen auch ein paar Konserven und etwas Fett.

Am 9. Dezember 1945 kam ich mit meiner Familie zur Militärkolchose nach Nickelsdorf, Kreis Wehlau. Ich hatte hier den Pferdestall mit 34 Pferden, mein Sohn den Kuhstall mit 40 Kühen zu besorgen. Neben der Tagesarbeit mussten wir nachts noch in den Ställen Wache schieben. Hier bekamen wir täglich etwas Brot und einen Liter Milch. Da wir bei diesem wenigen Essen kaum in der Lage waren, die schweren Arbeiten noch zu verrichten, entschloss ich mich (auf Grund eines Buches, das mir im Herrenhaus auf Gut Dommelkeim in die Finger gekommen war: „Meine Erlebnisse beim Russeneinfall 1914“, erzählt von einem Privatförster) in dem in der Nähe gelegenen Wald Schlingen auf Hasen aufzustellen. Nachts während meiner Nachtwache fertigte ich mir einige Schlingen an, und am Tage, nachdem ich meine Arbeit im Stall verrichtet hatte, ging ich in den Wald, um die Schlingen aufzustellen. Ich hatte Erfolg und fing auch einige Hasen, so dass wir durch den Genuss des Fleisches wieder etwas zu Kräften kamen.

Am 8. März wurde unsere Kolchose nach Wargienen bei Tapiau verlegt. Im September, an einem Nachmittag, flammte plötzlich eine mit Heu vollgefuhrte Scheune auf. Mein Sohn Manfred und Helmut S., beide 16 Jahre alt, wurden, da die Russen Streichhölzer bei ihnen gefunden hatten, durch die GPU verhaftet. Sie wurden stundenlang verhört und mit vorgehaltener Pistole gezwungen, auszusagen, dass sie die Scheune angesteckt haben. Da die Jungens es aber nicht getan hatten, blieben sie bei ihrer Aussage. Darauf sollten sie erhängt werden. Die GPU wollte sie gewaltsam zum Eingeständnis einer Tat, die sie nicht begangen hatten, zwingen. Sie wurden daraufhin fortgeschafft. Nach etwa 14 Tagen erfuhr ich durch einen russischen GPU-Leutnant, dass die Jungens sich im GPU-Keller in Tapiau befinden. Ich bin dann am Sonntag hingegangen und bekam auch den aufsichtsführenden Major zu sprechen. Hier wusste niemand aus welchem Grund die Jungens hier eingesperrt seien. Auf meine Bitte hin wurden die Jungens am anderen Sonntag entlassen. Bei ihrer Rückkehr

erzählten sie, dass sie täglich bei schlechtem Essen haben fünf Raummeter Brennholz zerkleinern müssen. In ihrem Keller hätten noch zwei deutsche Soldaten gesessen. Diesen Soldaten wurden täglich ca. 25 Schläge mit dem Gummiknüppel auf die Fußsohlen geschlagen, dadurch wollten die Russen sie zu einer Aussage zwingen.

Im November 1946 kamen Zivilrussen nach Wargienen, und die Militärkolchose wurde mit uns nach Bonslak bei Tapiau verlegt. Das Herrenhaus war nieder-gebrannt. Die Russen quartierten sich in das Obergärtner- und Schweizerhaus, wir Deutschen in die Insthäuser ein. - Die Zivilrussen erzählten mir auch, dass sie gegen ihren Willen mit LKWs hierher gebracht worden seien, es wäre dies ehemaliges russisches Gebiet, was sie jetzt wieder besiedeln müssten. Sie waren auch zum größten Teil gegen das russische Regime eingestellt.

Insgesamt waren wir hier 101 Deutsche. Gearbeitet wurde von Sonnenaufgang bis zum Dunkelwerden. Da wir auch keine Zeit hatten, unsere Kleider und Wäsche sauber zu halten, waren wir vollkommen verlaust. Pumpen und Brunnen waren zerstört oder mit Unrat voll geworfen. Wasser holten wir aus einem verfallenen Brunnen, wo es von Fröschen und Ungeziefer wimmelte. Sämtliche Aborte waren zerstört. Jeder verrichtete seine Notdurft wo er eben war. Gearbeitet wurde nach russischem Muster - alles Normarbeiten! Bei dieser ungenügenden Ackerbestellung konnten auch keine Erträge erzielt werden.

Im Februar 1947 wurde ich durch die russische Militärverwaltung auf dieser Kolchose als Brigadier eingesetzt. Diesen Posten nahm ich jedoch erst an, nachdem man mir versprochen hatte, uns Deutsche nicht als Vieh, sondern als Menschen zu behandeln. - Jetzt begann für uns zwar eine harte, dafür aber eine etwas freiere Arbeit. Wir hatten sogar öfters einen freien Sonntag. Die Frühjahrsbestellungen erfolgten jetzt nach deutschem Stil. Angebaut haben wir hier: 40 Hektar Erbsengemenge, 10 Hektar Hafer, 8 Hektar Kohl, 4 Hektar Karotten, 4 Hektar Gurken, 4 Hektar Tomaten. Die Ernteerträge waren recht gut. Wir bekamen hier 300 Gramm Mehl, Kohl, Karotten und Tomaten. Für nicht arbeitende Personen gab es keine Produkte. - Bestellt waren nur die Felder um die einzelnen Kolchosen, alles andere waren nur Distelplantagen.

In Tapiau gab es einen schwarzen Markt, wo man, wenn man Rubel hatte, alles zu kaufen bekam. Eine Schnitte Schwarzbrot kostete 10 Rubel, ein Pfund Butter 75 Rubel usw. Zwischen Tapiau und Königsberg bestand Dampfer-Verbindung (eine Fahrt 11 Rubel). In der ehemaligen Besserungsanstalt waren etwa 700 deutsche Jungens eingesperrt. Das Militär lag in den Kasernen, in der Heil- und Pflegeanstalt, und ein großer Teil lag in aufgestellten Holzbauten im Wald entlang der Deime hinter Waldschlösschen bis Freudenberg. Die Offiziere wohnten in den Siedlungshäusern. Die ehemalige deutsche Mittelschule war als russische Schule eingerichtet. Eine Schule für deutsche Kinder gab es

nicht. Überall in den Straßen traf man deutsche Kinder zerlumpt und vollkommen abgemagert an. - Zerstört waren das Bahnhofsgebäude, einige Häuser in der Bahnhofstraße (Glaubitz, Klein u. a.), ein Teil der Häuser in der Neustraße und einige in der Königsberger Straße. (In Wehlau war die Innenstadt vollkommen ausgebrannt, ebenso auch in Allenburg.)

Unter den hier gegebenen Umständen hatten wir hier schon mit unserem Dasein abgeschlossen, und niemand glaubte noch daran, dass sich auch unser Schicksal noch einmal wenden sollte. Plötzlich am 17. November nachmittags 4.00 Uhr ging die große Hofglocke. Alle Deutschen wurden zusammengerufen. Es waren russische Offiziere erschienen, die uns mitteilten, die Militärkolchose werde aufgelöst, und wir werden nach Deutschland entlassen.

**K.K. aus Friedrichsdorf**

## ***In Karwerningken - von März 1946 bis September 1948***

Als meine Großmutter und ich am 28. Januar 1945 aus meinem Heimatort Sensburg auf die Flucht gingen, führte der Fluchtweg über Preußisch-Eylau, Pillau bis nach Rauschen-Düne, im März 1945 kamen wir dort an. Wir erlebten den Einmarsch der Russen dort im April und wohnten bis März 1946 in Rauschen-Düne. An einem kalten dunklen Regentag kam ein Lastwagen mit einem russischen Fahrer vorgefahren, lud die Möbel und alle Habseligkeiten, die wir in dem Zimmer besaßen, auf den Lastwagen und fuhr uns ohne jegliche Angabe, auf die Kolchose des ehemaligen Vorwerks Karwerningken des Gutes Parnehenen. Der Russe lud alle Möbel und Sachen ab und steckte uns in das ehemalige Verwaltungshaus. Wir teilten das hintere Zimmer mit einer Mutter und deren erwachsener Tochter. Im vorderen Zimmer wohnten 5 oder 6 Personen einer Familie, die einheimisch waren. Meine Großmutter kannte die Gegend nicht und wusste zuerst gar nicht, wo wir gelandet waren. Nur an den Satz, den sie sagte, als wir auf dem Lastwagen waren, erinnere ich mich: „Nun bringen sie uns doch nach Sibirien“. Ich hatte damals keine Ahnung, welche Bedeutung es hatte.

Unsere Jahre in Karwerningken waren sehr schlimm, denn meine Großmutter war alt und krank und ich ein Kind von 9 Jahren. Somit bekamen wir keinen einzigen Rubel von den Russen: nicks arbeiten - nicks Rubel - nicks essen! Außerdem waren wir für die wenigen übrig gebliebenen Einheimischen „Fremde“. Unsere große Überlebenschance war ein bisschen Glück und der Vorteil, dass meine Oma eine Försterstochter aus dem Kreis Rastenburg und somit mit der Natur vertraut war.

Die ersten Brennnesseln wurden mit Wasser gekocht, dann kam Melde, Löwenzahn, Giersch und Sauerampfer. Kartoffeln wurden auf dem Feld gestoppelt; die waren erfroren, grau-schwarz, platt und mit Würmern durchzogen. Dann kamen die ersten Walderdbeeren, Himbeeren und Blaubeeren, die es im Sommer in Hülle und Fülle im Wald hinter Karwerningken gab. Dann wurden Pilze gesammelt, gegessen und für den Winter getrocknet bis der Frost kam. Trotz guter Pilzkenntnis hatten wir im Sommer 1948 doch noch eine Pilzvergiftung bekommen. Mir erschien alles wie im Rausch, meine Oma versuchte krampfhaft irgendwo Milch zu bekommen. Eine russische Familie hatte Erbarmen und gab uns Milch. Trotz meiner Übelkeit schmeckte die Milch nach Monaten und Jahren herrlich. Wir haben alles überstanden, aber mit dem Pilzessen war es für Jahre aus. Selbst Hunger konnte nichts daran ändern. Unser Getränk wurde aus Kamille, Lindenblüten - ein Lindenbaum stand direkt im Hof von Kawerningken - und anderen Kräutern bereitet. Die Wäsche wurde mit Asche gekocht. Der „Weiße Riese“ würde bei dem Glanz verblassen!

Auf der Kolchose wurden Roggen, Weizen, Kartoffeln, Kohl, Gurken, Tomaten, Futterrüben, Mairüben (so ähnlich wie Kohlrabi) und Mais angebaut. Alle Felder wurden bewacht. In einer Scheune standen im Sommer und Herbst zwei riesige Tonnen, ähnlich einem Weinfass in einer Kelterei, darin wurden Gurken und Kohl eingelegt. Wenn die ersten Ähren Körner zeigten, wurden welche gehamstert, getrocknet und Brot gebacken. Ein großer Kachelofen mit Backröhre stand in dem Zimmer, in dem wir wohnten. Genauso erging es den Kartoffelstauden, die fachmännisch ausgehöhlt wurden. Die Russen gingen zu der Zeit immer mit Scheinwerfern rund um Karwerningken Streife. Es war ja bei Strafe verboten. Einmal weiß ich noch, dass ich in einer Fuhre versteckt lag.

Ich kann mich erinnern, dass alle Frauen, Kinder und (Männer?) im Sommer ca. 20 Kilometer an die Alle einmal zum Muscheln sammeln gingen. Es war ein herrlicher Sommertag, und der Platz an der Alle war eine große Wiese mit vielen Weidenbäumen. Dort suchten wir aus dem Fluss viele Muscheln, die gleich abgekocht und gegessen wurden. Ob wir noch welche mitnahmen, weiß ich nicht, sie waren ja leicht verderblich. Welche Straße und in welche Richtung wir gewandert sind, kann ich heute nicht mehr schildern.

An die Winter darf ich nicht denken, oft gab es nur Schnee zu essen, einmal einen Rundgang machen um nicht zu erfrieren. Dankbar waren wir, wenn wir irgendwo bei den Russen Kartoffelschalen erbettelt hatten. Manchmal auch etwas Futterkuchen, der für die Kühe bestimmt war. Es war wohl gepresstes Heu, steinhart und verursachte nach dem Verzehr Kopfschmerzen.

Wenn im Winter die Futterrüben aus den Mieten genommen wurden, bei strenger Bewachung, konnten wir Kinder so lange bleiben bis alles aufgeladen war und von der Aufsicht alles abgeräumt war. Dann konnten wir die Mietkanten nochmals

Zentimeter für Zentimeter im Schnee durchhacken, um noch einen Rübenschwanz zu ergattern. Alles wurde gesammelt und zu Hause im Schneewasser gekocht. Als es wieder einmal hieß, eine Miete würde geöffnet auf der einen Seite des Vorwerks und eine Miete auf der anderen Seite, ging auch meine Oma los. Als ich dann am Nachmittag, an einem wunderschönen ostpreußischen Wintertag bei glitzerndem Schnee zurück komme, sehe ich in der Ferne etwas Dunkles liegen. Nichts ahnend finde ich meine Oma dort, wohl schon halb erfroren und entkräftet auf dem Weg. Was danach passierte weiß ich nicht. In einem Winter wurden Pferde erschossen, und die Russen haben sie vergraben, es muss etwas weiter fort gewesen sein, die Stelle wurde mit Stacheldraht eingezäunt und es hieß, sie hätten giftige Mittel darüber gestreut. Alle Deutschen aus Karwerningken machten sich auf den Weg und gruben die Pferde aus, zerlegten sie, bei einem war noch ein Fohlen im Leib, und jeder trug so viel er konnte nach Hause. Bis spät in die Nacht hinein wurde gebraten, gekocht und gegessen. Ob es jemand schlecht wurde von dem Genuss, kann ich nicht mehr sagen, jedenfalls war das ein nie vergessenes Fest mit so viel Fleisch...

Zu meinen persönlichen guten Gönnern zählte ein russischer Soldat, der wohl bei der Versorgung der Pferde zu tun hatte. Die Russen hatten in der Nähe von Gut Parnehenen eine Sauna gebaut oder ein Haus dafür bekommen. Einmal in der Woche holte er mich ab, entweder alleine oder mit mehreren Soldaten. Ich war dann der Kutscher und musste auf Pferd und Wagen in der Zeit, in der sie in der Sauna waren, aufpassen. Der Soldat gab mir als Lohn immer etwas Verpflegung von seiner ab, am schönsten war die Katscha. Er hatte meiner Großmutter erzählt, dass ich ihn so an seine eigene Tochter erinnere, aber er weiß nicht, ob sie noch lebt. Aber eines Tages, sicher 1948, wurde er versetzt. Zu der Zeit kamen auch russische Familien nach, so dass ich manchmal bei ihnen als Kindermädchen für etwas Essen arbeiten konnte. Ihr Schwein hielten sie in der Küche unterm Tisch.

Typhus und Ruhr rafften so manchen dahin. Auch ich bekam Kopftypus. Es muss im Sommer 1947 gewesen sein. Ich lag wochenlang ganz schwer krank auf einer Matratze auf der Erde. Eine Ratte hatte mir eines Nachts einen Zeh angefressen, die Stelle war jahrelang noch dick. Ratten gab es in Scharen. Wir stellten große Wassereimer für die Nacht hin und wenn dann eine hineinfiel wurde ein großes Brett daraufgelegt. Aber oft waren sie so stark, dass sie sich bis zum Morgen aus ihrer Falle wieder befreien konnten. Als ich die Krise der Typhuskrankheit hatte, war ich scheinbar tot. Ich merkte, wie meine Oma mir Hände und Füße rieb und mit einer Frau sprach: „Nun weiß ich, dass alle meine Lieben nicht mehr am Leben sind; ich öffne die Fenster, dass die Seele entweichen kann.“ In diesem Moment soll ich mich umgedreht haben und in einen tiefen Schlaf gefallen sein. Als ich später aufstand, fielen mir die Haare aus, ich musste gehen und sprechen lernen. Aber alles ohne Arzt und Medizin.

Den frischen Waldbeeren, die mir meine Oma täglich brachte, verdanke ich wohl Vieles. Zur Belohnung, dass es mir besser ging, hatte mir meine Oma ein Sommerkleid aus dem Stoff eines gefundenen Sonnenschirms genäht. Die Farben waren hellblau, gelb, weißgestreift, es sah wunderhübsch aus!

Manchmal bekam meine Oma etwas zum Nähen. Kleider aus Säcken und gefundenen Stoffresten für Deutsche, aber auch für Russen. So bekamen wir doch einige Rubel, die uns so dringend fehlten. Einmal in der Woche gab es in Parnehen, ob Sommer oder Winter, für die arbeitende Bevölkerung Lebensmittelzuteilung. Ein Brot kostete 7 Rubel. Aber da wir nicht arbeiteten, konnten wir nichts kaufen, sondern ich musste bis abends warten, ob noch etwas Brot übrig geblieben war. Manchmal hatte ich Glück, ein Stück, ein halbes oder ein ganzes Brot, je nach Rubel, zu erwischen. Aber der Weg konnte auch umsonst sein. Wenn ich durch die Felder im Sommer oder die Birkenstraße am Friedhof vorbei von Parnehen nach Karwerningken ging, konnte ich nicht widerstehen die Rinde des Brotes oft abzuknabbern. Aber meine Oma schimpfte nie, auch wenn das Brot lange, lange reichen sollte. Ein paar Rubel oder etwas zu essen bekamen wir, wenn wieder ein Bewohner verstorben war. Oma war von Beruf Blumenbinderin und schmückte den einfachen Brettersarg, ob Winter oder Sommer, schön aus. Ein Pferd mit Leiterwagen wurde abgestellt von der Arbeit und so wurde der Sarg darauf geladen und fuhr die lange Straße zum Friedhof. Im Sommer machte sie immer eine Blumendecke auf den Sarg. Auch pflegte sie die verlassenen Gräber auf dem Friedhof. Dabei hatte sie Zeit, im Wald, verbotenerweise (bei Strafe im Keller) - die Waidmänner mögen ihr verzeihen - eine Schlinge für Hasen auszulegen. Einmal war ein riesig großer Hase darin, den sie kaum schaffte nach Hause zu tragen. Auch prächtige Butterpilze waren am Friedhof zu finden. Irgend jemand fand dort mal am Graben Essteller auf einem Grab. Für mich war es damals aufregend.

Ebenfalls wohnte in Karwerningken eine Frau Klein mit drei Kindern. Ein Mädchen starb dort noch an Wassersucht. Der Junge war ca. 13- 14 Jahre alt und hieß eventuell Manfred. Mit der großen Tochter, die damals wohl zwischen 17 und 19 Jahre alt war, bin ich im Winter 1948 zu Fuß nach Litauen betteln gegangen. Wie muss meiner Großmutter wohl ums Herz gewesen sein, als sie mich nach Litauen schickte, denn für Zwei wäre in Kawerningken den Winter über kein Essen mehr gewesen. Heute kann ich es erst begreifen, weil man selber Kinder hat. In Wehlau übernachteten wir bei einer deutschen Familie, die hatten ein großes Glasdach über dem Hof. In Tilsit, es müssten Verwandte von Kleins gewesen sein, übernachteten wir auf der Hin- und Rücktour bei einer Familie. In Erinnerung habe ich eine Straße in der Stadt, die Straße verlief etwas bergig. In Litauen bettelten wir auf dem Pferdemarkt und wärmten uns bei den Pferden auf. Es war tiefer Winter, viel Schnee und bitterkalt. Dann bettelten wir uns von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, aber es waren schon zu viele vor uns da gewesen

und oft gab es nichts als einen bellenden Hund. Wir haben aber nie draußen schlafen müssen, irgend ein Engel gab uns immer ein Dach über den Kopf. Es gab aber kein Bett, sondern wir schliefen auf dem Lehmofen, der mitten im Haus oder in der Kate stand. Gewaschen haben wir uns im Schnee, sonst gab es keine Reinlichkeiten. Die Läuse waren all die Jahre sowieso unsere Mitbewohner in Haaren und in Kleidern. Bei einer litauischen Familie blieb ich 14 Tage alleine, die Familie wollte mich behalten. Das Mädchen ging alleine weiter um Lebensmittel betteln, kam dann wieder vorbei und ich ging mit ihr zurück nach Karwerningken. Auf dem Nachhauseweg hinter Tilsit fing es sehr an zu tauen und zu regnen, es muss Ende März/April gewesen sein. Wir waren bis auf die Haut nass. Da nahm uns ein russischer Militärlaster, ich glaube bis Wehlau, mit. Zu Hause gab es die ersten Pfannkuchen seit Jahren mit richtigem Mehl und in Speck gebraten.

In der Zwischenzeit war meine Großmutter die Treppen im Haus, sicher durch Schwäche bedingt, heruntergefallen, hatte sich dadurch die Wirbelsäule beschädigt und war fast gelähmt. Es gab aber doch noch gute Menschen, die sie nicht verhungern ließen und ihr immer von dem Wenigen, dass sie erarbeitet hatten, zu essen brachten, nochmals vielen Dank! So viel ich mich erinnern kann, bekam Frau Klein schon in Karwerningken Post von ihrem Mann, dass er in Husum lebt. Sie sind wohl vom Lager aus dort hin.

Nun konnte meine Oma keine Treppe mehr steigen, und wir mussten aus dem Verwaltungshaus in ein ehemaliges Insthaus ziehen, dort war es sehr feucht und nass. Ich musste auch jetzt alleine fürs Feuer sorgen. Es waren kaum noch morsche Rossgartenpfähle da; die alleine vom Draht zu befreien, nach Hause zu schleppen, zu sägen und zu hacken war schon schwer, aber wenn es überleben heißt, geht einiges. Selbst Holzsohlen für das Schuhwerk schaffte ich alleine. Inzwischen waren meine Beine so vereitert und voller Borke, dass ich sehr oft Schmerzen hatte. Zur Linderung legten wir Hufflattiglätter auf die Stellen.

Im Herbst 1948 hieß es dann „Heim ins Reich“. Wir wussten nichts, was in der Welt inzwischen passiert war. Wir hatten auch keine Post erhalten, obwohl meine Oma immer geschrieben hatte. Ich, die anderen Kinder ebenfalls, hatten in all den Jahren auch keine Schule besucht, dafür aber etwas Russisch in der Umgangssprache erlernt. Ich habe alles in der Versenkung begraben, außer dawei-dawei-paschlie-paschlie.

Wir wurden Ende September 1948 auf einen Lastwagen geladen und nach Königsberg gefahren. Ehe wir unsere Habe in Karwerningken im Krepsh zusammenpackten, besaßen wir noch sämtliche Papiere (Geburtsurkunden, Sparbücher und anderes). Aber meine Großmutter konnte nichts tragen, und für mich war das Wenige schon zuviel. Ich war es in den letzten Monaten

gewohnt worden, sämtliche Entscheidungen zu übernehmen, so auch diese: Was soll dieses Papierzeug noch? Also ließen wir es da. Meine Oma sagte nur: „Hoffentlich bereust du es nicht eines Tages“. Ich konnte es damals nicht ahnen, was Dokumente bedeuten, heute weiß ich es, ich habe es schon bereut. Meine Oma war einfach zu schwach sie an sich zu nehmen.

Von Königsberg aus, auf dem Bahnhof kaufte ich uns von den letzten Rubeln eine Wassermelone, ging es mit dem Zug in Viehwaggons ins Auffanglager nach Dessau. Wenn der Zug mal auf offener Strecke hielt, sprangen wir raus und stiebitzten vom Feld Maiskolben. Im Lager Dessau mussten wir so lange bleiben, bis meine Beine geheilt waren. Es gab Spritzen dafür. Die Narben habe ich heute noch. Meine Großmutter kam als fast gelähmte Frau 1949 nach hier. Sie wurde wieder gesund, lief wieder wie ein Wiesel, starb dann nach dem dritten Schlaganfall mit fast 81 Jahren.

Als wir 1949 nach hier kamen, wollte ich diese Zeit nie erlebt haben. Ich habe in all den Jahren kein einziges Mal ein Wort darüber mit meiner Großmutter gesprochen. Nun ist sie schon 14 Jahre tot; jetzt denke ich anders darüber und habe vielleicht eine kleine Hoffnung, dass irgend ein Wehlauer in dieser Zeit dort war.

**Christa Möller, geb. Koller**

## ***Das Ende des Dorfes Köthen***

Diese Schilderung über die Erlebnisse einiger Einwohner Köthens in der Heimat unter sowjetischer Besetzung und über das Schicksal des Dorfes selbst entnehmen wir der Dokumentation „Ein unvergessenes Dorf - Köthen“ von Walter Breuksch.

Die Front rückte an die Grenzen Ostpreußens. Fliegeralarme wurden häufiger, das Dröhnen der Front wurde lauter, rückte näher, russische Tiefflieger beschossen alles, was sich bewegte, Flüchtlingstrecks aus den östlichen Kreisen Ostpreußens zogen vorbei. - Nun bereitete man sich auch in Köthen auf den schweren Weg vor. Habseligkeiten wurden zusammengepackt und Wagen für die Flucht vorbereitet. Einwohner des Kreises Schlossberg fanden auf ihrer Flucht in Köthen vorübergehend Aufnahme. Am 19./20. Januar erhielten diese den Auftrag, weiter zu ziehen. Nun war es Gewissheit geworden, dass auch Köthen geräumt werden musste. Am 20. Januar 1945 besuchte die Tochter Danielziks aus Wehlau ihre Eltern in Köthen, um sie zur Flucht aufzufordern. Sie schreibt: „Köthen lag im tiefsten Frieden.“ - Wie schnell sich das ändern sollte!

Am Sonntag, dem 21. Januar 1945, erhielten die Köthener den Treckbefehl. Das Großvieh wurde noch einmal gefüttert und losgebunden, kein Einwohner



blieb zurück. Die Front rückte bedrohlich näher, und in aller Eile wurde der „Wurstberg“ zum letzten Mal bezwungen. Doch schon bald gab es einen längeren Stau, weil die Reichsstraße 1 von Wehrmachts- und Flüchtlingskolonnen verstopft war. Die Flüchtlingswagen standen im Sandtitter Wald zum Teil in Dreierreihen auf der Straße, es gab kein Vorwärts, kein Zurück.

Von hier aus ging Eva Samland/Minuth noch einmal zurück nach Köthen. Dort fand sie deutsche Soldaten, die die Wohnungen geheizt und sich über das zurückgelassene Essbare hergemacht hatten.

Tapiau erwies sich mit seinen Brücken über die Deime und über den Pregel als Nadelöhr. Die Trecks wurden zum Teil über die Deime und durch die Stadt in Richtung Königsberg geleitet, zum Teil über die Pregelbrücke in Richtung Haff. Hier teilte sich auch der Köthener Treck. Einige Köthener verließen ihre Wagen und erreichten in Tapiau einen der letzten Züge nach Königsberg.

Der Treck in Richtung Königsberg kam nur langsam voran. Die Reichsstraße 1 musste verlassen werden, es ging in nordwestlicher Richtung nur schleppend weiter. Angriffe russischer Tiefflieger auf die Trecks stifteten ein heillooses Durcheinander. Der Kampflärm in unmittelbarer Nähe zwang die Köthener, die Wagen stehenzulassen und ihr Heil in der Flucht zu Fuß zu suchen. So wurde Fuchsberg nordwestlich von Königsberg erreicht, wo man vor Erschöpfung irgendwo im Stall einschlieft.

Wieder war es ein Sonntag, eine Woche nach der Flucht aus Köthen. Der Krieg hatte die Flüchtlinge eingeholt, die Russen waren da, die erste Welle, die „Uhri-jest-Welle“. Beute machen um jeden Preis! Uhren und Wertsachen wechselten die Besitzer.

Zunächst schien alles gar nicht so schlimm, doch die russischen Panzersoldaten hatten schon warnend auf die nachfolgenden Truppen hingewiesen. Die kamen dann auch bald, und zu ihrer Beute gehörten dann vor allem die deutschen Frauen. Das war die „Frau-komm-Welle“, die über die Flüchtlinge wie eine Jauchewelle schwappte, die Unzählige in Verzweiflung, Not und Todesangst brachte und noch lange anhalten sollte.

Die folgende Welle sortierte, verhörte, erschoss, setzte in Marsch Richtung Russland oder „damoi“, nach Hause. Die Russen gingen daran, Frauen und Männer zu trennen und suchten vor allem ehemalige russische Kriegsgefangene und Dienstverpflichtete. Die deutschen Männer wurden genau untersucht, verhört, zum Teil auf der Stelle erschossen, der Rest unter Bewachung in Richtung Osten in Marsch gesetzt. Weil es sich vornehmlich um ältere und kranke Personen handelte, ist ihr Marschweg von vielen Toten gesäumt worden. Die Frauen und Kinder sollten nach Hause gehen.

Köthen fand man nicht wie einige Tage zuvor im „tiefsten Frieden“, es war menschenleer, verwüstet, zum Teil abgebrannt (A. Minuth, Bendrien, Wittke, Willuhns Insthaus). Bei Buses über dem „Wurstberg“ fand man einige Deutsche. Doch wo war die Mutter?

Auch sie befand sich auf dem Fußmarsch nach Hause. Bei Großhof hatten die Russen eine Pontonbrücke über die Deime geschlagen. In dunkler Nacht wurde sie überquert und der Weg nach Hause fortgesetzt. Bei Buses war die Mutter dann mit ihren Kindern wieder vereint.

Glück im Unglück! Aber lange konnte man hier nicht bleiben. Zu viele Frauen in einem Haus waren ein Anziehungspunkt für die Russen. So gingen sie nach Köthen, räumten das Wohnhaus auf, begruben den erschossenen Hund, warfen voll Ekel die Kochtöpfe voller Kot hinaus und heizten. Sie waren wieder zu Hause.

Bald erschien eine russische Einheit, die Frauen mussten unter Bewachung Wäsche waschen, Erwin Holz machen. Als die Einheit abzog, ging es nach Grünhayn, Luxenbruch (Paukstat). Auch hier musste für die russischen Truppen, die in Grünhayn lagen, die Wäsche besorgt werden. Bewaffnete Posten sorgten für ungestörtes Arbeiten. Hier erkrankten beide Kinder an Typhus; sie überstanden die Krankheit aber glücklich in Sanditten, wo die Russen das Milchvieh zusammengetrieben hatten. Die Deutschen mussten hier das Vieh versorgen, zehn Kühe pro Person, für einen Liter Milch pro Tag. Heimlich wurde mehr Milch abgezweigt, um die beiden Erkrankten wieder zu kräftigen. Da die Kühe von einer Hautkrankheit befallen waren, mussten sie täglich mit einer Lösung gewaschen werden.

Mit ähnlichen Arbeiten ging es in Alt-Wehlau, Oppen und Götzendorf weiter. Hier trafen auch Köthener zusammen: Edith und Eva Minuth, Frau Wittke mit den beiden Kindern, Frau Statinski mit Gertrud. Zusammen mit kriegsgefangenen deutschen Soldaten wurde versucht, die Landwirtschaft wieder in Gang zu setzen. Nach und nach trafen „Pungelrussen“ ein. Das waren Weißrussen und Ukrainer, die ihre Habseligkeiten in einem kleinen Beutel („Pungel“) trugen. Sie waren nach Ostpreußen geschickt worden, um hier zu arbeiten und zu siedeln. Sie verdrängten die Deutschen aus den Wohnungen und aus den Arbeitsstellen.

Als die zu versorgende Viehherde nach Gertlauken-Laukischken getrieben wurde, entschlossen sich die Köthener, in der Nähe Wehlaus zu bleiben. In Ripkeim und zuletzt in Wattlau fand man Unterkunft. Die Mühle Pinnau, die Papierfabrik und die Transportkolonne in Ripkeim waren die Arbeitsstellen. Seit etwa 1947 wurde die Arbeit in russischer Währung bezahlt. Damit konnte man im Magazin einkaufen und vor allem auf dem Markt in Wehlau, den die „Pungelrussen“ aus ihrer individuellen Viehhaltung und Landwirtschaft belieferten.

Den Mangel an Ersatzteilen und Baumaterial behoben die Russen auf ihre Art. So erinnert sich Erwin an eine Tour nach Balga und ans Frische Haff, um dort Ersatzteile für Pferdewagen zu besorgen. Das Schlachtfeld der letzten Kesselschlacht war noch nicht aufgeräumt. Menschliche Skelette, zum Teil mit den Erkennungsmarken deutscher Soldaten, Pferdegerippe, verrostetes Kriegsgeschütz, niedergewalzte Flüchtlingswagen lagen wie ausgestreut herum. Aus dem Haff ragten Teile von versunkenen Pferdewagen und Wasserfahrzeugen - ein unbeschreiblich grauenvoller Anblick.

Baumaterial wurde durch den Abriss von Gebäuden gewonnen. So standen z.B. in Köthen keine Scheunen und Ställe mehr. Viel zu spät merkten die neuen Herren des Landes, dass sie sich dadurch selbst schädigten. Als ein Verbot des weiteren Abreißens erlassen wurde, der Mangel an Baumaterial aber immer noch nicht behoben war, verfiel man auf die Methode des Innenabreißens; Decken und Fußböden, Öfen, Türen und Fenster wurden herausgenommen, die Außenwände blieben stehen und gaben den Anschein eines intakten Gebäudes.

Einmal noch vor der endgültigen Ausreise sahen sie Köthen wieder. Willuhns, Bauer Wagners und Rippkes Wohnhäuser standen noch, ausgeschlachtet, verwüstet; alles andere war nicht mehr vorhanden, Brennnesseln und Birkengestrüpp wucherten in den Ruinen. - Nach fast 600 Jahren wechselvoller Geschichte ist das alte Preußendorf Köthen eine Wüstung geworden.

Im August 1949 kam der Tag der Ausweisung und der Ausreise. Was dreieinhalb Jahre zuvor durch die Flucht nicht gelungen war, vollendeten nun die Russen mit Waggonen. Der Abschied von der Heimat fiel wohl niemand schwer, denn fremde Menschen hatten die Heimat entfremdet.

Was blieb und was bleibt zurück? - Erinnerungen an Schrecken und Tod, an erschossene, ermordete, verhungerte Angehörige, die irgendwo, notdürftig verscharrt in heimatlicher Erde ruhen, Erinnerung an verbrannte, zertrümmerte Heimstatt, an im Schnee erstarrte Menschen und Tiere.

Es bleibt uns aber auch die Erinnerung an Köthen und an seine Menschen, das bis zum 20. Januar 1945 wie im tiefsten Frieden lag.

Wir konnten nicht halten, wir konnten nicht knien.  
Sie kamen hinter uns, Wagen an Wagen, -  
Unsre Herzen nur schrien:  
O blick nach uns hin!

**Agnes Miegel**



90-0102

Wagen an Wagen. Ein endloser Treck auf dem Eis.

## ***40 Jahre danach - Trauer und Besinnung*** **Von BdV-Präsident Dr. Herbert Czaja MdB**

Die grausame Massenvertreibung war vor 40 Jahren in vollem Gang. Auch vor den Frontkämpfen geflüchtete Deutsche wurden nicht mehr in ihre Heimatorte zurückgelassen und von kommunistischen Eroberern vertrieben. Furchtbare Grausamkeiten begleiteten in den ersten Monaten diese Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Zu lange breitet man darüber den Schleier des Schweigens. In den letzten drei Jahren begann sich dies zu ändern.

Wir wollen nicht aufrechnen, nicht über Zahlen streiten, nicht Hass schüren. Ebenso wenig wollen wir die Erinnerung an zahllose Untaten, die auch Deutsche begingen, verdrängen. Jeder gemordete Mensch, Nichtdeutscher und Deutscher, ist ein unschätzbare Wert, jede Folter grauenvolles Leid.

1985 gedenken wir nicht nur der Ursachen und Umstände der Massenvertreibungen, ihrer Folgen und Aufgaben, die sie uns und anderen - nicht zuletzt im Zusammenhang auch mit neuen Vertreibungen - für Gegenwart und Zukunft

stellen, sondern ebenso der deutschen und europäischen Katastrophen, die durch Beendigung der Kriegshandlungen am 8. Mai 1945 ihr teilweises Ende fanden. Dies war auch das Ende grausamer Diktaturen bei uns und bei anderen Völkern. Deren Schrecken und Untaten waren ungeheuerlich. Die Millionen von Toten des Krieges und grausamer Gewalttaten sind für unser Volk, für andere Völker, aber auch für die Vertriebenen gerade 1985 Anlass zur tiefen Trauer und Besinnung.

Die Kräfte des nicht-kommunistischen Widerstandes, von den Sozialdemokraten über die Christen bis zu Konservativen, die aufs Schafott gingen, wussten um die Untaten und wollten das Grauen beenden; die meisten von ihnen wollten aber auch eine sittlich gereinigte Rolle und Pflichterfüllung der Deutschen in einem freien Europa. Diese sollten auf dem Recht, auf der Würde der Person und der Völker, darunter auch unseres Volkes, gründen und zu einem Neubeginn der Zusammenarbeit führen. Jene Kräfte pflanzten dazu manche Strukturen, die in der Bundesrepublik Deutschland nachwirkten. Sie wollten Treue zu Deutschland und berechtigten Interessen der Deutschen.

Das Völkerrecht kennt keinen Strafprozess, aber es gilt, politisches und anderes Unheil, im Namen der Deutschen und anderer vollzogen, durch konstruktive Zusammenarbeit mit geschädigten Völkern zu überwinden und dabei die guten Seiten der Deutschen - auch zugunsten der Freiheit und Existenz anderer Völker - zu entfalten. 1985 gedenken wir ebenso dieser konstruktiven Aufgaben. Wir verdrängen allerdings auch nicht die Tatsache, dass Sorglosigkeit, Fehlentscheidungen, selbst verursachte Schwächen und Verkennung der Diktatur seitens freier Staaten dem Durchbruch der Unterwerfungspolitik Hitlers vorangingen. Die Folgen dieser fundamentalen Fehler sollte man nicht übersehen. Sie sind eine bittere Mahnung, dass man im Bereich freier Staaten und Völker die Abschreckung militärisch-politischer Erpressung, Verteidigungswillen und Verteidigungskraft nicht zu spät entfalten darf.

1945 hat die sowjetische Gewaltherrschaft einen tiefen Einbruch in Europa erzielt. Vielen Nachbarvölkern brachte dieses drückende Unfreiheit, unser Volk und Vaterland sind geteilt. Die Bestrebungen, diese grausame Vorherrschaft auszuweiten sind nicht zum Stillstand gekommen. Eine Welle der Beschuldigungen in Bezug auf Holocaust und Revanchismus rollt auf uns zu. Wir müssen dem mit tapferer Haltung und einem festen und klugen Maß der Offenlegung auch deutschen und fremden Unrechts bis zur gerechten Selbstbehauptung, unter Hervorkehrung von Dokumenten der Menschlichkeit und konstruktiver Taten, begegnen.

Niemandem ist damit gedient, wenn wir ersatzlos verzichten und abschreiben: nicht einem dauerhaften Ausgleich mit den Slawen, nicht der Überwindung der Teilung Deutschlands und Europas, nicht einem echten Frieden. Die Erschüt-

terung der Volkswirtschaften und Gesellschaften im Osten wird früher oder später zu mehr Zusammenarbeit mit dem Westen auf Zeit, später vielleicht auf Dauer, zwingen. Wir wollen seit Jahren einen friedlichen Handel zu einer freiheitlichen und föderalen Ordnung der Staaten - darunter Deutschlands -, der Völker und Volksgruppen - auch der Deutschen - auf der Grundlage des Rechts und gegenseitiger Achtung sowie des Ausgleichs. Dabei darf es nicht neue Unterdrückungen und Vertreibungen geben. Im freien Teil Deutschlands müssen wir ein tapferes, aber auch europäisch - geöffnetes, von humanistischen und christlichen Werten bestimmtes deutsches Volks-, National- und Selbstbewusstsein entfalten.

\* \* \*

## **„Charta der deutschen Heimatvertriebenen“**

Am 5. August 1950 wurde diese „Charta der deutschen Heimatvertriebenen“ in Stuttgart auf einer Großkundgebung in Gegenwart von Mitgliedern der Bundesregierung, der Kirchen und der Parlamente von dem unbekanntenen Heimatvertriebenen verkündet. Sie trägt die Unterschriften der Sprecher der Landsmannschaften der Vertriebenen sowie der Vorsitzenden des Zentralverbandes der vertriebenen Deutschen, und seiner Landesverbände. In allen Teilen Deutschlands wurde sie auf Großkundgebungen bestätigt.

Im Bewusstsein ihrer Verantwortung vor Gott und den Menschen,  
im Bewusstsein ihrer Zugehörigkeit zum christlich-abendländischen Kulturkreis,  
im Bewusstsein ihres deutschen Volkstums und in der Erkenntnis der gemeinsamen Aufgabe aller europäischen Völker

haben die erwählten Vertreter von Millionen Heimatvertriebener nach reiflicher Überlegung und nach Prüfung ihres Gewissens beschlossen, dem deutschen Volk und der Weltöffentlichkeit gegenüber eine feierliche Erklärung abzugeben, die die Pflichten und Rechte festlegt, welche die deutschen Heimatvertriebenen als ihr Grundgesetz und als unumgängliche Voraussetzung für die Herbeiführung eines freien und geeinten Europas ansehen.

1. Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluss ist uns ernst und heilig im Gedenken an das unendliche Leid, welches im Besonderen das letzte Jahrzehnt über die Menschheit gebracht hat.
2. Wir werden jedes Beginnen mit allen Kräften unterstützen, das auf die Schaffung eines geeinten Europas gerichtet ist, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können.
3. Wir werden durch harte, unermüdliche Arbeit teilnehmen am Wiederaufbau Deutschlands und Europas.

Wir haben unsere Heimat verloren. Heimatlose sind Fremdlinge auf dieser Erde. Gott hat die Menschen in ihre Heimat hineingestellt. Den Menschen mit Zwang von seiner Heimat trennen, bedeutet, ihn im Geiste töten.

Wir haben dieses Schicksal erlitten und erlebt. Daher fühlen wir uns berufen, zu verlangen, dass das Recht auf die Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit anerkannt und verwirklicht wird.

Solange dieses Recht für uns nicht verwirklicht ist, wollen wir aber nicht zur Untätigkeit verurteilt beiseite stehen, sondern in neuen geläuterten Formen verständnisvollen und brüderlichen Zusammenlebens mit allen Gliedern unseres Volkes schaffen und wirken.

Darum fordern und verlangen wir heute wie gestern:

1. Gleiches Recht als Staatsbürger, nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch in der Wirklichkeit des Alltags.
2. Gerechte und sinnvolle Verteilung der Lasten des letzten Krieges auf das ganze deutsche Volk und eine ehrliche Durchführung dieses Grundsatzes.
3. Sinnvollen Einbau aller Berufsgruppen der Heimatvertriebenen in das Leben des deutschen Volkes.
4. Tätige Einschaltung der deutschen Heimatvertriebenen in den Wiederaufbau Europas.

Die Völker der Welt sollen ihre Mitverantwortung am Schicksal der Heimatvertriebenen als der vom Leid dieser Zeit am schwersten Betroffenen empfinden.

Die Völker sollen handeln, wie es ihren christlichen Pflichten und ihrem Gewissen entspricht.

Die Völker müssen erkennen, dass das Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen, wie aller Flüchtlinge, ein Weltproblem ist, dessen Lösung höchste sittliche Verantwortung und Verpflichtung zu gewaltiger Leistung fordert.

Wir rufen Völker und Menschen auf, die guten Willens sind, Hand anzulegen ans Werk, damit aus Schuld, Unglück, Leid, Armut und Elend für uns alle der Weg in eine bessere Zukunft gefunden wird.

Stuttgart, den 5. August 1950

*H. Lüss-Rath* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.*  
*J. W. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.*  
*H. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.*  
*W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.*  
*W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.*  
*W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.*  
*W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.*  
*W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.*  
*W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.*  
*W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.* *W. B. B.*

\* \* \*

Heimat ist der Winkel vielfältiger Geborgenheit.  
 Es ist der Platz, an dem man aufgehoben ist,  
 zu Sprache, im Gefühl,  
 ja selbst im Schweigen aufgehoben.  
 Ein Land ist erst dann verloren,  
 wenn man sich nicht daran erinnert.

Siegfried Lenz



## **Impressum**

Der „Wehlauer Heimatbrief“ ist eine unabhängige, gemeinschaftsfördernde Publikation für die vertriebenen Ostpreußen aus dem Landkreis Wehlau sowie alle, die sich dem Kreis verbunden fühlen. Das Blatt erscheint zweimal im Jahr, in der Jahresmitte und am Ende des Jahres. Es wird allen Interessenten zugesandt. Zur Deckung der durch Druck und Versand entstehenden Kosten wird um freiwillige Spenden gebeten.

- Herausgeber: **KREISGEMEINSCHAFT WEHLAU e.V.**  
in der Landsmannschaft Ostpreußen e.V.
- Kreisvertreter: Joachim Rudat, Klinkerstraße 14, 25436 Moorrege  
Telefon: 04122 - 8765 - Fax: 04122 - 979481  
  
Konten der Kreisgemeinschaft Wehlau e.V.:  
Sparkasse Syke, Blz. 291 517 00, Kto-Nr. 111 001 999 7,  
Postgirokonto 2 532 67 - 206 beim Postgiroamt Hamburg
- Redaktionsleitung: Hans Schlender, Schellingstraße 100, 22089 Hamburg  
Telefon: 040 - 20976735 und 0178 - 2097673  
Fax: 040 - 20973080  
e-mail: [hans.schlender@freenet.de](mailto:hans.schlender@freenet.de)
- Heimatkreisdatei: Hans Schlender, Schellingstraße 100, 22089 Hamburg  
Telefon: 040 - 20976735 und 0178 - 2097673  
Fax: 040 - 20973080  
e-mail: [hans.schlender@freenet.de](mailto:hans.schlender@freenet.de)
- Ortsplanarbeit: Harry Schlisio, Im Stickelgarten 18, 97941 Tauberbischofheim  
Telefon: 09341 - 848777  
Fax: 09341 - 848078  
e-mail: [harry.schlisio@freenet.de](mailto:harry.schlisio@freenet.de)
- Auflage: 6.000 Stück
- Internet - Adresse: [www.kreis-wehlau.de](http://www.kreis-wehlau.de)
- Druck und Vertrieb: Druckerei Gerhard Rautenberg, Blinke 8, 26789 Leer

Redaktionsschluss ist jeweils am 15. April und am 30. September des Jahres. Artikel, die mit dem Namen des Autors unterzeichnet sind, geben nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion wieder. - Die Redaktion behält sich Änderungen, Kürzungen sowie den Zeitpunkt der Veröffentlichung der eingesandten Berichte vor.

**Wehlauer Heimatbrief**  
- Die Brücke zur Heimat -

